Das Dekameron

des Boccaccio.

Von

D. W. Soltau.

Dritter Theil.

Berlin.
Verlag von A. Hofmann & Comp.
1860.

Inhalt des dritten Theiles.

Achter Tag.

Neunter Tag.

Zehnter Tag.

Seite

Das Dekameron.

Dritter Theil.

Das Dekameron.

Dritter Theil.

Achter Tag.

Lauretta ist Königin. Man erzählt sich allerlei Neckereien, welche täglich den Weibern von Männern, den Männern von Weibern, und einem Manne von dem andern zugefügt werden.

Schon rötheten am Sonntag Morgen die ersten Strahlen des aufgehenden Lichtes die Gipfel der Berge; die Schatten entflohen, und die Gestalten der Gegenstände wurden dem Auge deutlich, wie die Königin sammt ihrer Gesellschaft erwachte. Nachdem sie ein wenig in der erfrischenden Kühlung gewandelt und hiernächst in einer nahe gelegenen Kapelle die Messe gehört hatten, begaben sie sich nach Hause zum fröhlichen Mahle, welches sich, wie gewöhnlich, mit Gesang und Tanz endigte. Wie die Sonne bereits den Mittagszirkel verlassen und die Gesellschaft sich neben dem schönen Springbrunnen zum Erzählen gelagert hatte, schritt Neifila zuerst auf Befehl der Königin zu der bestimmten Tagesordnung.

Erste Erzählung.

Wolfrath borgt eine Summe Geld von Gasparuolo, und bezahlt sie der Frau des Letzteren für eine Nacht. Hernach sagt er in ihrer Gegenwart zu ihrem Manne, daß er seine Schuld bei ihr abgetragen habe, und sie darf es nicht leugnen.

Wenn mir das Loos gefallen ist (sprach Neifila), daß ich heute mit meiner Erzählung den Anfang machen soll, so habe ich nichts dawider; und da man uns, meine lieben Damen, so vieles von den Streichen, welche den Männern von ihren Weibern sind gespielt worden, erzählt hat, so will ich Euch doch auch von einem erzählen, welchen ein Mann einer Frau einst spielte. Ich will damit inzwischen dem Manne keinesweges einen Vorwurf machen, oder behaupten, daß der Frau zu viel geschehen wäre: sondern ich will zum

Lobe des Mannes und zur Schande des Weibes zeigen, daß auch die Männer die Leichtgläubigen eben so künstlich anzuführen verstehen, als sie selbst oft aus Leichtgläubigkeit sich anführen lassen; wiewohl dasjenige, was ich erzählen will, eigentlich kein Betrug, sondern nur eine gerechte Vergeltung genannt werden sollte. Denn da es die Pflicht der Weiber ist, strenge über ihre Tugend zu wachen, ihre Keuschheit wie ihr Leben zu bewahren, und sich durch Nichts in der Welt bewegen zu lassen, sie zu verletzen; so behaupte ich (wenn auch unsere Schwachheit uns nicht erlaubt, dieses strenge zu beobachten), daß Diejenige den Scheiterhaufen verdient, welche sich durch Geld zu solchen Dingen verleiten läßt, die nur die allgewaltige Macht der Liebe in den Augen eines nicht gar zu strengen Richters verzeihlich machen kann; wie uns vor einigen Tagen Filostrato an dem Beispiele der Madonna Filippa in Prato gezeigt hat.

In Mailand war demnach einmal ein deutscher Soldat, Namens Wolfrath, ein rüstiger, wohlgebildeter Mann, und treu im Dienste seiner Herren (was die deutschen Söldner nicht immer sind); und weil er ein richtiger Bezahler war, so fehlte es nie an Kaufleuten, die ihm jedesmal gegen billige Zinsen gern so viel Geld liehen, als er bisweilen bedurfte. Dieser verliebte sich in eine sehr schöne Frau, Namens Madame Ambrogia, die Gattin eines reichen Kaufmanns, der sich Gasparuolo Cagastraccio nannte, und der sein Bekannter und guter Freund war. Er verbarg seine Liebe so behutsam, daß weder ihr Ehemann, noch ein Anderer etwas davon gewahr ward, und ließ ihr einst den Antrag thun, ihm ihre Gegenliebe zu schenken, wofür er ihr versprach, Alles zu thun, was sie ihm befehlen würde. Nach einer langen Unterhandlung ließ sie sich endlich willfährig finden, unter der doppelten Bedingung, daß Wolfrath die Sache vor aller Welt geheim halten und daß er ihr zweihundert Goldgülden geben sollte, die sie eben sehr nöthig hätte, welches ihm als einem reichem Manne nur eine Kleinigkeit wäre, und wofür sie auf immer versprach, ihm zu Willen zu sein. Wolfrath, der sie bisher für ein rechtliches Weib gehalten hatte, ward ihr fast gram, wie er von ihrer niederträchtigen Gierigkeit hörte, und er nahm sich vor, ihr einen Possen zu spielen. Er ließ ihr demnach sagen, er sei bereit, dies und jedes andere Begehren, welches sie äußern würde, zu erfüllen, wenn es in seinem Vermögen stände, und er bäte sie nur, ihn wissen zu lassen, wenn er sie besuchen und ihr das Geld überreichen dürfte. Er versprach auch, keinem Menschen jemals etwas davon zu offenbaren, außer

einem einzigen Freunde, vor welchem er kein Geheimniß hätte, und der sein beständiger Gesell und Begleiter wäre. Die Frau, an welcher nicht viel Gutes war, wandte nichts dawider ein und ließ ihm sagen, ihr Mann würde in einigen Tagen nach Genua reisen und alsdann wollte sie ihm Nachricht geben, und ihn zu sich kommen lassen.

Wolfrath nahm inzwischen Gelegenheit, zu Gasparuolo zu gehen, und sagte zu ihm: „Ich habe zu einem gewissen Behuf zweihundert Goldgülden nöthig. Du mußt sie mir gegen die gewöhnlichen Zinsen, die ich Dir sonst bezahlt habe, leihen."

„Sehr gern," sprach Gasparuolo, und zählte ihm sogleich das Geld hin.

Einige Tage nachher verreisete Gasparuolo nach Genua, und seine Frau schickte, ihrer Abrede gemäß, zu Wolfrath, und ließ ihm sagen, er möchte kommen und die zweihundert Goldgülden mitbringen. Wolfrath nahm seinen Begleiter mit und ging zu ihr. Das erste, was er that, war, daß er ihr in Gegenwart seines Freundes das Geld gab und zu ihr sagte: „Madonna, ich bitte Euch, dies Geld zu empfangen und es Eurem Mann zu geben, wenn er wiederkommt."

Sie nahm es an und hatte kein Arges aus Wolfraths Rede; vielmehr glaubte sie, er bediente sich dieses Vorwands, um seinen Freund nicht merken zu lassen, daß er ihr das Geld als den Preis ihrer Gunstbezeugungen gäbe. Sie antwortete demnach: „Es soll geschehen, und ich will nur nachsehen, wie viel es ist." Sie schüttete hierauf das Geld aus, zählte es nach, fand die zweihundert Gülden richtig und schloß sie fröhlich in ihren Kasten; worauf sie sich nicht nur diese Nacht, sondern auch noch oft nachher, während der Abwesenheit ihres Mannes, dem Wolfrath überließ.

Gasparuolo kam bald darauf wieder von Genua zurück, und Wolfrath nahm die erste Gelegenheit wahr, ihn und seine Frau zusammen anzutreffen, und sagte zu ihm in ihrer Gegenwart: „Gasparuolo, ich habe die zweihundert Goldgülden, die Du mir neulich geliehen hast, nicht nöthig gehabt, weil aus dem Handel nichts geworden ist, wozu ich glaubte, sie zu brauchen. Ich habe sie deswegen Deiner Frau sogleich wiedergebracht und bitte Dich also, sie von meiner Rechnung zu streichen."

Gasparuolo fragte seine Frau, ob sie das Geld empfangen hätte. Da der Zeuge gegenwärtig war, so durfte sie den Empfang nicht leugnen,

sondern sagte: „Ach ja, ich habe es erhalten und habe nur noch nicht daran gedacht, es Dir zu sagen."

„Sehr gut, Wolfrath (sprach Gasparuolo); Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich Deine Schuld in meinen Büchern tilgen werde."

Damit ging Wolfrath fort; das verhöhnte Weib mußte ihrem Manne den Preis ihrer Sünde herausgeben und ihr schlauer Liebhaber hatte ohne Unkosten die Gunstbezeugungen seiner geldgierigen Geliebten genossen."

Zweite Erzählung.

Der Pfarrer zu Varlungo liegt bei Frau Belcoloren, und läßt ihr seinen Chorrock zum Pfande. Er borgt hernach von ihr einen Mörser, und wie er ihn wiederschickt, läßt er den Chorrock, als Unterpfand für den Mörser zurückfordern, und sie gibt ihn mit einer Stichelrede zurück.

Die Herren sowohl, als die Frauenzimmer, billigten den Streich, welchen Wolfrath der gewinnsüchtigen Mailänderin gespielt hatte. Ein Lächeln der Königin deutete hierauf dem Pamfilo ihren Befehl an, fortzufahren. „Schöne Damen (sprach Pamfilo), ich will Euch ein Geschichtchen von denjenigen Leuten erzählen, die uns immer necken, ohne daß wir uns wieder an ihnen reiben können, nämlich von den Pfaffen, die unaufhörlich gegen unsere Weiber zu Felde liegen, und glauben, nicht weniger Ablaß und Vergebung der Sünden zu verdienen, wenn sie eine davon überrumpeln können, als wenn sie den Sultan von Aegypten gefangen nach Avignon lieferten. Die armen Laien können sie dafür nicht mit gleicher Münze bezahlen, wenn sie sich auch an den Müttern, Schwestern, Buhlerinnen und Töchtern derselben mit eben den Eifer zu rächen suchen, womit jene ihre Weiber verfolgen. Ihr sollt von mir ein kleines ländliches Liebesabenteuer hören, das zwar nicht lang ist, aber spaßhaft genug endigt; und Ihr könnt zugleich daraus lernen, daß man den Pfaffen nicht zu viel trauen muß.

Ihr Alle habt vielleicht von einem rüstigen, im Dienste der Weiber wohlversuchten Pfarrer zu Varlungo, einem Dörfchen nicht weit von hier, gehört, der zwar nicht sonderlich lesen konnte, aber doch seine Pfarrkinder des Sonntags unter dem Ulmbaume mit manchem salbungsvollen Worte zu erbauen wußte; und wenn die Männer in Geschäften abwesend

waren, so verstand kein Pfaff, weder vor, noch nach ihm, ihre Weiber besser zu besuchen, ihnen Naschwerk, Weihwasser und Endchen von Wachskerzen zu bringen, und ihnen seinen Segen dabei zu geben. Unter den Weiberchen in seinem Dorfe, die ihm zuerst in die Augen fielen, war vorzüglich eine, die ihm vor allen andern gefiel, Namens Belcolore, die Frau eines Bauern, der sich Bentivegno del Mazzo nennen ließ, und sie war auch wirklich ein ebenso hübsches, als frisches und kernfestes bräunliches Bauerweibchen, besser zur Wollust gebaut, als irgend eine Andere, und keine konnte besser als sie die Cymbel schlagen, ein Liedchen singen, oder wenn es nöthig war, mit einem hübschen Tuche in der Hand, einen Reihen anführen. Darum ward auch der Herr Pfarrer so verliebt in sie, daß er kaum seiner Sinne mächtig blieb: keuchend trabte er ganze Tage umher, um sie zu sehen, und wenn er des Sonntags fand, daß sie in der Kirche war, so schrie er sein Kyrie und Sanctus wie ein Waldesel, um seine Kunst und Kraft im Gesange hören zu lassen; wenn sie aber nicht da war, so ließ er's sachte angehen. Doch wußte er sich so dabei zu benehmen, daß weder Bentivegno, noch sonst Jemand im Dorfe etwas davon gewahr ward. Um sich bei Belcolore desto besser in Gunst zu setzen, schenkte er ihr von Zeit zu Zeit bald ein Bündel von dem besten Knoblauch, den er mit eignen Händen in seinem Garten gesetzt hatte, bald ein Körbchen voll Bohnen, bald eine Schnur Zwiebeln, oder Schalotten; und wenn er seine Gelegenheit sah, so beäugelte er sie und schwänzelte um sie herum, wie ein verliebter Pudel. Weil sie jedoch immer die Spröde spielte, so konnte er lange nicht bei ihr zum Ziele kommen. Einst traf es sich inzwischen, wie er gerade in der Mittagsstunde hin und her auf der Straße herumschlenderte, daß ihm Bentivegno del Mazzo begegnete, der einen beladenen Esel vor sich hin trieb. Er sprach ihn an und fragte ihn, wohin es ginge.

„Hm! Ja, die Wahrheit zu sagen, Eu'r Würden (sprach Bentivegno), es geht halt nach der Stadt, wegen eines Geschäfts, das ich dort habe, und ich bringe diese Sachen dem Herrn Bonaccori da Ginestreto, daß er mir helfen soll, weil mich der Herr Defizialrichter durch seinen Prokulater parentorisch hat recitiren lassen."

Der Pfarrer war froh und sagte: „Du thust wohl, mein Sohn; Gott segne Dein Vorhaben! Komm bald zurück, und wenn Dir von ungefähr Lampuccio, oder Naldino in den Weg kommen, so vergiß nicht, ihnen zu sagen, daß sie mir die Riemen zu meinen Dreschflegeln schicken."

„Soll geschehen," sprach Bentivegno, und trieb nach Florenz. Der Pfarrer hielt dies für die gelegenste Zeit, sein Glück bei Belcolore zu versuchen; er machte sich auf den Weg und hielt sich nirgends auf, bis er zu ihr kam.

„Gott zum Gruß (rief er)! Ist Jemand zu Hause?"

Belcolore, die auf den Boden gegangen war, rief herunter, wie sie seine Stimme hörte: „Ach, seid willkommen, Herr Pfarrer; wie kömmt's, daß Ihr so in der Mittagshitze ausgeht?"

„So wahr ich lebe (sprach der Priester), blos um ein wenig bei Dir zu verweilen, weil ich eben Deinem Mann begegnet bin, der nach der Stadt ging."

Belcolore kam herunter, breitete ein Tuch auf die Erde und fing an, etwas Kohlsamen zu sieben, den ihr Mann eben ausgeschlagen hatte.

„Höre, Belcolorchen (sprach der Pater), willst Du mich denn immer so schmachten lassen?"

„Nun, was thu' ich Euch denn?" sprach Belcolorchen und lachte.

„Du thust mir zwar nichts (sprach der Pfarrer); aber Du läßt Dir auch nicht von mir thun, was ich gern möchte, und was Gott geboten hat."

„Ei geht doch, geht doch (sprach sie)! Thun denn so was auch die Priester?"

„Warum nicht so gut, als andere Leute, und noch besser dazu (sprach der Pfarrer). Denn bei uns kömmt's selten, aber gut; das sollst Du sehen, wenn Du ruhig bist und mich machen lässest."

„Was kann man von Euch Gutes erwarten (versetzte Belcolore)? Ihr seid ja Alle so geizig, wie der Teufel."

„Ich weiß nicht, was Du verlangst (sprach der Pater). Fordere nur. Willst Du ein Paar hübsche Schuhe? Oder willst Du ein schönes Kleinod, oder eine Strehne feine Wolle, oder was sonst?"

„Das wäre mir was Rechtes (sprach Belcolore)! Das Alles habe ich selbst. Aber wenn Ihr mir so gut seid, wie Ihr sagt, so thut mir einen Dienst, und ich will Euch wieder Alles zu Gefallen thun."

„Sage mir nur, was ich thun soll, und es soll geschehen," sprach der Priester.

„Gut (versetzte Belcolore)! Ich muß Sonnabend nach Florenz, um Wolle abzuliefern, die ich gesponnen habe, und um mein Spinnrad zurecht machen zu lassen. Wenn Ihr mir fünf Liren leihen wollt (so viel

habt Ihr gewiß), so kann ich vom Pfandverleiher mein dunkelblaues Röckchen einlösen, und meinen Feiertagsgürtel, den ich zum Brautschatz mitgebracht habe; denn Ihr wißt wohl, ohne das kann ich mich weder in der Kirche, noch an andern ehrbaren Oertern sehen lassen, und hernach will ich auch immer gerne thun, was Ihr haben wollt."

„So wahr ich ehrlich bin, ich habe sie jetzt nicht bei mir (sprach der Pfarrer); aber sei versichert, ehe Sonnabend kommt, will ich sie Dir mit Freuden verschaffen."

„Ja, wer Euch glaubte (sprach Belcolore)! Versprechen könnt Ihr alle meisterlich, aber hernach haltet Ihr andern Leuten nichts. Meint Ihr's mit mir auch so zu machen, wie mit der Biliuzza, die mit leerer Hand ausgehen mußte? Das soll Euch bei meiner Treue nicht gelingen; denn die ist blos darüber zur Gassenläuferin geworden. Habt Ihr sie nicht bei Euch, so geht hin und holt sie."

„Ich bitte Dich (sprach der Pfarrer), schicke mich doch jetzt nicht wieder bis nach Hause. Du siehst, das Glück ist mir eben so günstig, daß Niemand hier ist, und wer weiß, wenn ich wiederkäme, so fände ich vielleicht Jemand bei Dir, der uns hinderte, und wir können nicht wissen, ob sich eine so günstige Gelegenheit, wie diese, so bald wieder anbieten wird."

„Meinetwegen (sprach sie)! Wollt Ihr gehen, so geht, wo nicht, so könnt Ihr lange warten."

Wie der Pfarrer sahe, daß er nichts von ihr erhalten würde, ohne sie sicher zu stellen, so gern er es auch vermieden hätte, so sprach er: „Höre, Du glaubst mir nicht, daß ich Dir das Geld bringen werde. Aber ich will Dir zur Sicherheit diesen violetten Chorrock hier zum Pfande lassen."

„Diesen Chorrock (sprach Belcolore, und warf die Nase in die Höhe)? Wieviel ist denn der werth?"

„Was er werth ist (rief der Pfarrer)? Du mußt wissen, daß er zweidräthig, oder dreidräthig ist, ja einige Leute im Dorfe halten ihn gar für vierdräthig; und es sind noch nicht vierzehn Tage, wie ich ihn von Otto dem Trödler für sieben Liren kaufte, und Buglietto, der sich (wie Du weißt) auf dergleichen Zeug wohl versteht, hat mir versichert, daß er noch wohl fünf Soldi mehr werth ist."

„Das wäre (sprach Belcolore)! Das hätt' ich wahrhaftig nimmer geglaubt. Aber gebt ihn nur erst her."

Der Pfarrer, bei dem der Bogen auf's Höchste gespannt war, gab den

Chorrock hin. Sie verwahrte ihn, und ging darauf mit dem Pater in ein Hüttchen, wohin Niemand zu kommen pflegte, und wo sie sich eine gute Weile mit einander ergötzten. Der Pfarrer ging hernach ohne Chorrock, in bloßer Simarre nach Hause, als wenn er von einer Hochzeit käme. Wie er nun anfing, nachzurechnen, daß die Endchen Lichter, die er in einem ganzen Jahre zusammensparte, ihm nicht die Hälfte der fünf Liren einbrächten, fand er, daß er nicht wohl gethan hätte, und es reuete ihn, seinen Chorrock zum Pfande gelassen zu haben. Er sann daher auf ein Mittel, ihn wieder zu bekommen, welches ihm auch, weil er ziemlich verschlagen war, nur allzu gut gelang. Weil eben am folgenden Tage ein Festtag einfiel, so schickte er einen Knaben aus der Nachbarschaft zu Frau Belcolora, und ließ sie bitten, ihm ihren steinernen Mörser zu leihen, weil morgen Binouccio del Poggio und Nuto Buglieti bei ihm essen würden, und er ihnen eine gute Tütsche vorzusetzen wünschte. Belcolore lieh ihm den Mörser. Wie nun der Mittag kam, und der Pfarrer wußte, daß Bentivegno mit seiner Frau zu Tische saß, rief er seinen Küster, und sagte: „Nimm diesen Mörser, und trage ihn zu Belcolore, und sage ihr: Der Herr läßt Euch danken, und läßt bitten, ihm den Chorrock wieder zu schicken, den er dem Knaben zum Zeichen an Euch mitgegeben hat.

Der Küster ging hin mit dem Mörser, und fand Belcolore und Bentivegno bei ihrer Mahlzeit, stellte den Mörser hin, und sagte, was ihm der Pfarrer befohlen hatte. Wie Belcolore hörte, daß er den Chorrock forderte, war sie im Begriff, ihm zu antworten; allein ihr Mann rief mit verdrießlicher Miene: „Was? Nimmst Du von dem geistlichen Herrn ein Pfand? Beim Element, ich habe schier Lust, Dir eine derbe Tachtel zu geben! Geh hin den Augenblick, und gib es ihm wieder, und merke Dir's, daß Du ihm niemals Nein sagst, wenn er etwas von unsern Sachen gebraucht, wenn's auch unser Esel selbst wäre."

Die Frau stand murrend auf, holte den Chorrock aus ihrem Kasten, und gab ihn dem Küster, und sprach zu ihm: „Sagt Eurem Herrn von meinetwegen, die Belcolore thäte ein Gelübd, daß er nimmermehr seine Brühe wieder in ihrem Mörser anrühren sollte, weil er diesmal so unartig damit umgegangen wäre."

Der Küster brachte seinem Herrn den Chorrock, und sagte ihm, was ihm aufgetragen war. Der Pfarrer lachte darüber, und sagte: „Wenn Du sie wieder siehst, so sage ihr: wenn sie mir ihren Mörser nicht leihen

will, so leih ich ihr auch nicht meinen Stempel; so bleiben wir einander nichts schuldig.“

Bentivegno meinte, seine Frau hätte die Worte deswegen gesprochen, weil er ihr einen Verweis gegeben hatte, und machte sich also nichts daraus. Belcolore aber entzweite sich mit dem Pfarrer, und sprach bis zur Weinlese kein Wort mit ihm. Wie ihr aber hernach der Pfarrer drohte, daß er sie dem großen Lucifer in den Rachen schicken wollte, schlug sie um mit dem Most, und vertrug sich mit ihm bei den warmen Kastanien. Sie pflegten sich hernach noch oft mit einander gütlich zu thun, und statt der fünf Liren ließ ihr der Pfarrer ihre Cymbel zurecht machen und eine Schelle daran hängen, und damit war sie zufrieden.“

Dritte Erzählung.

Calandrino, Bruno und Buffalmacco gehen hinunter nach dem Thale Mugnone, um Heliotropen zu suchen. Calandrino glaubt, sie gefunden zu haben, und geht, mit Steinen ganz beladen, zu Hause. Seine Frau schilt ihn; er erzürnt sich darüber und schlägt sie, und erzählt hierauf seinen Gefährten, was sie selbst besser wissen, als er.

Pamfilo hatte seine Geschichte geendigt, und die Mädchen lachten so sehr darüber daß sie noch nicht aufhören konnten; die Königin trug indessen Elisa auf, ihm zu folgen. Noch immer lachend, fing Elisa an: „Ich weiß nicht, lieben Kinder, ob ein eben so wahres, als lustiges Geschichtchen, das ich Euch erzählen will, Euch so viel zu lachen verschaffen wird, als Pamfilo's Erzählung; allein ich will mein Bestes thun.

In unserer Stadt, welche nie Mangel an sonderbaren Leuten gehabt hat, lebte noch vor Kurzem ein Maler, Namens Calandrino, ein einfältiger und wunderlicher Mann, der seine meisten müßigen Stunden mit zweien andern Malern zuzubringen pflegte, die sich Bruno und Buffalmacco nannten, ein Paar lustige Brüder, und dabei kluge und gescheidte Leute. Sie gaben sich mit Calandrino deswegen ab, weil sie sich oft an seiner Einfalt und an seinen sonderbaren Grillen belustigten. Zu derselben Zeit befand sich auch in Florenz ein junger Mann, der in Allem, was er unternahm, gewandt, unterhaltend, schlau und einnehmend war, Namens Maso del Saggio, welcher von der Einfalt des Calandrino hörte,

und sich vornahm, sich mit ihm einen Spaß zu machen, und ihm einen Possen zu spielen, oder ihm etwas Ungereimtes weis zu machen. Von ungefähr traf er ihn eines Tages in der Johanneskirche, wo er die Malerei und das Schnitzwerk an dem Heiligenschreine betrachtete, den man erst kürzlich auf dem Altar aufgestellt hatte, und er glaubte hier eine gute Gelegenheit zu finden, seinen Vorsatz auszuführen. Er gab demnach einem seiner Cameraden einen Wink von seiner Absicht, stellte sich mit demselben nahe an den Ort, wo Calandrino einsam saß, und fing an, von den Eigenschaften und Kräften verschiedener Steine mit so vieler Ausführlichkeit zu reden, als ob er der größeste und gelehrteste Steinkenner wäre. Calandrino merkte auf ihre Unterredung, stand bald hernach auf, und weil er fand, daß sie nichts Geheimes mit einander sprachen, so mischte er sich mit in ihr Gespräch. Maso, dem dieses eben recht war, setzte die Materie fort, bis ihn Calandrino fragte, wo diese merkwürdigen Steine zu finden wären.

In Berlinzone (sprach Maso), einer Stadt der Basken, in einer Provinz, die Bengodi heißt, wo man die Weinstöcke mit Bratwürstchen anbindet. Da gibt's Gänse, die goldene Eier legen, und einen großen Berg von Parmesankäse, worauf sich Leute befinden, die nichts Anders thun, als Maccheroni und Ravioli machen, die sie in Hühnerbrühe kochen und herunterwerfen, und wer am meisten aufsammelt, der bekömmt das Meiste. Neben dem Berge fließt ein Bach, vom besten Vernaccia *), den man jemals getrunken hat, und der mit keinem Tröpfchen Wasser vermischt ist."

„Ach, das muß ein herrliches Land sein (sprach Calandrino). Aber sage mir doch, was machen sie denn mit den Kapaunen, die sie kochen?"

„Die verzehren die Basken," sprach Maso.

„Bist Du jemals da gewesen?" fragte Calandrino.

„Das kannst Du glauben (sprach Maso), daß ich nicht einmal, sondern tausendmal da gewesen bin."

„Wieviel Meilen ist es denn von hier?"

„Vollkommen so viel Meilen hin, als her," sprach Maso.

„Das mag wohl noch weiter sein, als nach Abruzzo," meinte Calandrino.

„Ja wohl (sprach Maso), und noch ein gutes Stück weiter."

---

*) Der Vernaccia ist ein grünlichweißer florentinischer Wein, der sehr leicht ist und fast wie Limonade schmeckt. Er wird von den Italienern sehr geschätzt.

Da Maso beständig eine ernsthafte Miene behielt, so glaubte ihm der einfältige Calandrino jedes Wort, als wenn es die ausgemachteste Wahrheit wäre. „Das ist mir doch ein wenig zu weit (sprach er); aber wenn es näher wäre, so muß ich gestehen, daß ich wohl einmal mit Dir hinreisen möchte, um zu sehen, wie die Maccheroni herumfliegen, und mir ein Schüsselchen davon zu sammeln. Allein ich bitte Dich, sage mir doch, gibts denn hier zu Lande gar keine von diesen trefflichen Steinen?"

„Ja (sprach Maso); zweierlei Arten gibt es auch hier, von ganz besonderer Tugend. Von der einen Art sind die Mühlsteine von Settigniano und Montisci, womit man in den Mühlen das Mehl mahlt; daher man auch im Sprüchwort zu sagen pflegt!

Gott läßt das liebe Korn gedeihn,
Montisci's Steine mahlen's klein.

Von diesen ist aber der Ueberfluß so groß, daß man sich bei uns so wenig aus ihnen macht, wie bei jenen aus den Smaragden, wovon es dort Berge gibt, so groß, wie der Monte Morello, die um Mitternacht leuchten, wie Karfunkel. Ich kann Dir aber sagen, wenn man die Mühlsteine schleifen und in Ringe fassen ließe, ehe sie gebohrt werden, und brächte sie dem Sultan, so könnte man dafür fordern was man wollte. Den andern Stein nennen wir Steinkenner das Heliotropium, und er hat eine ganz besondere Kraft; denn wenn ihn Jemand bei sich trägt, so sieht ihn kein Mensch in der Welt da, wo er nicht ist."

„Das ist wirklich eine wunderbare Kraft (sprach Calandrino). Wo findet man denn diesen Wunderstein?"

„Man pflegt ihn in Mugnone zu finden," sprach Maso.

„Wie groß ist er, und von welcher Farbe?"

„Man findet ihn von verschiedener Größe (sprach Maso). Einige sind größer, andere kleiner, allein von Farbe fallen sie fast alle in's Schwärzliche."

Calandrino merkte sich alle diese Umstände; er schützte hierauf Geschäfte vor, und entfernte sich von Maso, in der Absicht, den Stein zu suchen; doch nahm er sich vor, nichts ohne Vorwissen seiner Freunde Bruno und Buffalmacco zu thun, die er besonders lieb hatte. Er suchte sie demnach auf, um ohne Zeitverlust mit ihnen hinzugehen, und den Stein zu suchen, ehe ihnen andere zuvor kämen. Nachdem er sie den ganzen Vormittag vergeblich gesucht hatte, fiel ihm endlich um Mittagszeit ein, daß sie im Frauenstifte in Faenza arbeiteten; und so heiß es auch war, so ließ er

doch alle seine anderen Geschäfte liegen, und eilte in vollem Trabe hinaus zu ihnen. „Freunde (sprach er), wenn Ihr mich hören wollt, so können wir die reichsten Leute in Florenz werden; denn ich habe von einem glaubwürdigen Manne erfahren, daß im Mugnone ein Stein gefunden wird, der die Leute, die ihn bei sich tragen, unsichtbar macht. Ich denke also, wir sollten hingehen, und ihn suchen, ehe uns Jemand zuvorkömmt. Wir finden ihn gewiß, weil ich ihn kenne; und wenn wir ihn finden, was haben wir denn mehr zu thun, als ihn in die Tasche zu stecken, und in die Wechselbuden zu gehen, wo die Gulden und Groschen immer in Haufen herumliegen, und nehmen soviel davon, als wir wollen? Kein Mensch wird uns gewahr werden, und auf die Art können wir bald reich werden, und brauchen nicht den ganzen Tag die Wände zu beschmieren, wie die Schnecken."

Bruno und Buffalmacco lachten heimlich über sein Geschwätz. Sie sahen sich einander an, und stellten sich, als ob sie sich mächtig verwunderten; sie lobten Calandrino's Einfall, und Buffalmacco fragte ihn, wie der Stein hieße.

Calandrino, dessen Gedächtniß nicht besser war, als sein Verstand, hatte den Namen schon vergessen. Er gab demnach zur Antwort: „Was kümmert uns der Name des Steins, wenn wir nur wissen, wozu er nütz ist? Mich däucht, wir thäten am besten, gleich hin zu gehen und ihn zu suchen."

„So sage uns wenigstens, wie er aussieht", sprach Bruno.

„Er sieht verschiedentlich aus (antwortete Calandrino); allein sie sind alle fast schwarz; darum denke ich, wir wollen alle schwärzlichen Steine auflesen, bis wir den rechten finden. Laßt uns nur gehen, und keine Zeit verlieren."

„Warte noch ein wenig," sprach Bruno, und sagte darauf zu Buffalmacco: „Mich däucht, Calandrino hat Recht: allein es scheint mir jetzt nicht die Zeit zu sein, zum Werke zu schreiten. Die Sonne steht jetzt hoch, und scheint gerade in Mugnone hinein, und trocknet alle Steine aus, so daß jetzt einige weiß aussehen müssen, die des Morgens schwarz sind, ehe die Sonne darauf scheint. Ueberdies ist heute Arbeitstag, und es gehen viele Leute in Mugnone hin und wieder, welche leicht unsere Absicht errathen könnten, wenn sie uns sähen, und vielleicht auf den Einfall kämen, dasselbe zu thun, und wenn es ihnen besser glückte, als uns, so brächten wir uns selbst um unsern Vortheil. Ich bin der Meinung (wenn es

Euch gleichfalls gut däucht), wir sollten diese Arbeit lieber des Morgens vornehmen, wenn man Schwarz und Weiß besser unterscheiden kann, und an einem Feiertage, wenn uns Niemand bemerkt."

Buffalmacco lobte Bruno's Rath, Calandrino gab nach, und sie wurden einig, daß sie alle drei am nächsten Sonntage den Stein suchen wollten: vor allen Dingen aber bat Calandrino die Andern, sie möchten mit Niemand davon sprechen, weil es ihm als ein Geheimniß anvertrauet wäre. Hierauf erzählte er ihnen, was er von dem Lande Bengodi gehört hatte, und betheuerte mit großen Schwüren, daß es alles lauter Wahrheit wäre.

Wie Calandrino sich wegbegab, nahmen die beiden Andern Abrede, wie sie ihre Rolle bei der Sache spielen wollten. Calandrino konnte vor Begierde den Sonntag kaum erwarten. Wie er herankam, stand er schon vor Tages Anbruch auf, holte seine Mitbrüder ab, ging mit ihnen zum Sankt Gallen-Thore hinaus, und nach dem Mugnone hinunter, wo sie auf und abgingen, um den Wunderstein zu suchen. Calandrino bezeigte sich am eifrigsten, sprang bald hierhin, bald dorthin, wo er nur einen schwärzlichen Stein erblickte, und steckte ihn zu sich. Seine Gefährten gingen ihm nach, und hoben auch von Zeit zu Zeit ein Steinchen auf. Calandrino war noch nicht weit gegangen, wie er schon alle Taschen und den Busen voll Steine hatte; er schürzte demnach seine ziemlich langen Rockschöße ringsum mit seinem Gürtel auf, und wie auch diese voll waren, machte er seinen Mantel zum Sack, und füllte ihn mit Steinen.

Wie Buffalmacco und Bruno fanden, daß er seine volle Ladung hatte, und daß es bald Essenszeit war, sagte Bruno zu Buffalmacco: „Wo ist Calandrino?"

Buffalmacco, der ihn dicht neben sich stehen sahe, kehrte sich um, blickte allenthalben umher und sagte: „Ich weiß nicht, wo er geblieben ist, allein er stand ja noch vor Kurzem hier neben uns."

„Es liegt nicht viel daran (versetzte Bruno); aber ich wollte wohl wetten, daß er schon zu Hause am Tische sitzt, und läßt uns hier wie die Narren im Mugnone herumlaufen, um schwarze Steine aufzulesen."

„Das hat er gut gemacht (sprach Buffalmacco), daß er uns so angeführt, und uns hier verlassen hat, weil wir so thöricht waren, ihm zu glauben. Wer anders, als wir, wäre wohl so närrisch gewesen, sich einbilden zu lassen, daß im Mugnone ein so wundersamer Stein zu finden wäre?"

Calandrino, der ihre Reden hörte, glaubte gewiß, daß der Stein ihm in die Hände gefallen wäre, und durch seine Wirkung verursachte, daß die Andern ihn nicht sehen könnten, obgleich er vor ihnen stände. Höchst erfreut über sein Glück, nahm er sich vor, nach Hause zu gehen, ohne ein Wort zu sagen; er kehrte demnach um, und ging davon. Buffalmacco, der ihn fortgehen sahe, sprach zu Bruno: „Was machen wir länger hier? Warum gehen wir nicht auch?“

„Laß uns gehen (antwortete Bruno); aber ich schwöre zu Gott, Calandrino soll mich nicht wieder betrügen, und wenn ich ihm jetzt so nahe wäre, wie ich ihm diesen ganzen Morgen gewesen bin, so wollte ich ihm diesen Kiesel dergestalt auf die Fersen schnellen, daß er wohl einen Monat an seinen Streich denken sollte.“ Mit diesen Worten nahm er einen Stein aus der Tasche, und gab dem Calandrino einen tüchtigen Wurf damit auf die Hacke. Calandrino zog vor Schmerz das Bein in die Höhe, und blies wie ein Hamster; schwieg aber still und ging weiter. Buffalmacco nahm auch einen von den aufgelesenen Steinen und sagte: „Das ist ein hübscher tüchtiger Bachkiesel, ich wollte, daß ihn Calandrino in den Rippen hätte,“ und paff! ließ er ihn dem Calandrino wirklich in die Rippen fliegen. So steinigten sie ihn, bald unter diesen, bald unter jenen Reden, den ganzen Weg im Mugnone entlang bis an das Thor. Hier warfen sie ihre übrigen Steine von sich, und hielten sich unter vielem Gelächter bei der Zollwache auf, welche von ihnen einen Wink bekommen hatte, und den Calandrino vorbei gehen ließ, als wenn ihn Niemand sähe. Calandrino hielt sich nirgends auf, bis er nach seinem Hause kam, welches nicht weit davon neben der Mühle lag. Das Glück begünstigte den Spaß so sehr, daß auf dem ganzen Wege längs dem Flusse und in der Stadt kein Mensch dem Calandrino ein Wort sagte, wiewohl ihm in der That auch nur Wenige begegneten, weil fast Jedermann schon zu Tische gegangen war. Calandrino kam also mit seiner ganzen Ladung nach Hause. Von ungefähr stand seine Frau, Monna Tessa, ein hübsches rasches Weibchen, oben an der Treppe, und weil sie über sein langes Außenbleiben ein wenig verdrüßlich geworden war, so machte sie ihm darüber Vorwürfe und sagte: „Nun, Freund! führt Dich endlich der Himmel einmal zu Hause? Alle Menschen haben schon zu Mittag gegessen und Du kommst nun erst zu Tische.“

Wie Calandrino dies hörte und fand, daß er sichtbar war, rief er

voll Zorn und Verdruß: „Bist Du da, Du Wetterweib? Du bringst mir Unglück; allein beim Himmel, Du sollst es entgelten." Damit ging er in sein Zimmer, legte seine Ladung Steine von sich, lief voll Bosheit zu seiner Frau, packte sie bei den Haaren, warf sie auf die Erde und gab ihr, so lange er Hände und Füße rühren konnte, so viele Stöße und Tritte, bis er ihr kein Haar im Kopfe und kein heiles Bein im Leibe ließ, obwohl sie ihn mit gefalteten Händen um Barmherzigkeit bat.

Nachdem Bruno und Buffalmacco sich ein wenig mit der Wache am Thor lustig gemacht hatten, folgten sie dem Calandrino langsam und von ferne nach, und hörten, wie sie an seine Thüre kamen, die heftigen Schläge, die er seiner Frau gab. Sie thaten, als ob sie erst eben ankämen, und riefen ihn. Calandrino kam schwitzend vor Eifer und Erhitzung an's Fenster, und bat sie, zu ihm hinauf zu kommen. Sie stellten sich ein wenig unwillig, kamen aber doch hinauf, und fanden das ganze Zimmer voll Steine. In der einen Ecke befand sich die Frau, zerzaust, zerrissen und im ganzen Gesichte zerschlagen, und vergoß heiße Thränen; und in einem andern Winkel saß Calandrino ohne Rock und Wamms und keuchte vor Erschöpfung. Nachdem sie sich ein wenig umgesehen hatten, fragten sie: „Was hat das hier zu bedeuten, Calandrino? Willst Du mauern, daß hier so viele Steine umher liegen? Und was fehlt denn Monna Tessa? Sie sieht ja aus, als wenn Du sie geschlagen hättest. Was sind das für Auftritte?"

Calandrino war so sehr abgemattet von dem Gewicht der Steine, von der Wuth, womit er seine Frau geschlagen hatte, und von dem Schmerz über das Glück, das er glaubte verloren zu haben, daß er nicht Athem genug finden konnte, um eine Antwort hervorzubringen, daher Buffalmacco weiter fortfuhr: „Wenn Du sonst Verdruß gehabt hast, Calandrino, so hättest Du ihn doch nicht sollen an uns auslassen, wie Du gethan hast; denn erstlich schlepptest Du uns mit Dir fort, um Steine in Mugnone aufzulesen, und dann ließest Du uns stehen, wie ein Paar Narren, und gingst davon, ohne zu sagen „Lebt wohl," oder „geht zum Galgen!" Wir nehmen Dir das sehr übel, und es ist gewiß der letzte Possen, den Du uns jemals spielst."

Calandrino kam endlich ein wenig zu Athem und sagte: „Brüderchen, seid mir nicht so böse: das Ding verhält sich ganz anders, als Ihr glaubt. Ich armer geschlagener Mensch hatte den Stein gefunden. Hört

nur zu, ob ich die Wahrheit sage: Wie Ihr einander zuerst nach mir fragtet, war ich keine zehn Ellen weit von Euch entfernt, und weil ich sahe, daß Ihr wegginget und mich nicht sehen konntet, so ging ich vor Euch hin, und blieb immer in einer kleinen Entfernung voraus." So fuhr er weiter fort, ihnen Alles zu erzählen, was sie gesagt und gethan hatten, und zeigte ihnen seinen Rücken und seine Fersen, die ihm die Bachkiesel zerbläut und zerschunden hatten, und setzte hinzu: „Wie ich nun beladen mit allen diesen Steinen, die Ihr hier liegen sehet, in's Thor kam, so kann ich Euch versichern, daß mir kein Mensch ein Wort gesagt hat, und Ihr wißt doch, wie beschwerlich die Zollbesucher sind, und wie sie immer Alles durchschnüffeln wollen. Ueberdies sind mir unterwegs verschiedene von meinen Freunden und Gevattersleuten begegnet, die immer mit mir zu spaßen und mir ein Trünkchen anzubieten pflegen, und keiner hat mir ein Wort oder auch nur ein halbes gesagt, weil sie mich nicht sahen. Endlich komm' ich hier nach Hause, und da kömmt mir gleich dies verdammte Satansweib entgegen und hat mich gesehen; denn Ihr wißt wohl, daß die Weiber jedem Dinge seine Kraft benehmen; und darüber bin ich aus dem glücklichsten Menschen in Florenz zum unglücklichsten geworden. Dafür hab' ich sie aber auch so lange geprügelt, als ich meine Fäuste rühren konnte, und ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich ihr nicht alle Adern im Leibe zerschneide. Verdammt sei die Stunde, da ich sie zuerst sahe, und da sie in mein Haus kam!"

Bei diesen Worten lief ihm die Galle von neuem dergestalt über, daß er wieder anfangen wollte, sie zu schlagen. Buffalmacco und Bruno stellten sich, als wenn sie sich über Alles, was sie hörten, sehr verwunderten, und stimmten von Zeit zu Zeit demjenigen bei, was Calandrino sagte, obgleich sie bisweilen vor Lachen bersten wollten. Wie sie aber sahen, daß er ergrimmt aufstand, um seine Frau abermal zu prügeln, sprangen sie zu und hielten ihn ab, indem sie zu ihm sagten, die Frau wäre an dem Allen nicht Schuld, sondern er selbst, da er wüßte, daß die Weiber jedem Dinge seine Kraft raubten, und hätte dennoch seine Frau nicht gewarnt, ihm an diesem Tage nicht vor Augen zu kommen. Diese Vorsicht hätte ihm der Himmel verwehrt, weil ihm entweder dies Glück nicht wäre beschieden gewesen, oder weil er die Absicht gehabt habe, seine Freunde zu hintergehen, welchen er seinen Fund, sobald er ihn gethan, billig hätte mittheilen sollen.

Nach langem Wortwechsel gelang es ihnen mit vieler Mühe, das arme

geschlagene Weib mit ihm wieder zu versöhnen, worauf sie ihn mitten unter seinen Steinen verließen und davon gingen."

Vierte Erzählung.

Der Propst zu Fiesole verliebt sich in eine hübsche Witwe, die ihn aber nicht ausstehen kann. Er meint, bei ihr zu schlafen, und liegt bei ihrer Magd, bei welcher ihn auf Anstiften der Brüder der Dame sein Bischof antrifft.

Wie Elisa ihre Geschichte bis zu Ende zur nicht geringen Unterhaltung der ganzen Gesellschaft erzählt hatte, blickte die Königin Emilia an, um ihren Willen zu erkennen zu geben, daß sie die ihrige zunächst erzählen sollte. Sie gehorchte augenblicklich und sagte: „Edle Jungfrauen, ich habe es nicht vergessen, daß man uns schon in mehr als einer Erzählung gezeigt hat, wie sehr die Pfaffen und Mönche streben, sich bei uns einzuschmeicheln. Weil man aber nie so viel davon sagen kann, daß nicht immer noch weit mehr übrig bliebe, so will ich Euch noch ein Geschichtchen von meinem Probst erzählen, welcher aller Welt und ihr selbst zum Trotz eine edle Dame zur Liebe reizen wollte. Weil sie aber sehr gescheidt war, so verschaffte sie ihm seinen verdienten Lohn.

Fiesole, dessen Hügel wir dort vor uns liegen sehen können, war einst (wie Ihr alle wohl wißt) eine alte und berühmte Stadt, obgleich es jetzt ganz herunter gekommen ist; inzwischen hat es doch nie aufgehört, ein bischöflicher Sitz zu sein, und ist es auch noch jetzt. Nahe bei der Stiftskirche daselbst hatte eine adelige Wittwe, Namens Madonna Picarda, ein Gütchen mit einem kleinen Wohnhause, wo sie sich, weil sie nicht reich war, den größesten Theil des Jahres aufhielt, und ihre zwei Brüder, ein Paar sehr artige, wohlerzogene Leute, bei sich hatte. Da sie sich nun immer zur Stiftskirche zu halten pflegte, so fügte es sich, weil sie noch sehr jung, schön und liebenswürdig war, daß der Probst an dieser Kirche sich bis über die Ohren in sie verliebte. Nach einiger Zeit war er so dreist, ihr seine Wünsche selbst zu erkennen zu geben und sie zu bitten, sich seine Liebe gefallen zu lassen und ihm ihre Gegenliebe zu schenken. Es war schon ein ältlicher Mann, aber am Verstande noch sehr grün; dabei sehr stolz und vermessen, und bildete sich nicht wenig ein auf seine Sitten und Manieren, obwohl er der abgeschmackteste Mensch von der Welt und so widerlich und unausstehlich

war, daß ihn Niemand leiden konnte; am allerwenigsten diese Dame, die ihm nicht nur nicht hold war, sondern ihn ärger haßte, als das Kopfweh. Als eine vernünftige Frau gab sie ihm indessen zur Antwort: „Ehrwürdiger Herr, ich kann es mir recht gern gefallen lassen, daß Ihr mich liebt, und ich bin schuldig, Euch wieder zu lieben, und will Euch auch gerne lieben; aber Eure Liebe und die meinige darf nie etwas Unerlaubtes zum Endzweck haben. Ihr seid mein geistlicher Vater und seid ein Priester, und Ihr geht dem Alter mit ziemlich schnellen Schritten entgegen; deswegen müßt Ihr keusch und züchtig leben. An der andern Seite bin ich selbst auch kein Kind mehr, daß dergleichen Liebeleien sich für mich schickten; und noch dazu bin ich eine Wittwe, und Ihr wißt wohl, wie ehrbarlich die Wittwen sich halten müssen. Nehmt mir's also nicht übel, daß ich Euch nicht auf diejenige Weise lieben oder mir Eure Liebe gefallen lassen kann, wie Ihr von mir verlangt."

Der Probst, obwohl er für diesmal von ihr nichts weiter erlangen konnte, ließ sich dennoch durch die erste Weigerung nicht irre machen, sondern fuhr hartnäckig fort, sie mit Briefen und Botschaften zu bestürmen und sie selbst anzusprechen, so oft sie in die Kirche kam. Da ihr nun seine Zudringlichkeit gar zu beschwerlich und verdrießlich ward, so nahm sie sich vor, ihn sich auf eine solche Art, wie er es verdiente, vom Halse zu schaffen, da sie es auf eine andere Weise nicht bewerkstelligen konnte; doch wollte sie Nichts ohne vorläufige Abrede mit ihren Brüdern vornehmen. Diesen erzählte sie demnach das Benehmen des Probstes gegen sie und sagte ihnen zugleich, was sie Willens wäre zu thun. Wie sie damit zufrieden waren, ging sie nach einigen Tagen in die Kirche, wie sie gewohnt war zu thun. Sobald der Probst sie gewahr ward, kam er zu ihr und fing an, seiner Gewohnheit nach ein sehr vertrauliches Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Sie machte ihm ein freundliches Gesicht, so bald sie ihn nur kommen sahe, ging mit ihm auf die Seite, und nachdem der Probst ihr einige von seinen gewöhnlichen Sachen vorgeschwatzt hatte, gab sie ihm mit einem tiefen Seufzer zur Antwort: „Ehrwürdiger Herr, ich habe oft gehört, keine Festung sei so stark, daß sie nach einer anhaltenden Belagerung sich nicht endlich ergeben müßte; und ich finde, daß dieses mir selbst begegnet ist. Ihr habt mir, bald mit Euren einnehmenden Reden, bald mit diesen, bald mit jenen Gefälligkeiten, so lange zugesetzt, daß Ihr mich endlich bewogen habt, meinen Vorsatz aufzugeben, und weil Ihr so großes Wohlgefallen an mir findet, so bin ich entschlossen, mich Euch zu ergeben."

Fröhlich antwortete der Probst: „Madonna, ich danke Euch herzlich. Ich habe mich wahrlich nicht wenig verwundert, wie Ihr so lange gegen mich ausgehalten habt, weil mir das noch nie mit einer Andern begegnet ist; vielmehr habe ich mir schon oft gesagt: wenn die Weiber Silber wären, so taugten sie nicht in die Münze, weil sie den Hammer nicht vertragen können. Doch laßt uns das jetzt beiseite setzen, und sagt mir: wenn können wir uns näher sprechen?"

„Liebster Herr (antwortete sie), das Wenn würde sich wohl finden, so bald wir nur wollen, da ich keinen Mann habe, dem ich von meinen Nächten Rechenschaft geben müßte; allein das Wie weiß ich nur nicht auszumitteln."

„Warum denn nicht (sprach der Probst)? Ich dächte in Eurem Hause."

„Ehrwürdiger Herr (versetzte die Dame), Ihr wißt, ich habe zwei Brüder, welche junge Leute sind, und bei Tage und bei Nacht ihre Freunde zu sich kommen lassen; und unser Häuschen ist nur klein. Ich könnte Euch demnach nicht anders zu mir kommen lassen, als im Dunkeln, und Ihr müßtet so stumm sein, wie ein Fisch, und keinen Laut von Euch geben. Wenn Ihr das wolltet, so könnte es angehen; denn sie bekümmern sich zwar nicht um mein Zimmer, allein das ihrige stößt so dicht daran, daß man das leiseste Wort, was gesprochen wird, hören kann."

„Madonna (sprach der Probst), für eine Nacht, oder zwei, soll es mir darauf nicht ankommen, bis ich Anstalt treffen kann, daß wir uns mit mehr Bequemlichkeit an einem andern Orte sprechen."

„Gut, Ehrwürdiger Herr (antwortete die Dame), es steht bei Euch; aber um Eines muß ich Euch noch bitten, daß Ihr die Sache geheim haltet, und daß Niemand ein Wort davon erfährt."

„Seid deswegen unbesorgt (sprach der Probst), und machet, wenn's möglich ist, daß wir noch diesen Abend zusammen kommen."

„Ich bin's zufrieden," sprach sie, und verabredete mit ihm, wie und wenn er kommen sollte; worauf sie zu Hause ging. Sie hatte eine Magd, die nicht mehr jung war und von Gesicht und Gestalt so häßlich, als man sie sich nur denken kann; denn sie hatte eine platte Nase, ein schiefes Maul, aufgeworfene Lippen, lange, schwarze und übelgepflanzte Zähne; war triefäugig und so kupferroth, als wenn sie den Sommer nicht in Fiesole, sondern am Senegal zugebracht hätte. Ueberdies war sie hüftlahm und

hinkte an der rechten Seite. Ihr Name war Ciuta; weil sie aber so grundhäßlich war, so ward sie von Jedermann Ciutazza*) genannt; bei aller ihrer Häßlichkeit hatte sie jedoch ein wenig verliebtes Fleisch auf dem Leibe. Diese rief sie zu sich und sagte ihr: „Ciutazza, wenn Du mir diesen Abend einen Dienst leisten willst, so kannst Du Dir ein hübsches neues Hemd bei mir verdienen.“

„Ein neues Hemd, Madonna (sprach Ciutazza mit Freuden)? Dafür könnt Ihr mich durch's Feuer schicken, wieviel mehr sonst wohin!“

„Gut (sprach die Dame), Du sollst diese Nacht mit einem Mann in meinem Bette schlafen und ihn liebkosen; aber hüte Dich, daß Du keinen Laut von Dir giebst, damit Dich meine Brüder nicht hören, die (wie Du weißt) dicht daneben schlafen; so sollst Du hernach das Hemd von mir bekommen.“

„Mit sechsen, wenn's darauf ankommt, lieber als mit einem,“ sprach Ciutazza.

Kaum war der Abend gekommen, so kam auch der Herr Probst, laut Abrede, und die beiden jungen Herren waren auf Anstiften der Dame in ihrem Zimmer und ließen ihre Stimme hören. Der Probst schlich also im Dunkeln und in aller Stille in die Kammer der Dame und in ihr Bett; und Ciutazza, welche sie von Allem unterrichtet hatte, legte sich zu ihm. Der Probst, welcher seine Geliebte bei sich im Bette zu haben glaubte, schloß die liebenswürdige Ciutazza in seine Arme und nahm in aller Stille Besitz von den Schätzen, wornach er sich längst gesehnt hatte. Wie dieses geschehen war, ging die Dame zu ihren Brüdern und bat sie, das Uebrige zu veranstalten, was sie verabredet hatten. Diese gingen demnach leise aus dem Hause nach dem Markte, und der Zufall begünstigte ihre Absicht über ihre Erwartung. Denn weil der Abend schwül war, so hatte der Bischof (den sie zu sich bitten wollten) schon nach ihnen gefragt, um sich bei ihnen auf einen kühlen Trunk zu Gaste zu bitten. Er sagte ihnen sein Anliegen, sobald er sie kommen sahe, ging mit ihnen nach Hause und setzte sich mit ihnen in ihrem Hofe im Kühlen nieder, wo er beim Fackellichte mit Vergnügen ihren guten Wein kostete.

Nachdem sie getrunken hatten, sagten die Jünglinge: „Messere, da

*) Ciutazza (die häßliche Ciuta). Die Endung azzo, und azza im femin. ist bekanntlich eine von denen, welche im Italiänischen einen Begriff von Häßlichkeit ausdrücken.

Ihr so gütig gewesen seid, uns in unserer kleinen Hütte zu besuchen, wie wir Euch eben einladen wollten, so laßt es Euch auch noch gefallen, etwas zu sehen, das wir Euch zu zeigen haben."

„Sehr gerne", sprach der Bischof. Einer von den jungen Herren nahm hierauf eine brennende Kerze in die Hand, und ging in die Kammer, wo der Probst bei der Ciutazza lag, und der Bischof und die übrige Gesellschaft folgten ihm nach.

Der Probst, welcher große Eile gemacht, und in kurzer Zeit mehr als eine Station zurückgelegt hatte, war darüber so müde geworden, daß er, der großen Hitze ungeachtet, in den Armen der Schönen eingeschlafen war. In dieser Lage zeigte ihn der Jüngling mit der Ciuta im Arm dem Bischofe und der ganzen Gesellschaft, wie sie in die Kammer traten. Plötzlich erwachte der Probst, und wie er sich bei dem Fackellichte von so vielen Menschen umgeben erblickte, verbarg er vor Furcht und Scham sein Gesicht unter der Decke. Der Bischof machte ihn indessen ohne Barmherzigkeit herunter, und befahl ihm, den Kopf aufzuheben, und zu sehen, bei wem er gelegen hätte. Wie der Probst den Betrug inne ward, grämte er sich sehr darüber und über die Schande, die er sich zugezogen hatte. Der Bischof befahl ihm, sich anzukleiden, und schickte ihn unter gehöriger Bewachung nach Hause, wo er ihm für sein Verbrechen schwere Buße auflegte. Weil er neugierig war, zu wissen, wie die Ciuta zu dem Probst in's Bett gekommen wäre, so erzählten es ihm die jungen Leute mit allen Umständen. Darüber lobte der Bischof nicht nur die Dame, sondern auch ihre Brüder, die ihre Hände nicht mit Priesterblut besudelt, und dennoch den Probst nach Verdienst gezüchtigt hatten. Diesem legte der Bischof eine vierzigtägige Buße auf; allein Zorn und Liebe machten, daß er seine Thorheit länger, als sieben Wochen beweinte; und überdieß konnte er sich hernach in langer Zeit nicht auf der Straße zeigen, ohne daß die Knaben mit Fingern auf ihn wiesen, und ihm nachriefen: „Da geht der, welcher bei der Ciutazza geschlafen hat." Dies verdroß ihn so sehr, daß er fast rasend darüber werden wollte.

So schaffte die kluge Dame sich die überlästigen Anmuthungen des Probst's vom Halse, und die Ciutazza gewann dabei ein neues Hemd und einen fröhlichen Abend."

Fünfte Erzählung.

Drei lose Vögel in Florenz ziehen einem Richter in öffentlicher Gerichtsstube die Hosen vom Leibe *).

Emilia hatte ihre Geschichte geendigt, und die schlaue Wittwe war von Allen gelobt worden; worauf die Königin den Filostrato anblickte, und zu ihm sprach: „An Dir ist jetzt die Reihe zu erzählen.“ Filostrato war unverzüglich bereit, und sagte: „Liebenswürdige Freundinnen, da Elisa vor wenigen Minuten eines gewissen Maso del Saggio erwähnt hat, so übergehe ich eine andere Begebenheit, die ich Euch sonst hätte erzählen wollen, um Euch etwas von ihm und einigen seiner Gesellen zu sagen. Wenn auch ein Wörtchen dabei vorkommen sollte, das Ihr nicht gerne ausspricht, so enthält es doch nichts Unanständiges, und ist spaßhaft genug, um Euch damit zu unterhalten.

Ihr alle werdet wohl wissen, daß man uns bisweilen Stadtvögte herschickt, welche gemeiniglich so engherzig gesinnt sind, und so karg und filzig leben, daß ihr ganzes Benehmen ein Inbegriff von lauter Knauserei ist. Die Richter und Schreiber, die sie mitbringen, scheinen daher eher hinter dem Pfluge, oder aus der Schuhflickerbude weggenommen, als in den Schulen der Rechtsgelehrsamkeit erzogen zu sein. So brachte auch einst ein solcher Stadtvogt, unter einer Menge anderer Richter, einen mit, der sich Messer' Niccola da Lepidio nennen ließ, der aber einem Schmiedeknechte ähnlicher war, als einem Rechtsgelehrten, und der nebst Andern angestellt ward, um das peinliche Recht zu hegen.

Da nun unsere Mitbürger gewohnt sind, das Rathhaus auch ohne besondere Geschäfte bisweilen zu besuchen, so traf es sich einst, daß Maso del Saggio dahin ging, um einen seiner Freunde daselbst zu sprechen, und wie er diesen Messer' Niccola sitzen sahe, schien er ihm ein so wunderlicher Kauz zu sein, daß er nicht unterlassen konnte, ihn von Kopf zu Fuß zu betrachten. Außer der schmutzigen Kappe auf seinem Haupte, dem Pennal am Gürtel, dem Rocke, welcher länger war, als der Mantel, und manchen andern seltsamen Dingen in seinem Aufzuge, fielen ihm besonders die

*) Diese Erzählung gehört (so wie des Cervantes Rinconet und Cortadillo) zu den satyrischen Schwänken, welchen Zeit und Ort das meiste Interesse geben mußten.

Hosen des Herrn Richters in die Augen; denn weil ihm sein enger Rock vorn offen stand, so konnte man sehen, daß ihm der Hosensitz fast bis auf die Waden herabhing. Maso vergaß darüber seine anderen Geschäfte, und ohne sich lange bei der Figur des Richters aufzuhalten, sann er auf etwas Neues, und suchte ein Paar von seinen Freunden auf, die eben so lustige Vögel waren, wie er selbst, wovon der eine Ribi und der andere Matteuzzo hieß. „Wenn Ihr mich lieb habt (sprach er), so kommt mit mir; ich will Euch den possirlichsten Gimpel zeigen, den Ihr je gesehen habt.“ Er führte sie nach dem Stadthause, und zeigte ihnen den Richter und seine Hosen. Sie lachten, wie sie ihn nur sahen, über seine sonderbare Gestalt, und wie sie näher zu der Bank gingen, worauf dieser Messer' Niccola saß, fanden sie, daß es sehr leicht war, unter den Sitz zu schlüpfen, und daß das Brett unter den Füßen des Richters ein Loch hatte, durch welches man bequem die Hand und den ganzen Arm stecken konnte. „Wir müssen (sprach Maso) dem Richter bei Gelegenheit seine Hosen abziehen, und nichts ist leichter, als das.“

Die Andern hatten dieses gleichfalls schon ausgefunden, und sie nahmen deswegen Abrede, wie sie den Streich ausführen, und ihre Rollen dabei spielen wollten. Des andern Morgens gingen sie wieder hin, und weil der Saal sehr voll war, kroch Matteuzzo in dem Gewimmel von Menschen unbemerkt unter die Bank, bis an die Stelle, wo der Richter seine Füße hatte. Maso indessen drängte sich an einer Seite zu dem Richter, und zupfte ihn bei dem Saume seines Mantels, und Ribi that dasselbe an der andern Seite. Maso sprach: „Herr Richter, ich bitte Euch um des Himmelswillen, laßt mir den Schelm, der dort neben Euch steht, nicht fortgehen, ehe er mir meine Stiefel wiedergibt, die er mir gestohlen hat. Er will es leugnen, allein ich habe gesehen, daß er sie vor weniger, als einem Monat hat versohlen lassen.“

Ribi schrie an der andern Seite: „Glaubt ihm nicht, Herr Richter; er ist ein Schlämmer, und er weiß wohl, daß ich gekommen bin, um ihn wegen eines Schnapsacks zu verklagen, den er mir gestohlen hat; und nun kömmt er, und schwatzt von den Stiefeln, die ich längst gehabt habe; und wenn Ihr's nicht glaubt, so kann's Euch meine Nachbarin die Trecca bezeugen, und die Grassa, die Kuttelflecke verkauft, und der Gassenfeger zu Sankt Maria, der ihn gesehen hat, wie er vom Dorfe kam.“

Maso an seiner Seite schrie noch lauter, als Ribi, und Ribi suchte

wieder, jenen zu überschreien. Indem nun der Richter, um besser zu hören, was sie sagten, aufstand, nahm Matteuzzo seine Zeit wahr, langte durch das Loch nach des Richters Hosensitz, und that einen solchen Zug, daß die Hosen, weil der Richter mager, und schlecht mit Sitzmuskeln versehen war, in einem Augenblicke herunter kamen. Wie dies der Richter fühlte, und nicht wußte, wie ihm geschah, wollte er seinen Mantel vorn zusammenschlagen, und sich niedersetzen. Allein Maso und Ribi hielten ihn an beiden Seiten fest, und Jeder von ihnen schrie: „Herr Richter, es ist Unrecht, daß Ihr mich nicht anhören, und mir Recht verschaffen wollt und wollt uns davon gehen. Wegen solcher kleinen Händel ist es hier nicht Sitte, Klagschriften einzureichen.“ mit diesen Reden hielten sie ihn so lange auf den Beinen, bis Jedermann ihn ohne Hosen gesehen hatte. Nach einer kleinen Weile ließ endlich Matteuzzo die Hosen los, und schlich unbemerkt wieder fort. Wie Ribi glaubte, daß es genug wäre, sprach er: „Bei'm Himmel, Herr Richter, ich will mir schon Recht verschaffen, wenn Ihr einmal abdankt.“

„Nein (sprach Maso), ich werde so oft wieder kommen, bis ich einmal finde, daß Ihr mehr Muße habt, als Ihr heute zu haben scheint.“ Damit machten sie sich Beide, der eine hierhin, der andere dorthin, eilig aus dem Staube.

Nachdem der Richter in Gegenwart aller Menschen seine Hosen wieder angezogen hatte, als wenn er eben aus dem Bette käme, fing er an, den Possen zu vermuthen, den man ihm gespielt hatte. Er fragte also nach den Beiden, die wegen der Stiefel und des Schnapsacks geklagt hätten, und wie sie nicht zu finden waren, schwor er Stein und Bein, daß er wissen wollte, ob es in Florenz Sitte wäre, den Richtern die Hosen vom Leibe zu ziehen, wenn sie auf der Bank säßen, um Recht zu sprechen.

Der Stadtvogt wollte zwar auch, wie er es erfuhr, viel Aufhebens darüber machen. Wie ihm aber seine Freunde begreiflich machten, daß der Spaß nur angestellt wäre, um ihm zu zeigen, daß die Florentiner wohl merkten, daß er ihnen statt Richter Schafsköpfe mitgebracht hätte, um an der Besoldung zu sparen, hielt er's für das Beste zu schweigen, und die Sache ging diesmal nicht weiter.“

Sechste Erzählung.

Bruno und Buffalmacco stehlen dem Calandrino ein Schwein, und bilden ihm ein, mit geweihtem Ingwer und Vernaccia den Thäter heraus zu bringen. Sie machen, indem sie ihm, statt Ingwer, Hundskoth in Aloe eingemacht geben, daß er selbst als der Thäter erscheinen muß; und er muß sich mit ihnen abfinden, damit sie es nicht seiner Frau sagen.

Filostrato's Erzählung, welche reichlich belacht ward, war kaum zu Ende, so trug die Königin Filomena auf, weiter zu erzählen. Diese begann: „Lieben Mädchen, der Name des Maso erinnerte unsern Filostrato an eine Geschichte, und eben so fällt mir bei Gelegenheit des Calandrino eine andere von ihm und seinem Gesellen ein, die Euch, wie ich hoffe, gefallen wird.

Wer Calandrino, Bruno und Buffalmacco waren, das brauche ich Euch nicht zu sagen, weil sie gewiß noch bei Euch in frischem Andenken sein werden. Ich will demnach nur anmerken, daß Calandrino nahe bei Florenz ein kleines Gütchen besaß, welches ihm seine Frau zum Brautschatze mitgebracht hatte, und von welchem er unter andern Einkünften jährlich ein fettes Schwein bekam. Er pflegte deswegen gewöhnlich im December mit seiner Frau hinaus zu gehen, um es daselbst zu schlachten und einzusalzen. Einmal traf es sich, daß seine Frau nicht recht gesund war, und daß er allein hinaus ging, sein Schwein schlachten zu lassen. Wie Bruno und Buffalmacco davon hörten, und daß die Frau nicht mit dabei wäre, gingen sie zu dem Pfarrer im Dorfe des Calandrino, welcher ihr sehr vertrauter Freund war, um einige Tage bei ihm zu bleiben. Wie sie ankamen, hatte Calandrino eben desselben Morgens sein Schwein geschlachtet, und indem er sie bei dem Pfarrer gewahr ward, rief er ihnen zu: „Seid willkommen hier; kommt doch zu mir, und seht, wie ich mich auf die Haushaltung verstehe.“ Er führte sie darauf in sein Haus, und zeigte ihnen sein Schwein; sie fanden es vortrefflich, und Calandrino sagte ihnen, daß er Willens wäre, es einzusalzen.

„Du bist nicht gescheidt (sprach Bruno). Verkauf' es lieber, und laß uns das Geld vertrinken, und sage Deiner Frau, das Schwein sei Dir gestohlen.“

„Nein (sprach Calandrino). Sie würde mir nicht glauben, und

würde mich zum Hause hinaus jagen. Gebt Euch nur keine Mühe; denn es wird nichts daraus."

Sie gaben sich zwar alle Mühe, ihn zu bereden; allein sie richteten nichts aus. Calandrino lud sie auch so laulich zum Abendessen, daß sie nicht Lust hatten, zu bleiben. Wie sie nun weggingen, sprach Bruno zum Buffalmacco: „Was meinst Du, sollen wir ihm nicht diese Nacht das Schwein stehlen?"

„Wie sollten wir das anfangen?" sprach Buffalmacco.

„Dazu fände sich wohl Rath (antwortete Bruno), wenn er es nur da hängen ließe, wo es jetzt ist."

„Wenn das wäre (sprach Buffalmacco), so wüßt' ich nicht, warum wir's nicht thun sollten, und lassen's uns hier mit unserm Pfarrer gut schmecken."

Der Priester wandte gleichfalls nichts dawider ein.

„Wir müssen es ein wenig mit List anfangen (sagte Bruno). Du weißt wohl, Buffalmacco, daß Calandrino geizig ist. Weil er aber gerne mit trinkt, wenn ein Anderer bezahlt, so laß uns mit ihm in die Schenke gehen, und der Pfarrer muß sich stellen, als wenn er uns bewirthen wollte, und muß ihn nichts bezahlen lassen; so begießt er sich gewiß die Nase, und macht uns leichte Arbeit, da er allein zu Hause ist."

Sie thaten, wie Bruno sagte, und wie Calandrino sahe, daß der Priester für alle bezahlte, legte er's auf's Trinken, und weil er ohnehin nicht viel vertragen konnte, so bekam er bald seine volle Ladung. Weil es nun schon ziemlich spät war, wie sie aus der Schenke kamen, so hatte er nicht Lust mehr, zu Abend zu essen, sondern ging zu Hause, und glaubte seine Thüre zu verschließen, ließ sie aber offen, und ging zu Bette. Bruno und Buffalmacco gingen mit dem Priester, und nach dem Abendessen versahen sie sich mit gewissen Werkzeugen, um an derjenigen Stelle, die Bruno sich angemerkt hatte, in das Haus des Calandrino zu kommen. Da sie aber die Thüre offen fanden, gingen sie hinein, nahmen das Schwein ab, trugen es nach dem Pfarrhause, und legten sich, nachdem sie es wohl verwahrt hatten, zu Bette. Wie Calandrino am folgenden Morgen seinen Rausch ausgeschlafen hatte, stand er auf, machte aber, wie er hinunter kam, große Augen, da er sein Schwein nicht fand, und da er sahe, daß seine Hausthüre offen stand. Er fragte seine Nachbarn, ob sie nicht wüßten, wer ihm sein Schwein weggetragen hätte; weil es ihm aber Niemand zu sagen wüßte,

machte er einen gewaltigen Lärm über sein Unglück, daß er sein Schwein verloren hätte.

Sobald Bruno und Buffalmacco aufgestanden waren, gingen sie zu ihm, um zu sehen, wie er sich wegen seines Schweins geberden würde. So wie er sie nur gewahr ward, rief er ihnen entgegen: „Weh mir, lieben Brüderchen; mein Schwein ist mir gestohlen!"

„Wunder (raunte ihm Bruno in's Ohr), daß Du doch endlich einmal einen gescheidten Einfall gehabt hast!"

„Ach leider nein! (sprach Calandrino). Ich spreche nur zu sehr im Ernst."

„So mußt Du sagen (sprach Bruno). Schreie nur, und jammere dermaßen, daß man wirklich glaubt, es sei wahr."

Calandrino schrie noch lauter: „Beim heiligen Leichnam, ich rede die Wahrheit; es ist mir wirklich gestohlen."

„Bravo, bravo (sprach Bruno)! so mußt Du es betheuern. Schreie recht laut, und laß Dich tapfer hören, damit Dir's ein rechter Ernst scheint."

„Du willst mich noch rasend machen (sprach Calandrino). Du glaubst mir nicht, und ich will mich doch hängen lassen, wenn es mir nicht gestohlen ist."

„Wie wäre das zugegangen (sprach Bruno jetzt)? Ich hab' es ja gestern hier noch hängen gesehen. Wie willst Du mir denn einbilden, daß es gestohlen wäre?"

„Es ist so, wie ich Dir sage," versicherte Calandrino.

„Aber wie ist das möglich?" fragte Bruno.

„Genug, es ist gewiß wahr (erwiederte Calandrino), und ich bin ein unglücklicher Mensch, und weiß nicht, wie ich mich darf zu Hause sehen lassen. Meine Frau wird mir nicht glauben; und wenn sie mir auch glaubt, so habe ich dennoch in Jahr und Tag keinen Frieden mit ihr."

„Beim Himmel (sprach Bruno)! wenn es wahr ist, so ist es ein böser Schelmstreich; aber Du weißt wohl, Calandrino, daß ich Dich gestern lehrte, Du solltest so sprechen, und ich will nicht hoffen, daß Du jetzt nur Dein Weib und uns zum Besten haben willst."

„Wollt Ihr mich denn gar so rasend machen (schrie Calandrino), daß ich Gott und seine Heiligen lästern soll, und alles was ihnen angehört? Ich sage Euch noch einmal, das Schwein ist mir diese Nacht gestohlen."

„Wenn das ist (sprach Buffalmacco), so müssen wir suchen, es wieder ausfindig zu machen.“

„Aber durch was für Mittel?“ fragte Calandrino.

„Sicherlich (versetzte Buffalmacco) ist Niemand aus Indien hergekommen, um Dir Dein Schwein zu stehlen, sondern es muß Jemand von Deinen Nachbarn gethan haben, und wenn Du sie Alle versammeln könntest, so wüßt' ich wohl ein Mittel, den Dieb mit geweihtem Käse und Brot zu entdecken.“

„Mit dem Käse und Brot (sprach Bruno) würdest Du bei einigen Junkern hier Nichts ausrichten; denn ich bin versichert, wer das Schwein hat, der würde den Braten riechen und wegbleiben.“

„Wie soll man es denn machen?“ fragte Buffalmacco.

„Man müßte sie zu einem Trunk einladen (versetzte Bruno), und ihnen eingemachten Ingwer und guten Vernaccia vorsetzen. Dabei werden sie sich nichts Arges vermuthen und werden kommen, und den Ingwer kann man so gut weihen, wie das Brot und den Käse.“

„Wahrhaftig, Du hast Recht (sprach Buffalmacco). Was sagst Du dazu, Calandrino? Sollen wir den Versuch machen?“

„Um Gottes willen ja (sprach Calandrino)! Wenn ich nur erst wüßte, wer es hat, so wär' ich schon halb getröstet.“

„Gut (sprach Bruno). Ich will gern nach Florenz gehen und Dir diesen Dienst thun, wenn Du mir nur Geld dazu giebst.“

Calandrino hatte ein Paar Gulden bei sich und gab sie ihm hin. Bruno ging damit zu einem Apotheker in Florenz, der sein Freund war, kaufte ein Paar Pfund überzuckerten Ingwer und ließ ein Paar Klümpchen weißen Enzian in frische Aloe einmachen, und sie ebenso, wie den Ingwer, mit Zucker überziehen, und bezeichnete sie, um sie nicht zu verwechseln. Hernach kaufte er eine Flasche guten Vernaccia, und kehrte zu Calandrino nach dem Dorfe zurück. „Sieh nun zu,“ sprach er zu ihm, „daß Du auf morgen früh alle Diejenigen zum Trunk einladest, die Du im Verdacht hast; es ist Festtag und sie werden gern kommen. Ich und Buffalmacco wollen heute Abend den Ingwer weihen und ihn Dir morgen mitbringen; und Dir zu Gefallen will ich ihn selbst austheilen, und will Alles thun und sagen, was nöthig ist.“

Calandrino that, wie er ihm sagte, und wie am folgenden Morgen eine ziemliche Menge junger Leute aus Florenz und aus dem Dorfe sich

vor der Messe unter dem Ulmbaume versammelt hatten, kamen Bruno und Buffalmacco mit einer Schachtel Ingwer und mit einer Flasche Wein, und baten sie Alle, sich in einen Kreis zu stellen, worauf Bruno sagte: „Meine Herren, ich muß Euch sagen, weswegen Ihr hergebeten seid, damit Ihr Euch nicht über mich beklagt, wenn etwas vorfallen sollte, welches Euch unangenehm wäre. Dem Calandrino ist gestern ein Schwein gestohlen worden, und weil das Niemand anders, als Einer von uns, kann gethan haben, so will er, um den Thäter ausfindig zu machen, jedem von Euch ein Stück von diesem Ingwer zu essen geben. Wisset demnach zum Voraus, daß Derjenige, der das Schwein gestohlen hat, den Ingwer nicht wird hinunter bringen können, sondern er wird ihn so bitter wie Galle finden und ihn wieder ausspeien müssen. Ehe sich nun Jemand diese Schande in Jedermanns Gegenwart zuzieht, so ist dem Schuldigen zu rathen, daß er es lieber dem geistlichen Herrn in der Beichte gesteht, so will ich nicht weiter mit der Sache gehen."

Alle, die gegenwärtig waren, antworteten, sie wollten gern davon essen. Bruno stellte sie demnach in Ordnung, und den Calandrino mit in die Reihe. Darauf reichte er einem Jeden ein Stück von dem Ingwer; wie er aber an Calandrino kam, gab er ihm ein Stück von dem Hundeconfect in die Hand. Calandrino steckte es den Augenblick in den Mund und fing an zu kauen; sobald er aber die Aloe auf die Zunge bekam, schmeckte es ihm so bitter, daß er es wieder ausspie. Ein Jeder sah den Andern an und wartete, wer seinen Bissen ausspeien würde, und Bruno war noch nicht ganz herum gekommen, wie er schon hinter sich schreien hörte: „Heh, Calandrino! Was hat das zu bedeuten?" Er wandte sich um und wie er sahe, daß Calandrino sein Confect ausgespien hatte, sprach er: „Warte nur, Du hast vermuthlich aus andern Ursachen ausspeien müssen. Hier hast Du noch Eins." Damit steckte er ihm den andern Enzian in den Mund, und fuhr fort, den Uebrigen Ingwer herum zu reichen. Wenn dem armen Calandrino der erste Bissen bitter geschmeckt hatte, so ward ihm dieser noch tausendmal bitterer. Weil er sich aber schämte, ihn auszuspeien, so wälzte er ihn so lange im Munde herum, bis ihm die Thränen wie Haselnüsse über die Backen rollten; doch endlich konnte er nicht länger aushalten und spie ihn aus, wie den ersten. Wie Buffalmacco, der den Wein herumschenkte, und Bruno und alle Uebrigen dieses sahen, sprachen sie Alle, Calandrino hätte sich selbst

bestohlen, und Einige machten ihn deswegen heftig herunter. Nachdem alle Andern davon gegangen und nur Bruno und Buffalmacco bei Calandrino geblieben waren, fing Buffalmacco an: „Ich habe es gleich gedacht, daß Du selbst das Schwein hättest, und wolltest uns nur weis machen, daß es Dir gestohlen wäre, um uns von dem gelöseten Gelde kein Trünkchen abzugeben."

Calandrino, der den Gallengeschmack noch nicht los werden konnte, fing von Neuem an zu schwören, daß er es nicht hätte.

„Scherz beiseite, Bruder (sprach Bruno), gesteh' nur, wie viel Du bekommen hast. Ein halbes Dutzend; nicht wahr?"

Calandrino wollte schier von Sinnen kommen; aber Buffalmacco fuhr fort: „Ich muß Dir's nur rein heraus sagen, Calandrino, Einer von denen, die hier mit uns gegessen und getrunken haben, hat mir gesagt, daß Du Dir oben im Dorfe ein Mädchen hältst, welchem Du Alles zusteckst, was Du nur verheimlichen kannst, und daß er gewiß glaubt, Du habest ihr auch das Schwein geschickt. Gewiß hast Du angefangen, Dich auf Streiche zu legen. Du hast uns schon einmal nach dem Mugnone gelockt, um schwarze Steine aufzulesen, und wie Du uns auf die wilde Gänsejagd geführt hattest, gingst Du davon und machtest uns hernach weis, Du hättest den rechten Stein gefunden. Jetzt meinst Du wieder, uns mit Deinen Schwüren glauben zu machen, das Schwein sei Dir gestohlen worden, da Du es doch entweder verkauft oder verschenkt hast. Wir sind aber Deiner Streiche schon gewohnt und kennen sie, so daß Du uns keinen mehr spielen sollst, und da wir jetzt die Mühe davon gehabt haben, unsere Kunst anzuwenden, so mußt Du uns zwei Paar fette Kapaune geben, wenn Du nicht willst, daß wir der Frau Tessa Alles wiedersagen sollen."

Wie Calandrino sahe, daß man ihm nicht glaubte und daß er bereits Verdruß und Schaden genug gehabt hatte, wollte er nicht noch oben darein Zank mit seiner Frau haben; er gab also einem Jeden von ihnen ein Paar Kapaune. Jene salzten das Schwein ein und brachten es nach Florenz, und Calandrino hatte den Schaden und den Spott dazu.

Siebente Erzählung.

Ein Student verliebt sich in eine Witwe, welche einen andern Liebhaber hat, und ihn im Winter eine ganze Nacht im Schnee zappeln läßt. Dafür bringt er es durch List dahin, daß sie mitten im Sommer einen ganzen Tag auf einem hohen Thurme nackend zubringen muß, wo sie den Wespen und Bremsen und der Sonne ausgesetzt ist.

Die Mädchen hatten nicht wenig über den armen Calandrino gelacht und würden noch mehr gelacht haben, wenn es ihnen nicht leid um ihn gewesen wäre, daß Diejenigen, die ihm sein Schwein gestohlen hatten, ihm auch noch ein Paar Kapaune dazu abzwackten. Wie die Geschichte zu Ende war, befahl die Königin Pampinea, die ihrige zu erzählen. „Liebste Mädchen (sprach diese), manchmal wird ein Streich mit einem andern vergolten, und daher ist es nicht vernünftig, wenn man ein Vergnügen darin sucht, Andere zu necken. Wir haben Gelegenheit gehabt, manche Neckerei zu belachen, von welcher man uns nicht gesagt hat, daß sie wäre wieder vergolten worden. Ich will jetzt sehen, ob Ihr nicht auch ein wenig Mitleiden mit einer von unsern Mitbürgerinnen bezeigen werdet, welcher die gerechte Vergeltung einer Neckerei beinahe das Leben gekostet hätte; und dies wird Euch nicht schaden, denn Ihr werdet lernen, Euch zu hüten, Andere zu necken, wofern Ihr klug seid.

Vor nicht gar langen Jahren befand sich in Florenz eine junge Dame, die sehr schön von Gestalt, stolz von Gemüth, von sehr edler Herkunft und mit Glücksgütern reichlich begabt war, Namens Helena. Sie war Witwe geworden und hatte nicht Lust, sich wieder zu verheiraten, sondern unterhielt mit Hilfe einer vertrauten Magd ein Liebesverständniß mit einem schönen, angenehmen jungen Mann, den sie sich auserwählte, und da sie sonst keine Sorgen hatte, so suchte sie nur, sich mit ihm die Zeit vergnügt zu vertreiben.

Ein junger Edelmann aus unserer Stadt, Namens Rinieri, welcher einige Jahre in Paris studirt hatte, nicht etwa in der Absicht, seine Gelehrsamkeit im Kleinen wieder auszukramen (wie Manche thun), sondern um sich selbst von allen Dingen und ihren Ursachen gründlich zu unterrichten, kam um diese Zeit nach Florenz zurück, wo er sowohl wegen seines Adels, als wegen seiner Wissenschaften in großen Ehren unter seinen Mitbürgern lebte. So wie es sich aber oft zuträgt, daß Diejenigen, die in tiefsinnigen

Sachen die meiste Einsicht besitzen, sich von der Liebe am ersten berücken lassen, so ging es auch diesem Rinieri. Denn wie er einst zum Zeitvertreib einem öffentlichen Feste beiwohnte, fiel ihm Helena in ihren schwarzen Witwenkleidern so ausbündig schön und liebenswürdig in die Augen, als er noch keine glaubte gesehen zu haben, und er schätzte Denjenigen über Alles glücklich, den der Himmel würdigte, ihn so viele Schönheit unbekleidet umarmen zu lassen. Mehr als einmal musterten seine Augen ihre Reize, und da er wußte, daß ein großes und seltenes Kleinod nicht ohne viele Mühe erworben wird, so nahm er sich vor, es weder an Fleiß, noch an Aufmerksamkeit fehlen zu lassen, um ihr zu gefallen und sich dadurch ihre Liebe und in der Folge ihren Besitz zu erwerben. Die junge Wittwe, die ihre Augen nicht an die Erde zu heften pflegte, sondern vollkommen so viel von sich hielt, und noch wohl mehr, als sie werth war, und ihre Blicke fleißig (jedoch mit aller Behutsamkeit) umherwandern ließ, ward bald gewahr, wenn Jemand sie mit Wohlgefallen betrachtete, und Rinieri entging ihrem Scharfblicke nicht. Sie lachte heimlich und dachte: „Heute bin ich gewiß nicht umsonst gekommen, und wenn ich mich nicht irre, so habe ich einem Zeisig das Netz über den Kopf geworfen.“ Sie ermunterte ihn deswegen durch einige Blicke, um ihn glauben zu machen, daß er ihr nicht gleichgültig wäre; denn sie meinte, je mehr sie in ihr Garn ziehen könnte, um desto mehr würde der Werth ihrer Schönheit erhöht werden, zumal in den Augen Desjenigen, dem sie ihre Reize und ihre Liebe geschenkt hätte.

Der weise Student dagegen vergaß seine ganze Philosophie und richtete alle seine Gedanken nur auf die Schöne; und sobald er ihre Wohnung erfahren hatte, ging er beständig unter allerlei Vorwand an ihrem Hause vorbei, in der Hoffnung, sich ihr damit angenehm zu machen.

Die Dame, die ihre Eitelkeit dadurch geschmeichelt fand, ließ ihn merken, daß sie ihn gern sähe; der junge Student machte demnach Bekanntschaft mit ihrer Magd, und bat sie, ihm die Gunst ihrer Gebieterin zu verschaffen. Das Mädchen war nicht sparsam mit ihren Versprechungen und hinterbrachte Alles ihrer Frau, welche ihn herzlich auslachte und zu ihrer Magd sagte: „Siehst Du, wie Dieser um seinen Verstand kömmt, den er aus Paris mitgebracht hat? Schon gut, wir wollen ihm so aufspielen, wie er Lust hat zu tanzen. Wenn er Dich wieder anspricht, so sage ihm, daß ich ihn zwar nicht weniger liebe, als er mich, daß ich aber meinen guten Namen in Acht nehmen muß, um mich vor andern Frauen mit freier Stirne zeigen

zu können, und daß er mich deswegen, wenn er gescheidt ist, um desto höher schätzen muß."

Armes, armes Weib! Sie wußte nicht, meine Freundinnen, wie gefährlich es ist, es mit Studenten aufzunehmen.

Die Magd richtete den Auftrag ihrer Dame aus, sobald sie ihn antraf. Der Student war froh darüber, er ward von Stund' an immer dringender in seinen Bitten, schrieb Briefe und sandte Geschenke. Alles ward angenommen; allein es erfolgte nichts weiter darauf, als lauter unbestimmte Antworten, und die Dame hielt ihn auf diese Weise eine lange Zeit mit leeren Hoffnungen hin. Endlich, nachdem sie ihrem Liebhaber Alles gesagt und bisweilen darüber einen kleinen Zank mit ihm gehabt, und auch wohl einige Spuren von Eifersucht bei ihm bemerkt hatte, wollte sie diesem einen Beweis geben, wie wenig Ursache er zum Verdacht hätte. Wie demnach der Student noch ferner in sie drang, ließ sie ihm durch ihre Magd sagen, sie hätte seit seiner Liebeserklärung noch keine Gelegenheit gehabt, seine Wünsche zu erfüllen; sie hoffte aber, in der nächsten Weihnachtswoche ihn bei sich sehen zu können: Er möchte also am Abend nach dem ersten Feiertage in ihren Hof kommen und daselbst warten, so würde sie ihn, so bald sie nur könnte, zu sich in's Haus lassen.

Rinieri war darüber froh, er ging zur bestimmten Zeit nach dem Hause der Dame, ward von ihrer Magd in einen Hof gelassen und daselbst eingeschlossen, um seine Dame zu erwarten. Es war ein kalter Winterabend und es hatte des Tages vorher stark geschneit, so daß Rinieri bald anfing, es kälter zu finden, als ihm lieb war; doch machte die Hoffnung, sich bald wieder zu erwärmen, daß er die Kälte geduldig ertrug. Helena hatte inzwischen diesen Abend ihren Liebhaber zu sich eingeladen und nachdem sie mit ihm fröhlich zu Nacht gegessen hatte, sprach sie zu ihm: „Jetzt sollst Du sehen, wie lieb mir Derjenige ist, auf welchen Du thörichterweise eifersüchtig geworden bist. Komm mit mir in die Kammer an's Fenster; wir wollen sehen, was er macht, und was er der Magd antwortet, die ich hingeschickt habe, mit ihm zu sprechen."

Sie führte ihn darauf an ein Fenster, wo sie den Rinieri sehen konnten, ohne von ihm bemerkt zu werden, und sie hörten, daß die Magd an einem andern Fenster zu ihm sprach: „Rinieri, es ist meiner Frau außerordentlich leid, daß einer von ihren Brüdern diesen Abend unerwartet zu ihr gekommen und nach einer langen Unterredung bei ihr zum Essen ge-

blieben ist. Ich hoffe aber, er wird bald weggehen und dann wird sie Dich gleich einlassen. Sie bittet Dich, Dir die Zeit nicht lang werden zu lassen."

Rinieri, der Alles für Wahrheit hielt, gab ihr zur Antwort: „Sage meiner Gebieterin, daß sie sich meinetwegen keinen Kummer machen soll, bis sie gelegene Zeit hat, mich einzulassen; ich will jedoch hoffen, daß es bald geschehen wird."

Die Magd schlug hierauf das Fenster zu und ging zu Bette, und Helena begab sich gleichfalls mit ihrem Liebhaber in ihre Kammer, wo sie die Zeit bis Mitternacht in seinen Armen zubrachte, indeß Rinieri im Schneegestöber vor Kälte im Hofe herumsprang und nirgends weder einen Sitz, noch ein Obdach fand. Er fluchte auf den langweiligen Bruder, und bei jedem Geräusche, das er hörte, meinte er, daß man käme, um ihn einzulassen. Indeß Rinieri so im Hofe nach dem Tacte seines eigenen Zahnklappens herumtanzte, hatte Helena nicht nur die Bosheit, mit ihrem Liebhaber über ihn zu spotten und diesem zu zeigen, wie sie die Leute ohne Geige und Sackpfeife zum Tanzen bringen könnte, sondern sie ging hinunter und rief den Rinieri mit leiser Stimme bei seinem Namen. Rinieri dankte bereits Gott für seine geglaubte Erlösung und antwortete: „Hier bin ich, Madonna; öffnet um Gotteswillen die Thüre, denn ich sterbe vor Kälte!"

„Ei ja doch (sprach sie)! Du bist mir auch so frostig! als wenn's so grimmig kalt wäre, weil ein wenig Schnee gefallen ist. Weiß ich etwa nicht, daß es in Paris noch viel kälter ist? Ich kann Dich noch nicht einlassen, weil mein verzweifelter Bruder noch nicht von der Stelle weicht. Er wird jedoch nun wohl bald gehen, und dann will ich Dich gleich einlassen. Ich habe mich kaum einen Augenblick von ihm wegschleichen können, um Dir Muth einzusprechen, damit Dich das Warten nicht verdrießt."

„Ach, Madonna (seufzte Rinieri)! Oeffnet mir um Gotteswillen die Thüre, daß ich nur unter Obdach komme; denn es hat seit Kurzem wieder angefangen, heftig zu schneien, und es schneit noch immer fort. Ich will hernach gerne warten, so lange es Euch gefällt."

„Ach mein Liebster (antwortete sie)! ich kann nicht aufmachen; denn die Thüre knarrt so sehr, daß mein Bruder es hören würde, wenn ich sie öffnete; ich will aber hingehen, und ihn fortzuschicken suchen, damit ich Dich einlassen kann."

„So geht denn (sprach Rinieri) und machts nur bald; und sorget,

ich bitte, für ein gutes Feuer, damit ich mich wieder erwärmen könne; denn der Frost hat mich schon ganz betäubt."

„Das kann nicht sein (sprach sie), wenn es wahr ist, was Du mir so oft geschrieben hast, daß Du vor Liebe zu mir ganz entbrannt bist. Ich glaube gewiß, Du scherzest mit mir. Ich gehe, habe nur Geduld."

Damit ging sie fort, und brachte den größesten Theil der Nacht damit zu, daß sie mit ihrem Liebhaber, der ihr Gespräch angehört hatte, sich über den armen Studenten lustig machte.

Rinieri, der mit den Zähnen klapperte wie ein Storch, ward endlich gewahr, daß man ihn zum Besten hatte. Vergebens machte er mehr als einmal einen Versuch, die Thüre zu öffnen; vergebens suchte er irgend einen andern Ausweg, um zu entkommen. Bald trabte er auf und ab, wie ein unmuthiger Löwe in seinem Käfig; bald fluchte er auf das böse Wetter, auf das boshafte Weib, auf die lange Dauer der Nacht, und auf seine eigene Thorheit, und knirschte vor Wuth und Rachgier, die ihn jetzt weit stärker entflammten, als vormals seine Liebe. Zuletzt wich die langwierige Nacht dem anbrechenden Tage, und der Morgen fing an, zu dämmern. Die Magd ging nunmehr auf Befehl ihrer Frau hinunter, um den armen Erfrorenen auszulassen, und machte ihm im Namen ihrer Frau tausend Entschuldigungen über das verdrießliche Hinderniß der vergangenen Nacht, indem sie ihn zugleich auf eine künftige bessere Gelegenheit vertröstete.

Rinieri war bei allem seinem Zorne klug genug, zu bedenken, daß man durch Drohungen dem Bedrohten nur Waffen leiht. Er verschloß seinen heftigen Unwillen, so gern er auch laut geworden wäre, und sagte mit anscheinender Gelassenheit: „Ich habe in der That eine sehr böse Nacht gehabt; allein ich bin überzeugt, daß Deine Frau daran nicht Schuld ist; denn sie selbst hat mir hier ihre Entschuldigung gemacht, und mich aus Mitleiden aufgemuntert; und wie Du sagst, was diese Nacht nicht hat sein können, das wird ein andermal geschehen. Grüße Deine Frau, und sei Gott empfohlen!"

Er eilte hierauf, fast an allen Gliedern gelähmt, nach Hause, und warf sich ganz ermattet auf sein Bett, um sich durch ein wenig Schlaf zu erquicken; doch wie er erwachte, hatte er den Gebrauch seiner Hände und Füße fast gänzlich verloren. Er schickte den Augenblick nach Aerzten, denen er erzählte, was er von Frost und Ungemach ausgestanden hatte, und es wurden ohne Verzug die kräftigsten Mittel angewandt, um seinen Nerven

wieder Spannkraft und Geschmeidigkeit zu verschaffen; dennoch ging eine geraume Zeit damit hin, und wenn ihm nicht seine Jugend und die Wiederkehr der warmen Witterung zu Statten gekommen wären, so würde er nicht so leicht davon gekommen sein.

Wie er wieder hergestellt war, behielt er seinen Groll im Herzen, und stellte sich dabei äußerlich mehr als jemals in die schöne Witwe verliebt. Nach einiger Zeit verschaffte ihm aber der Zufall eine erwünschte Gelegenheit, sich zu rächen. Der Jüngling nämlich, in welchen Helena so sehr verliebt war, vergaß die große Anhänglichkeit, die sie ihm bewiesen hatte, verliebte sich in ein anderes Frauenzimmer, vernachlässigte seine vorige Gebieterin gänzlich, und verursachte ihr dadurch den bittersten Kummer. Ihre Magd, welche Mitleiden mit ihr hatte, und nicht wußte, wie sie ihre Frau über den schmerzlichen Verlust ihres Liebhabers trösten sollte, kam auf einen thörichten Einfall, indem sie den Rinieri, seiner Gewohnheit nach, noch immer durch ihre Straße gehen sahe. Sie meinte nämlich, daß der Liebhaber ihrer Frau wohl durch Schwarzkunst zu ihr könnte zurückgebracht werden, und daß der Student wahrscheinlich auch in dieser Kunst ein großer Meister sein müßte. Sie trug dieses ihrer Frau vor, und Helena war so einfältig, ihren Vorschlag gut zu finden, ohne daran zu denken, daß Rinieri, wenn er ein Schwarzkünstler gewesen wäre, seine Kunst zu seinem eigenen Beruf würde gebraucht haben. Sie empfahl demnach sogleich ihrer Magd, sich bei ihm zu erkundigen, ob er ihr behülflich sein wollte, und ihm zu versprechen, daß sie unter dieser Bedingung ihm alles zu Willen thun würde. Die Magd ermangelte nicht, Alles aufs Fleißigste auszurichten, und Rinieri war sehr erfreut über den Antrag, und dankte seinem Schicksal, daß es ihm die Gelegenheit an die Hand gab, sich an der boshaften Witwe für die Kränkung zu rächen, womit sie seine zärtliche Liebe vergolten hatte. Er sprach zu der Magd: „Sage Deiner Frau, sie soll sich keine Sorgen machen; denn wenn ihr Liebhaber auch in Indien wäre, so würde ich machen, daß er sich augenblicklich stellen, und ihr alles abbitten sollte, was er ihr zuwider gethan hat. Was sie aber zu diesem Endzweck beobachten muß, das will ich ihr selbst sagen, wenn und wo sie mir es befiehlt. Sage ihr das zum Trost in meinem Namen.“

Die Magd überbrachte seine Antwort ihrer Frau, welche ihn nach Santa Lucia del Prato bestellte. Hier entdeckte sie ihm unter vier Augen (ohne sich daran zu erinnern, daß sie ihn einst fast an den Rand des

Grabes gebracht hatte), ihr ganzes Geheimniß, und bat ihn um Hilfe. Rinieri antwortete: „Madonna, ich habe mich zwar wirklich in Paris unter andern Dingen auch auf die schwarze Kunst gelegt, und ich weiß, was daran ist. Weil ich sie aber für eine höchst sündliche Sache halte, so war ich fest entschlossen, weder zu meinem eigenen Behuf, noch für andere, jemals Gebrauch davon zu machen. Allein meine Liebe zu Euch ist freilich so groß, daß ich nicht weiß, wie ich Euch etwas abschlagen könnte, und ich bin bereit, zu thun was Ihr begehrt, wenn ich mir auch die Verdammniß damit zuziehen sollte. Aber so viel muß ich Euch vorher sagen, daß die Sache zugleich ihre großen Schwierigkeiten hat, zumal wenn eine Frau ihren Liebhaber, oder ein Mann seine Geliebte, wieder gewinnen will; denn alsdann kann kein Anderer die Handlung verrichten, als die Person selbst, welcher die Sache angelegen ist, und wer sie unternimmt, muß unerschrockenen Muthes sein, weil sie zur Nachtzeit, und an einem einsamen Orte geschehen muß. Ich weiß nicht, wieviel Ihr Euch in diesem Stücke zutrauet."

Die Dame, die mehr verliebt als weise war, gab ihm zur Antwort: „Die Liebe treibt mich so mächtig, daß mir nichts in der Welt zu schwer werden kann, wodurch ich hoffen darf, meinen Liebhaber wieder zu erlangen. Doch sage mir auf jeden Fall, bei welcher Gelegenheit ich meine Unerschrockenheit zeigen muß."

Der Student, der nichts als Rachgier athmete, sagte: „Madonna, ich werde im Namen desjenigen, den Ihr wieder zu gewinnen trachtet, ein Bild aus Zinn gießen; mit diesem müßt Ihr in den ersten Tagen des Neumonds Euch des Nachts siebenmal nackend und in der Einsamkeit im fließenden Wasser baden, und hernach so nackend, wie Ihr seid, auf einen hohen Baum oder auf ein hohes unbewohntes Gebäude steigen, und mit dem Bilde in der Hand, das Gesicht nach Norden gekehrt, siebenmal gewisse Worte sprechen, die ich Euch aufschreiben will, so werden Euch ein paar wunderschöne Jungfrauen erscheinen, die Euch freundlich grüßen, und Euch fragen werden, was Ihr begehret. Diesen müßt Ihr deutlich und umständlich Eure Wünsche erklären, und Euch in Acht nehmen, daß Ihr nicht einen Namen statt des andern nennt. Wenn Ihr ihnen Alles gesagt habt, so werden sie sich entfernen, und Ihr könnt wieder herunter steigen, Euch ankleiden, und nach Hause gehen. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß Euer Liebhaber ehe es wieder Mitternacht wird, zu Euch kommen, Euch um Verzeihung bitten, und Euch nie wieder untreu werden wird."

Die Dame glaubte Alles, was er sagte; sie dachte schon, ihren Liebhaber wieder in ihren Armen zu haben, und gab fröhlich zur Antwort: „Ich versichere Euch, daß ich Alles genau erfüllen werde, und ich habe dazu die beste Gelegenheit; denn ich habe ein Gut in der Gegend des Val d'Arno, welches dicht am Ufer des Flusses liegt, und da es jetzt im Heumond ist, so ist das Baden eine Wollust. Nicht weit vom Ufer steht auch ein alter wüster Thurm, dessen sich nur noch die Schäfer bisweilen bedienen, und mit einer Leiter hinaufsteigen, um sich auf dem Dache nach ihren verirrten Schafen umzusehen. Dieser Thurm liegt einsam genug, und ich will ihn besteigen, um Dasjenige zu verrichten, was Du mir vorschreibst."

Rinieri kannte den Ort sehr wohl, den sie ihm beschrieb; er gab ihr jedoch, wie er merkte, daß sie in seine Schlinge fiel, zur Antwort: „Madonna, ich kenne zwar weder Euer Gut, noch den Thurm; wenn aber Alles so gelegen ist, wie Ihr sagt, so könnt Ihr keinen bequemeren Ort wählen. Ich will Euch zu gehöriger Zeit das Bild und die Worte der Beschwörung schicken; allein ich verlasse mich darauf, daß Ihr mich auch nicht vergeßt, wenn die Erfüllung Eurer Wünsche Euch überzeugt, daß ich Euch gut gedient habe."

Sie versprach, ihm treulich Wort zu halten; worauf sie Abschied von ihm nahm und nach Hause ging.

Rinieri ließ das Bild machen, schrieb ein selbsterdachtes Geschwätz, statt einer Beschwörung auf, und schickte es Helena, indem er ihr zugleich empfahl, am folgenden Abend unfehlbar Alles in Ausübung zu bringen, was er ihr gesagt hätte. Er begab sich hierauf in der Stille mit einem seiner Bedienten nach dem Hause eines Freundes, nahe bei dem Thurme, um seinen Entwurf auszuführen.

Helena machte sich mit ihrer Magd gleichfalls auf den Weg nach ihrem Gute. Wie der Abend kam, stellte sie sich, als ob sie zu Bette ginge und schickte ihre Magd zur Ruhe. Um die Zeit des ersten Schlafs ging sie aus dem Hause an das Ufer des Arno, nahe bei dem Thurme, und nachdem sie sich umgesehen hatte, und allein zu sein glaubte, entkleidete sie sich, verbarg ihre Kleider in einem Busche, und badete sich siebenmal in dem Strome mit dem Bilde, worauf sie sich mit demselben nackend nach dem Thurme begab.

Rinieri hatte sich mit seinem Diener nahe bei dem Thurme versteckt, und hatte Alles mit angesehen. Wie das schöne Weibchen ihm so nackend vorbeiging; wie der blendende Schnee ihres Körpers die Schatten der Nacht

um sich her zerstreuete, und wie er die bezaubernden Formen und das liebliche Ebenmaß ihrer Glieder betrachtete, und bei sich bedachte, wie alle diese Schönheiten in wenigen Stunden würden verwandelt werden, fühlte er sich fast zum Mitleiden bewogen. Zu gleicher Zeit weckten seine Begierden Jemand, der bisher geschlafen hatte, und reizten ihn mächtig an, hervor zu springen, und sich der schönen Beute zu bemächtigen, die ihm gewissermaßen in die Arme lief. Fast hätte er sich von beiden überwinden lassen; allein plötzlich besann er sich, wer er wäre, und welche Beleidigungen er erduldet hätte; seine Rachsucht siegte über das Mitleid und über die Begierden; er blieb standhaft und ließ sie vorübergehen.

Die Schöne stieg die Leiter hinan, wandte sich oben auf dem Thurme gegen Mitternacht, und begann die Worte der Beschwörung. Unterdessen schlich Rinieri hinzu, nahm leise die Leiter weg, die nach dem Dache des Thurmes führte, und wartete ab, was sie dazu sagen und wie sie sich geberden würde. Nachdem Helena siebenmal ihre Beschwörung hergesagt hatte, fing sie an, auf die beiden Jungfrauen zu warten. Diese ließen sie aber solange harren, bis sie anfing, es kühler zu finden, als ihr behagte, und bis zuletzt die Morgenröthe darüber anbrach. Es verdroß sie, daß das Versprechen des Studenten noch nicht in Erfüllung ging, und sie dachte bei sich selbst: „Ich fürchte, Rinieri hat mir eben eine solche Nacht verursachen wollen, als ich ihm; allein wenn dieses seine Absicht gewesen ist, so hat er sich nicht recht auf seine Rache verstanden; denn er hat gewiß dreimal so lange zappeln, und ganz anders vom Frost aushalten müssen, als ich."

Damit nun der helle Tag sie nicht an diesem Orte überraschen möchte, so wollte sie wieder herunter steigen. Allein wie groß war ihr Entsetzen, wie sie die Leiter vermißte! Sie glaubte, die Welt wäre unter ihren Füßen weggesunken, und ohnmächtig sank sie selbst auf dem Dache des Thurmes nieder. Wie sie wieder zur Besinnung kam, fing sie an, laut zu weinen und zu jammern; denn sie merkte nun wohl, daß Rinieri Alles mit Fleiß so angestiftet hätte, und sie bedauerte, ihn erst beleidigt, und sich hernach Demjenigen zu sehr anvertraut zu haben, den sie mit Recht für ihren Feind halten mußte. Umsonst suchte sie Mittel und Wege, sich hinunter zu helfen. „Ich Unglückselige (rief sie)! was werden meine Brüder und Verwandten, was werden meine Nachbarn und alle Einwohner in Florenz von mir sagen, wenn sie hören, daß man mich hier nackend auf diesem Thurme gefunden hat? Man wird gewahr werden, daß meine Ehrbarkeit, die man für so be-

währt gehalten hatte, nur eine Scheintugend war; und wenn ich auch ein Märchen zu ersinnen wüßte, um diesen Vorfall zu bemänteln, so würde der verzweifelte Student meine Lüge nicht gelten lassen. Wie elend bin ich, daß ich zu gleicher Zeit meinen unwürdigen Geliebten und meine Ehre eingebüßt habe!"

Der Schmerz überwältigte sie so sehr, daß sie in Versuchung gerieth, sich von dem Thurme hinabzustürzen. Unterdessen war die Sonne völlig aufgegangen, und indem sich Helena ein wenig dem Rande des Daches näherte, um zu sehen, ob sie nicht irgendwo einen Hirtenknaben gewahr würde, den sie nach ihrer Magd schicken könnte, erwachte Rinieri, der unter einem Strauche geschlafen hatte, und sie wurden zu gleicher Zeit einander gewahr.

„Ei, guten Morgen, Madonna (sprach Rinieri)! Sind die Jungfrauen noch nicht gekommen?"

Helena fing an, bitterlich zu weinen, und bat ihn, in den Thurm zu kommen, damit sie mit ihm sprechen könnte; und er hatte die Gefälligkeit, ihr zu willfahren. Sie legte sich flach auf das Dach nieder, streckte nur den Kopf über den Rand hervor, und sprach mit bitteren Thränen; „Rinieri, wenn ich Dir einst eine böse Nacht zuwege gebracht habe, so hast Du Dich wahrlich genugsam dafür an mir gerächt; denn ob es gleich mitten im Sommer ist, so habe ich doch in meiner Nacktheit diese Nacht Kälte genug ausgestanden, und ich habe meine Treulosigkeit gegen Dich und die blinde Leichtgläubigkeit, womit ich mich Dir nachher anvertrauete, bereits so sehr beweint, daß es ein Wunder ist, daß ich noch meine Augen behalten habe. Ich bitte Dich, nicht um Deiner Liebe willen, die ich nicht verdiene, sondern aus Liebe zu Dir selbst, der Du ein Edelmann bist, laß Dir die Rache genügen, die Du für die empfangene Beleidigung bis jetzt an mir ausgeübt hast, und schicke mir meine Kleider, damit ich wieder hinunter kommen kann. Raube mir nicht Dasjenige, was Du mir nie wiedergeben kannst, meine Ehre; und wenn ich Dich um die eine Nacht gebracht habe, die ich Dir versprochen hatte, so bedenke, daß ich sie Dir gerne mehr als einmal wieder einbringen will. Begnüge Dich, als ein Biedermann, mit der Betrachtung, daß die Rache in Deiner Macht stand, und daß Du mich davon fühlbar überzeugt hast, aber suche nicht, Deine ganze Uebermacht gegen ein schwaches Weib zu gebrauchen. Es bringt dem Adler keinen Ruhm, sich an einer

Taube zu rächen. Um Gotteswillen, und um Deiner eigenen Ehre willen, habe Erbarmen mit mir!"

Mit hartem Herzen erwog Rinieri nur die Beleidigung, die er empfangen hatte. Zwar stritt ein mitleidiges Schmerzgefühl in seiner Brust mit dem Vergnügen der Rache; doch wenn ihn gleich die Thränen und Bitten des armen Weibchens zur Schonung reizten, so siegte dennoch die grausame Lust der Rache, nach welcher ihn dürstete. „Madonna Helena (sprach er), wenn meine Bitten, die ich zwar nicht so, wie Du, in Thränen zu baden, und mit Schmeicheleien zu versüßen wußte, Dich in jener Nacht, wie ich vor Kälte erstarrte, hätten bewegen können, mir nur ein wenig Obdach zu gewähren, so könnte ich Dir vielleicht jetzt willfahren. Liegt Dir jedoch Deine Ehre jetzt eben so sehr, oder noch mehr am Herzen, wie damals so bitte denjenigen, Dir Deine Kleider zu schicken, um Deine Blöße zu bedecken, in dessen Armen Du jene Nacht nackend zubrachtest, ohne Dich meiner zu erbarmen, wie ich in Deinem Hofe im Schnee herum trabte, daß mir die Zähne klappten; Ihn, für den Du Deine Ehre so oft auf's Spiel gesetzt hast, ihn bitte, daß er sie jetzt beschütze, und Dir die Leiter ansetze, um Dich herunter zu lassen. Warum rufst Du ihn nicht, daß er komme, und Dir beistehe? Wem geziemt dieses mehr, als ihm? Du gehörst ihm zu; wen wird er schützen, wem wird er beistehen, wenn Du es nicht bist? Rufe ihn Närrchen! und sieh zu, ob seine Liebe und Deine Klugheit Dich aus den Händen des Einfältigen erretten können, dessen Du spottest, wie Du jenen liebkosend fragtest, was größer wäre, meine Thorheit, oder Deine Liebe zu ihm. Biete mir dasjenige nicht als einen Preis an, was für mich keinen Werth mehr hat, und was Du mir nicht verweigern könntest, wenn ich es forderte. Spare Deine Nächte für Deinen Liebhaber, wofern Du lebendig von hier entrinnst, und widme sie Deinem und seinem Vergnügen. Ich habe an einer schon zu viel gehabt, und es ist mir genug, daß man mich einmal zum Narren gehalten hat. Du meinst wohl, indem Du mich listigerweise lobst, und mich einen Edelmann und Biedermann nennst, Dich bei mir wieder einzuschmeicheln, und suchtest nur, mich dadurch zu bewegen, Dich aus Großmuth für Deine Bosheit nicht zu bestrafen; aber Deine Schmeicheleien sollen mir die Augen des Verstandes nicht wieder verblenden, wie Du mich einst durch Deine betrügerischen Versprechungen getäuscht hast. Ich kenne mich selbst, und ich habe während der ganzen Zeit, die ich in Paris zubrachte, mich nicht so gut kennen gelernt, als Dich in einer einzigen Nacht. Gesetzt

aber, ich wollte mich großmüthig zeigen, so bist Du nicht Diejenige, an welcher ich Ursache hätte, meine Großmuth zu beweisen. Wilde Thiere, zu welchen Du gehörest, muß man quälen und seine Rache an ihnen sättigen bis in den Tod, und nur bei Menschen soll man ihr solche Schranken setzen, wie Du sagest. Ich bin zwar kein Adler, allein ich habe auch erfahren, daß Du keine Taube bist, sondern eine giftige Schlange, und deswegen will ich Dich, wie ein erbitterter Feind, mit Grimm und mit Härte verfolgen; obgleich Alles, was ich Dich empfinden lasse, noch nicht eigentlich Rache, sondern nur Züchtigung genannt zu werden verdient, indem die Rache die Beleidigung übertrifft, welches hier nicht der Fall ist. Denn wenn ich mich an Dir rächen wollte, nach Maßgabe der Gefahr, in welche Du mein Leben gebracht hast, so wäre meine Rachgier nur schlecht befriedigt, wenn ich Dir und Hunderten Deines Gleichen das Leben raubte; denn ich würde an Dir nur ein boshaftes und nichtswürdiges Weib aufopfern. Und was bist Du denn im Grunde mehr (Dein glattes Gesichtchen abgerechnet), als irgend ein anderes verworfenes Weibsbild, da es nicht an Dir gefehlt hat, daß Du nicht einen braven Biedermann (wie Du mich jetzt eben genannt hast) um's Leben brachtest, mit welchem die Welt einst mehr gedient sein wird, als mit hunderttausend Deines Gleichen, so lange sie steht? Lerne demnach von mir mit Deinem Schaden, was es auf sich hat, über Leute zu spotten, die einiges Gefühl haben, besonders über Studenten; und wenn Du davon kömmst, so laß es Dir eine Warnung sein, nicht mehr dergleichen Thorheiten zu begehen. Bist Du aber so sehr eilig, herunter zu kommen, so springe herab, und brich den Hals, so bist Du auf einmal von aller Qual befreit, und mir wird es nicht leid sein. Mehr sage ich Dir nicht: Ich habe Mittel gefunden, Dich dort hinauf zu schicken; suche Du jetzt Mittel, wieder herunter zu kommen, so wie Du verstandest, mich zu hohnnecken."

Indem Rinieri dieses sprach, that das arme Weib nichts, als Thränen vergießen. Die Zeit rückte fort, und die Sonne stieg immer höher. Wie er schwieg, erwiederte sie schluchzend: „Ach Grausamer! wenn jene unselige Nacht Dir so sehr am Herzen liegt, und wenn Dir mein Verbrechen so schwer scheint, daß weder meine Jugend und meine Schönheit, noch meine Thränen und Bitten, Dich zum Mitleiden bewegen können, so laß doch dies Eine Dich einigermaßen rühren, und Deinen strengen Zorn entwaffnen, daß ich selbst mich Dir anvertraute, Dir alle meine Geheimnisse entdeckte, und Dir das Mittel in die Hände gab, mich mein Vergehen so schwer

empfinden zu lassen. Denn wenn ich nicht so große Zuversicht zu Dir gehabt hätte, so wäre es nimmer in Deiner Macht gewesen, die Rache, wonach Du Dich so sehr scheinest gesehnt zu haben, an mir auszuüben. Ich bitte Dich, laß Deinen Zorn fahren, und verzeihe mir. Ich bin bereit, wenn Du mir vergeben, und mich hinunter lassen willst, jenem ungetreuen Jünglinge gänzlich zu entsagen, und Dich allein als meinen Geliebten und Gebieter zu erkennen. So sehr Du auch meine Schönheit verachtest, und sie als geringfügig herabwürdigest, so ist sie doch (ohne mich mit andern Schönen zu vergleichen) meiner Ueberzeugung nach nicht reizlos für einen jungen Mann, und Du bist kein Greis. Und so grausam Du mir auch immer begegnest, so kann ich doch nicht glauben, daß Du mir einen so schmählichen Tod gönnest, daß ich mich hier vor Deinen Augen hinunterstürzen sollte, da ich ihnen doch sonst (wenn Du mir nicht geheuchelt hast) so sehr gefiel. Ach erbarme Dich meiner um Gotteswillen, und aus Mitleiden. Die Sonne fängt an, sehr heiß zu werden, und wie mich die Kälte in der Nacht gedrückt hat, so beginnt die Hitze mir jetzt sehr beschwerlich zu werden."

Rinieri, der seine Schadenfreude daran hatte, sie mit Reden hinzuhalten, antwortete: „Helena, Du hast mir Dein Vertrauen diesmal nicht aus Liebe zu mir geschenkt, sondern um Denjenigen wieder zu bekommen, den Du verloren hast, und Du kannst demnach nichts Anderes damit von mir verdienen, als noch größere Strafe. Du irrest Dich auch sehr, wenn Du meinst, daß mir nur dieser Weg offen stand, um mich an Dir nach Herzenslust zu rächen. Ich hatte Dir unter dem Deckmantel meiner Liebe wohl hundert Fallstricke gelegt, und wenn mir dieser Streich nicht gelungen wäre, so hättest Du Dich doch bald in einer andern Falle fangen müssen, und in keine hättest Du gerathen können, die Dir nicht noch weit mehr Schmerz und Schande gebracht hätte, als diese; die ich indessen wahrlich nicht gewählt habe, um Dich leichter davon kommen zu lassen, sondern nur, um desto eher zu meinem Endzweck zu kommen. Und wenn auch alle meine Entwürfe gescheitert wären, so blieb mir noch meine Feder übrig, mit welcher ich solche Dinge und in einem solchen Tone von Dir würde geschrieben haben, daß Du tausendmal hättest wünschen sollen, nie geboren zu sein, wenn sie Dir wieder zu Ohren gekommen wären. Die Gewalt der Feder ist unendlich größer, als diejenigen wähnen, die ihre Wirkung nicht selbst erfahren haben. Ich schwöre Dir, so wahr ich hoffe, meine Rache ganz an Dir zu sättigen, man sollte Dinge von Dir gelesen haben, daß Du Dich nicht nur

vor andern Leuten, sondern vor Dir selbst hättest schämen, und Dir die Augen auskratzen sollen, um nur nie Dein Gesicht wieder zu sehen. Laß also den Bach nicht zum Meere sagen: *ich habe Dich angeschwellt*. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich mir aus Deiner Liebe und aus Deinem Besitze nichts mache. Schenke Dich, wenn Du kannst, Demjenigen wieder, dem Du angehört hast. Ehemals war er mir zuwider, doch jetzt bin ich ihm gut, wegen seines Betragens gegen Dich. Ihr Weiber liebt die jungen Bürschchen, und suchet von ihnen geliebt zu werden, weil sie rothwangiger und flaumbärtiger sind, aufrecht einhergehen, und rüstig sind zum Tanz und zum Ringrennen. Das alles haben ältere Leute auch gekonnt, und was diese vergessen haben, das müssen jene noch erst lernen. Ihr glaubt auch wohl, daß sie bessere Reisige sind, und mehr Meilen in einer Strecke zurücklegen können, als Männer von reiferen Jahren. Es mag wahr sein, daß sie einen rascheren Gang gehen, aber die älteren und erfahreneren Leute kennen die Bahn und die Wege besser. Langsam und gut, ist in der Länge besser, als schnell und unstät; ein starker Trab ermüdet Reiter und Pferd; wer aber sacht angehen läßt, bringt Euch frisch und munter (wenn auch ein wenig langsamer) zum Ziele. Ihr einfältigen Dinger wißt nicht, wieviel Böses unter der wenigen glatten Außenseite verborgen ist. Die jungen Leute begnügen sich nicht mit *einer* Liebschaft, sondern sie begehren so viele, und glauben auf so viele Anspruch machen zu können, daß die Beständigkeit unmöglich eine Begleiterin ihrer Liebe sein kann; davon lieferst Du selbst ein lebendiges Beispiel. Sie meinen auch, ihre Damen müßten ihnen immer mit Achtung und Liebkosungen zuvorkommen, und sie suchen eine Ehre darin, mit ihren Gunstbezeigungen zu prahlen. Durch dieses Laster würdigen sie sich noch unter die *Mönche* herab, welche wenigstens nichts ausplaudern. Du denkst zwar, Niemand habe von Deinem Liebeshandel etwas gewußt, außer Deiner Magd und mir, dem Du Alles gestanden hast: allein Du bist übel berichtet, und irrest Dich sehr, wenn Du Dieses glaubst. In Deiner Straße, und in der Straße Deines Geliebten wird fast von nichts Anders gesprochen; aber gemeiniglich ist Derjenige, den die Sache am nächsten angeht, der Letzte, der etwas davon erfährt. Ueberdies plündern Euch die jungen Leute, und die ältern bringen Euch Geschenke. Du bist eine von denen, die übel gewählt haben: halte Dich jetzt an Deinen Erwählten, und überlasse mich, den Du verschmäht hast, einer Andern. Ich habe ein Weib gefunden, welches mir viel schätzbarer ist, und auch mich besser zu würdigen

weiß, als Du. Fängt die Sonne jetzt an, Dich zu stechen, so vergiß den Frost nicht, den Du mich hast ausstehen lassen. Die Erinnerung daran wird hinreichend sein, die Hitze zu mäßigen, welche der brennende Sonnenstrahl Dir verursacht."

Wie die arme geängstigte Helena fand, daß alle Reden des Rinieri auf neue Grausamkeiten abzielten, fing sie abermals an zu weinen, und sagte: „Weil denn nichts, was sich auf mich selbst bezieht, Dich bewegen kann, Mitleiden mit mir zu haben, so laß Dich wenigstens bei Deiner Liebe zu Derjenigen beschwören, von welcher Du sagest, daß Du sie vernünftiger als mich gefunden hast, und daß Du von ihr geliebt wirst. Verzeihe mir um ihretwillen, reiche mir meine Kleider, um mich zu bedecken, und hilf mir von hier hinab."

Rinieri lachte, und weil der Tag schon heiß ward, so sprach er: „Wohlan, Du beschwörst mich bei einer solchen Dame, daß ich Dir nicht Nein sagen kann. Sage mir nur, wo Deine Kleider sind, damit ich sie Dir bringe, und Dich erlöse."

Diese Worte verschafften ihr ein wenig Trost; sie sagte ihm, an welchem Orte sie ihre Kleider gelassen hatte, und Rinieri entfernte sich, indem er seinem Diener befahl, Niemand zu ihr zu lassen, bis er wieder käme. Er ging indessen hin, und frühstückte bei einem Freunde in der Nähe. Helena, durch die Hoffnung ihrer nahen Erlösung einigermaßen aufgerichtet, setzte sich an derjenigen Seite des Thurmes nieder, wo ihr die Mauer noch ein wenig Schatten gewährte. Bald saß sie tiefsinnig, bald weinte sie, bald hoffte sie, bald wollte sie über das lange Außenbleiben des Rinieri verzweifeln; bis sie vor Schmerz und Müdigkeit, weil sie die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, einschlummerte. Doch bald stieg die Sonne so hoch, daß auch die Mauer sie nicht mehr vor ihren Strahlen schützte, welche fast senkrecht auf ihr Haupt und auf ihren zarten Leib fielen, und sie aus ihrem kurzen Schlummer weckten. Da der Wind überdies völlig still war, so ward sie nicht nur von keinem Lüftchen abgekühlt, sondern auch von Mücken und Wespen geplagt, und außerdem ward sie von Hunger, und noch ärger vom Durste gequält. Umsonst suchte sie mit ihren Blicken bald an dieser, bald an jener Seite des Thurms, ob sich nicht Jemand sehen ließe, und sie war entschlossen, es möchte kosten was es wollte, um Hülfe zu rufen. Allein wegen der Hitze war kein Ackersmann auf dem Fe[illegible] zu sehen, und die meisten waren auch wohl schon auf ihren Tennen mit dem Dreschen beschäftigt.

Sie hörte nichts, als das Geschrei der Cicaden. Zu ihren Füßen sah sie den Arno; allein der Anblick seines Wassers konnte ihren Durst nicht löschen, vielmehr diente er nur, ihn zu vermehren, so wie die Wälder, Büsche und Häuser, welche sie um sich her erblickte, sie nur noch schmerzlicher empfinden ließen, daß sie umsonst nach dem kleinsten Schatten und Obdach vor dem brennenden Strahl der Sonne schmachten mußte. Ihre zarte Haut, deren Weiße noch am vorigen Abend die Finsterniß verjagte, war jetzt vor Hitze wie Kupfer geröthet.

Endlich erschien Rinieri wieder, und schickte seinen Diener, der noch nichts genossen hatte, nach Hause zum Essen. Wie Helena ihn vernahm, sprach sie mit schwacher und gebrochener Stimme: „Rinieri, Du hast Dich über alle Maße gerächt. Wenn ich Dich einst in meinem Hofe frieren ließ, so hast Du mich auf diesem Thurme nicht nur braten, sondern gar verbrennen, und vor Hunger und Durst verschmachten lassen. Ich bitte Dich, komm herauf, und gib mir den Tod, den ich nicht das Herz habe, mir selbst zu geben, und den ich mir jetzt über alles wünsche; so groß ist die Qual, die ich dulde. Oder wenn Du mir diese Gnade nicht erweisen willst, so verschaffe mir wenigstens einen Trunk Wasser, um meine Lippen zu benetzen, weil meine Thränen dazu nicht hinreichen.

„Böses Weib (erwiederte Rinieri)! von meiner Hand sollst Du nicht sterben. Bist Du des Lebens überdrüssig, so tödte Dich selbst. Wasser sollst Du von mir so viel zur Linderung Deines Durstes bekommen, als Du mir Feuer gegeben hast, um der Kälte zu widerstehen. Fast ärgert es mich, da ich meine erstarten Nerven mit stinkendem Miste habe herstellen müssen, daß Dir Deine wenigen Brandblasen mit wohlriechendem Rosenwasser sollen geheilt werden; und da ich in Gefahr gewesen bin, wo nicht das Leben, doch den Gebrauch meiner Glieder zu verlieren, daß Du hingegen Deine versengte Haut abschälen, und Deine Schönheit erneuert sehen wirst, wie die Schlange."

„Ach ich Elende (seufzte Helena). Um einen solchen Preis müsse meine ärgste Feindin ein wenig Schönheit erkaufen! Aber sage mir Du, der Du grausamer, als irgend ein reißendes Thier, mit mir umgehst: wie ist es Dir möglich, mich auf solche Art zu martern? Wahrlich, ich wüßte nicht, wie man noch grausamer gegen einen Bösewicht verfahren könnte, der eine ganze Stadt mit Mord und Todtschlag angefüllt hätte; da Du mich hast von der Sonne braten, und von Wespen und Hornissen verzehren

lassen. Und bei allen diesen Martern versagst Du mir einen Tropfen Wasser, da man doch dem Mörder, der zum Tode geführt wird, wohl einen Becher Wein zu reichen pflegt, wenn er ihn fordert. Doch weil ich sehe, daß Du bei Deiner Grausamkeit beharrst, und daß meine Qualen nicht vermögen, Dich im geringsten zu bewegen, so will ich mich geduldig zum Tode bereiten, damit der Himmel Erbarmen mit meiner Seele habe. Ihm will ich es anheimstellen, Deine Handlung mit gerechtem Auge anzusehen."

Mit diesen Worten legte sie sich schmerzvoll mitten auf dem Dache nieder und gab alle Hoffnung auf, zu entrinnen. Doch jetzt glaubte Rinieri endlich weit genug gegangen zu sein und wollte seine Rache nicht auf's äußerste treiben. Er wickelte demnach Helena's Kleider in den Mantel seines Dieners und ging nach ihrem Hause. Hier fand er ihre Magd ganz trostlos vor der Thüre sitzen. „Mädchen, was macht Deine Frau?" fragte er sie.

„Ach mein Herr, ich weiß es nicht (gab sie zur Antwort). Ich meinte sie diesen Morgen im Bette zu finden; allein sie war weder dort, noch sonst irgendwo zu sehen, und ich weiß nicht, wohin sie gerathen ist und bin äußerst bekümmert um sie. Aber vielleicht wißt Ihr es, mein Herr?"

„Ich wünschte (sprach Rinieri), daß ich Dich nur auch da gehabt hätte, wo sie bis jetzt gewesen ist, um Dich mit ihr zugleich für Deine Bosheit zu bestrafen; aber Du sollst mir wahrlich auch nicht entgehen, bis Du dermaßen für Deine Schelmstücke gebüßt hast, daß Du nie wieder Jemand hohnnecken wirst, ohne an mich zu gedenken. Da, nimm diese Kleider, geh damit hin, wenn Du willst, und hole Deine Frau von jenem Thurme."

Die arme Magd erschrak über diese Worte und glaubte nicht anders, als daß er ihre Frau erschlagen hätte, und kaum enthielt sie sich, laut zu schreien. Rinieri ging fort und sie eilte mit verweinten Augen nach dem Thurme. Zufälligerweise hatte ein Sauhirte ein Paar von seinen Schweinen verloren und ging auch nach dem Thurme, um sich nach ihnen umzusehen. Wie er dahin kam, hörte er das Aechzen der armen Dame und rief ihr zu: „Wer jammert dort oben?"

Helena kannte die Stimme ihres Hirten, nannte ihn bei seinem Namen und bat ihn, ihre Magd zu rufen. Indem kam diese schon gegangen und rief: „Ach meine liebste Frau! wo seid Ihr?"

„Ach meine Tochter! ich bin hier oben (sprach Helena). Weine nicht, sondern eile nur und bringe mir meine Kleider."

Der Hirte setzte die Leiter an und halb getröstet eilte die Magd hinauf mit den Kleidern; doch kaum konnte sie sich enthalten, laut zu jammern, wie sie ihre Frau vor Durst und Hitze fast verschmachtet fand. Helena bat sie, zu schweigen und sie ankleiden zu helfen. Wie sie von ihr hörte, daß Niemand wüßte, wo sie wäre, als Rinieri, die Magd und der Hirte, beruhigte sie sich einigermaßen, und bat den Hirten, sich gegen Niemand etwas merken zu lassen. Da sie zu schwach war, die Leiter hinab zu steigen, so nahm der Hirte sie auf den Rücken und trug sie hinunter. Indem die Magd ihr folgen wollte, that sie einen Fehltritt, stürzte hinunter und zerbrach sich eine Rippe, worüber sie vor Schmerz brüllte, wie eine Löwin. Der Hirte setzte die Dame auf einen Heuschober nieder und eilte, zu sehen, was der Magd fehlte; und wie er sie so beschädigt fand, half er ihr nach demselben Heuschober und setzte sie neben ihrer Frau hin. Für Helena war der Unfall, der ihre Magd betroffen hatte, um desto schmerzlicher, je mehr sie jetzt ihrer Hilfe bedurfte, und sie weinte darüber so bitterlich, daß auch dem Hirten die Thränen in die Augen traten. Er eilte indessen, sie mit einem Trunk Wasser zu erquicken, und brachte sie nach ihrem Hause, woselbst seine Frau den Dienst ihrer Magd versahe und ihr, so viel möglich, Linderung zu verschaffen suchte. Des Abends ward Anstalt gemacht, sie und die Magd nach der Stadt zu bringen. Helena hatte Witz genug, ein Märchen zu erfinden, um ihren Verwandten und Freunden einen andern Unfall vorzuspiegeln, wodurch sie und ihre Magd zu Schaden gekommen wären. Beide wurde bald wieder hergestellt und Rinieri war am Ende noch großmüthig genug, von der ganzen Sache nicht weiter zu reden; zumal, da er durch den Fall der Magd auch an dieser genugsam gerächt zu sein glaubte.

Helena vergaß ihren Liebhaber und nahm sich in der Folge in Acht vor Liebeshändeln und vor Hohnneckereien, nachdem ihr die eine so übel bekommen war.

Hütet Euch also, meine Freundinnen, daß Ihr Niemand neckt, und besonders keine Studenten, die zum Theil dem Teufel selbst etwas zu rathen geben können."

Ich habe mir mit dieser Erzählung hin und wieder einige Freiheiten genommen und will hoffen, daß man es mir nicht verargen werde. Boccaccio hat aber wirklich, meiner Meinung nach, Manches darin übertrieben und besonders die Grausamkeit des Rinieri mit gar zu grellen Farben

geschildert. Ich glaubte daher, das Gemälde etwas weniger hart halten zu müssen; doch ist an den dialogirten Stellen wenig oder nichts geändert worden. (Anm. des Uebers.)

Achte Erzählung.

Spinelloccio schläft bei der Frau seines Nachbars und Freundes Zeppa. Dieser merkt es, und macht, daß seine Frau ihn in eine Kiste einsperren muß, auf welcher er an der Frau des Spinelloccio das Vergeltungsrecht ausübt.

Helena's traurige Begebenheit war von den Frauenzimmern mit schmerzlichem Mitleiden angehört worden, und wiewohl dieses einigermaßen durch die Betrachtung vermindert ward, daß sie die Behandlung des Rinieri zum Theil verdient hatte, so fanden sie doch das Betragen des Studenten nicht nur hart und halsstarrig, sondern auch unbarmherzig. Wie Pampinea damit geendigt hatte, trug die Königin Fiammetta auf, ihr zu folgen. Diese gehorchte willig und sagte: „Da Euch, meine Lieben, das harte Verfahren des beleidigten Studenten ein wenig weichherzig gemacht hat, so glaube ich, daß es nöthig sein wird, Euch die bitteren Empfindungen durch irgend etwas Angenehmes wieder zu versüßen. Ich will Euch deswegen ein Geschichtchen von einem jungen Manne erzählen, welcher mit mehr Gelassenheit eine Beleidigung ertrug und sich auf eine gutmüthigere Art dafür Genugthuung verschaffte. Ihr könnt Euch daraus die Lehre nehmen, daß ein Jeder sich damit begnügen soll, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und daß man die Gränzen eines billigen Vergeltungsrechts nicht überschreiten und nicht suchen soll, sich über das Maß der empfangenen Beleidigung zu rächen.

In Siena sollen einmal ein Paar junge Bürgersleute gewesen sein, die in einem behaglichen Mittelstande lebten und Wandnachbarn waren, wovon der eine Spinelloccio Tanena, und der andere Zeppa di Mino hieß. Diese Beiden waren unzertrennliche Gesellschafter und schienen einander fast noch mehr als Brüder zu lieben. Beide hatten recht hübsche Weiber. Da nun Spinelloccio täglich in dem Hause des Zeppa aus und ein ging, dieser mochte zu Hause sein oder nicht, so ward er nach und nach mit seinem Weibchen so vertraut, daß sie ihm nichts mehr abschlug. Dieses Verständniß dauerte eine geraume Zeit, ohne daß irgend Jemand etwas davon erfuhr. Endlich aber traf es sich einmal, daß Zeppa zu

Hause war, wie Spinelloccio nach ihm fragte. Seine Frau wußte es nicht und sagte, er wäre ausgegangen. Spinelloccio kam deswegen sogleich zu ihr hinauf, und wie er sie allein im Saale fand, umarmte er sie mit einem tüchtigen Kusse. Zeppa sah es, hielt sich aber ganz still und wartete, wie das Spiel weiter ablaufen würde. Kurz, er sah, daß seine Frau und Spinelloccio Arm in Arm in die Kammer gingen und sich einschlossen, welches ihn verzweifelt wurmte. Er bedachte indessen, daß er durch Lärm und Gepolter die Beleidigung nicht abwaschen, sondern nur seinen Schimpf dadurch vermehren würde, und er sann deswegen auf Mittel, sich Genugthuung zu verschaffen, ohne die Sache laut werden zu lassen. Nach einigem Besinnen glaubte er dieses Mittel gefunden zu haben. Er hielt sich demnach so lange verborgen, bis Spinelloccio sich wieder entfernte. Wie dieser wegging, trat Zeppa den Augenblick in die Kammer zu seiner Frau, die noch beschäftigt war, ihren Kopfputz wieder in Ordnung zu bringen, welchen Spinelloccio ein wenig zerstört hatte. „Was machst Du, Frau?" fragte Zeppa.

„Siehst Du es nicht?" fragte sie ihn wieder.

„Ja wohl sehe ich's (sprach Zeppa), und ich wünschte, ich hätte nicht noch Manches mehr gesehen." Er ließ sich hierauf deutlicher heraus über Alles, was vorgefallen war, und nach einigem Wortwechsel gestand sie ihm voll Angst und Furcht ihren vertrauten Umgang mit Spinelloccio, den sie nicht leugnen konnte, und bat ihren Mann mit Thränen um Vergebung.

„Höre Frau (sprach Zeppa), Du hast böse Streiche begangen, und wenn ich sie Dir verzeihen soll, so mußt Du mir Alles treulich ausrichten, was ich Dir befehlen will. Sage dem Spinelloccio, daß er sich morgen Vormittag, wenn wir beisammen sind, unter irgend einem Vorwande von mir losmachen und zu Dir kommen soll. Wenn er bei Dir ist, werde ich plötzlich zu Hause kommen, und dann mußt Du ihn in diesen Kasten kriechen lassen und ihn darin einschließen. Was Du weiter thun sollst, das will ich Dir hernach schon sagen. Du kannst es getrost thun und versichert sein, daß ihm nichts Böses geschehen soll."

Die Frau versprach Alles, um ihren Mann wieder zu besänftigen und hielt ihm auch Wort.

Wie Spinelloccio und Zeppa des andern Vormittags beisammen waren, sagte Spinelloccio um die verabredete Stunde zu seinem Nach-

barn: „Ich soll heute Mittag bei einem Freunde zur Mahlzeit gehen und mag ihn nicht auf mich warten lassen. Sei Gott empfohlen.“

„Es ist ja noch lange hin bis zur Mittagszeit,“ erwiederte Zeppa.

„Wohl wahr (sprach Spinelloccio); aber ich habe mit ihm noch über Eins und das Andere zu sprechen und will deswegen ein wenig früher zu ihm gehen.“

Damit verließ er ihn, nahm einen kleinen Umweg und ging zu der Frau des Zeppa, die ihn sogleich in ihre Kammer führte; doch waren sie noch nicht lange darin gewesen, wie Zeppa zu Hause kam. Sobald seine Frau ihn hörte, stellte sie sich ganz erschrocken, ließ ihren Nachbar sich in die Kiste verstecken, schloß ihn ein und ging aus der Kammer. Zeppa kam hinauf und sagte: „Frau, ist es schon Zeit zum Essen?“

„Ja, es wird bald Zeit sein,“ gab sie ihm zur Antwort.

„Spinelloccio geht heute bei einem Freunde zu Gast (sprach Zeppa), und seine Frau ist allein. Geh' an's Fenster und bitte sie, herum zu kommen und mit uns zu essen.“

Die Frau, die vor Angst sehr gehorsam geworden war, that, was er befahl, und wie ihre Nachbarin hörte, daß ihr Mann nicht zu Hause käme, ging sie nach einigem Bitten und Nöthigen zu ihr hinum. Zeppa empfing sie sehr freundlich, nahm sie vertraulich bei der Hand, und gab seiner Frau einen Wink, sich in der Küche etwas zu schaffen zu machen. Unterdessen führte er seine Nachbarin in die Kammer und schloß plötzlich die Thür hinter sich zu.

„Himmel (rief sie)! was soll das bedeuten, Zeppa? Habt Ihr mich darum in diese Kammer geführt? Ist das die Frucht Eurer Freundschaft für Spinelloccio und Eures vertraulichen Umgangs mit ihm?“

Zeppa ging mit ihr näher zu der Kiste, in welcher ihr Mann verborgen war, und sagte zu ihr, indem er sie fest in seinen Armen hielt: „Weibchen, ehe Du mir zürnst, so höre erst, was ich für mich zu sagen habe: Ich habe Deinen Mann wie meinen Bruder geliebt und liebe ihn noch; aber gestern, wie er sich's nicht versahe, habe ich entdeckt, daß meine große Vertraulichkeit mit ihm ihn dahin gebracht hat, daß er sich bei meiner Frau eben so viel herausnimmt, wie bei Dir. Weil ich ihn aber lieb habe, so will ich mich nicht strenger an ihm rächen, als er mich beleidigt hat. Er hat meine Frau gehabt, und ich will Dich wieder haben. Gefällt Dir das nicht, so ertappe ich ihn wohl einmal wieder, und da ich nicht Willens bin,

das Ding ungerächt hingehen zu lassen, so werde ich ihm dergestalt mitspielen, daß es Dich und ihn auf immer gereuen soll."

Das gute Weibchen sträubte sich lange; wie ihr aber Zeppa die Sache so nahe legte, daß sie seine Worte nicht länger bezweifeln konnte, sagte sie: „Lieber Zeppa, wenn ich denn für meinen Mann büßen soll, so muß ich mich darin ergeben; doch mußt Du mir versprechen, daß Du Deine Frau bewegen willst, mir deswegen ebenso wenig böse zu werden, als ich ihr dasjenige übel nehmen will, was sie an mir gethan hat, und daß wir, nach wie vor, gute Freundinnen bleiben."

„Das nehm' ich auf mich (sprach Zeppa), und ich will Dir noch überdies ein so hübsches und kostbares Kleinod verehren, als Dir noch Niemand geschenkt hat."

Mit diesen Worten schloß er sie noch fester und feuriger in seine Arme, und machte die Kiste, worin ihr Mann steckte, zum Altar, auf welchem er seiner Rache ein angenehmes Opfer brachte.

Spinelloccio, der jedes Wort des Zeppa und die Antwort seiner Frau gehört hatte, und den Walzer, den sie ihm hernach über dem Kopfe tanzten, wollte anfänglich vor Gift bersten, und nur seine Furcht vor dem Zeppa konnte ihn abhalten, seine Frau mit Scheltworten aus seinem Gefängnisse anzudonnern. Wie er aber bedachte, daß er selbst den ersten Anlaß zu dem Unfuge gegeben hatte; daß Zeppa Recht hatte, zu thun, was er that, und daß er menschlich und brüderlich mit ihm verfuhr, ließ er seinen Zorn fahren, und wünschte nichts mehr, als ferner in Eintracht mit ihm zu leben.

Wie Zeppa seine Rache befriedigt hatte und seine hübsche Nachbarin ihn an das versprochene Kleinod erinnete, öffnete er die Thüre und rief seine Frau, welche lächelnd hereintrat und nichts weiter sagte, als: „Nachbarin, Ihr seid mir Nichts schuldig geblieben."

„Oeffne jetzt diese Kiste," sprach Zeppa zu seiner Frau. Sie that es, und Zeppa zeigte seiner Nachbarin ihren Mann und sagte: „Hier ist das Kleinod, womit ich Dich beschenke." Es ist schwer zu bestimmen, wer von Beiden sich in dem ersten Augenblick am meisten schämte, Spinelloccio vor seinem Nachbar, oder seine Frau vor ihrem Mann, welcher Alles gehört hatte, was vorgefallen war. Doch bald verwandelte sich ihre Bestürzung in Scherz und gute Laune; sie aßen alle Vier zusammen vergnügt und friedlich zu Mittag, und die gute Eintracht der beiden

Nachbarn und ihrer Weiber ward durch dieses Zwischenspiel im geringsten nicht gestört."

Neunte Erzählung.

Doctor Simon, ein Arzt, wird von Brun und Buffalmacco, unter dem Vorwande, ihn in eine geheime Gesellschaft aufzunehmen, in eine Mistpfütze geworfen, wo sie ihn liegen lassen.

Nachdem die Mädchen ein wenig über den Weibertausch der beiden Sieneser geplaudert hatten, sagte die Königin: „Lieben Kinder, mich däucht, Spinelloccio hatte den Streich vollkommen verdient, den ihm Zeppa spielte, und ich glaube nicht, daß Derjenige sehr zu tadeln sei, welcher Dem, der sich Händel sucht oder zuzieht, einen Possen spielt; welches auch Pampinea gesucht hat, uns zu zeigen. Spinelloccio hatte sich seinen Handel verdientermaßen zugezogen; und ich will Euch von Jemand erzählen, den sein Vorwitz in Händel verwickelte, und ich glaube, daß Diejenigen, die ihn äfften, mehr Lob, als Tadel verdienten. Die Sache betrifft einen Arzt, der zwar ein Schafskopf war, der aber dennoch den Doctormantel aus Bologna mitgebracht hatte.

So wie wir täglich sehen, daß unsere jungen Stadtleute uns aus Bologna als Aerzte, Rechtsgelehrte und Notarien, in langen weiten Kleidern, in Scharlach und Hermelin, und in allerlei Prachtgewand geschmückt, zurückgeschickt werden, so finden wir auch alle Tage, wie es ihnen mit der Ausübung ihrer Kunst glückt. So kam auch einst ein gewisser Simon da Villa, der an väterlichen Erbgütern ungleich reicher war, als an Wissenschaften, gekleidet in Scharlach, und mit einer mächtig großen Kappe, als Doctor der Arzeneiwissenschaft (wie er selbst sagte) zurück, und miethete ein Haus in der Gurkenstraße. Dieser neugebackene Doctor hatte unter andern löblichen Gewohnheiten auch diese, daß er Diejenigen, die um ihn waren, nach einem jeden Menschen fragte, der auf der Gasse vorbeiging, und daß er einen Jeden so genau betrachtete und besichtigte, als wenn er nach den Mienen und Geberden der Menschen die Recepte für seine Kranken einrichten müßte. Unter andern waren ihm besonders die beiden Maler Bruno und Buffalmacco aufgefallen, jene unzertrennlichen Gesellen, von denen wir heute schon zweimal gehört haben, und die zugleich seine Nachbarn waren.

Diese Beiden schienen ihm, sich am wenigsten um die Welt zu bekümmern und dabei das fröhlichste Leben zu führen, und er erkundigte sich deswegen bei verschiedenen Leuten nach ihren Vermögensumständen. Wie er nun von Allen hörte, sie wären arme Leute und Maler, konnte er sich nicht einbilden, daß sie von ihrem geringen Verdienste so lustig leben könnten; sondern weil man sie ihm zugleich als schlaue Köpfe beschrieb, so meinte er, sie müßten wohl noch andere geheime und ergiebige Hülfsquellen haben; er wünschte deswegen, mit Beiden oder wenigstens mit Einem von ihnen, bekannt zu werden, und es gelang ihm auch, sich die Bekanntschaft des Bruno zu verschaffen. Dieser merkte bald, daß der Doctor ein Pinsel war, und machte sich daher manchen Spaß mit seinen aberwitzigen Grillen, und Doctor Simon fand nicht minder einen großen Gefallen an seinem neuen Bekannten. Einmal wie er diesen zum Mittagessen eingeladen hatte, und deswegen glaubte, um desto vertraulicher mit ihm reden zu können, gestand er ihm, wie sehr er sich darüber wunderte, daß er und Buffalmacco, als arme Leute, immer so lustig leben könnten, und bat ihn, ihm zu sagen, wie sie das anfingen. Bruno, der diese Frage von einem Stücke mit seinen übrigen Thorheiten fand, lachte heimlich darüber und antwortete ihm so, wie seine Dummheit es verdiente: „Doctor, ich würd' es unter zehn Menschen nicht Einem anvertrauen, wie wir es anfangen. Weil Ihr aber mein Freund seid, und weil ich weiß, daß Ihr es Niemand wiedersagen werdet, so will ichs Euch nicht verhehlen. Ihr habt Recht, wenn Ihr sagt, daß mein Freund und ich vergnügt und fröhlich leben, und daß unser Verdienst und unsere geringen Einkünfte kaum hinreichen würden, das Wasser zu bezahlen, das wir trinken; allein darum müßt Ihr nicht glauben, daß wir aufs Stehlen ausgehen; sondern wir machen Streifzüge, und auf diesen verschaffen wir uns Alles, was wir zu unserm Nutzen und Vergnügen gebrauchen, ohne Nachtheil anderer Leute, und daher leben wir so lustig, wie Ihr seht."

Der Doctor glaubte Alles um desto fester, je weniger er verstand, was man ihm sagte; er wunderte sich nur und war äußerst neugierig, zu wissen, was diese Streifzüge sein könnten, und er bat demnach den Bruno inständig, es ihm zu sagen, mit der Versicherung, daß Niemand es von ihm wieder erfahren sollte.

„Bewahre, Herr Doctor (sprach Bruno)! was verlangt Ihr da von mir? Das Geheimniß, das Ihr wissen wollt, ist mir gar zu wichtig, und wenn es Jemand wieder erführe, so könnte ich unglücklich werden, und

könnte um Alles in der Welt und in des Henkers Küche kommen. Nehmt mirs also nicht übel, wenn ich es Euch nimmermehr entdecken kann."

„Sei versichert (sprach der Doctor), daß außer Dir und mir kein Mensch ein Wort von Allem erfahren soll, das Du mir sagst."

Nach langem Hin- und Herschwatzen sprach endlich Bruno: „Hört Doctor, Ich bin Eurer hochedelgestrengen Grützköpfigkeit so herzlich zugethan, und hege soviel Zutrauen zu Euch, daß ich Euch nichts abschlagen kann, was Ihr begehrt; deswegen will ich Euch Alles entdecken, mit der Bedingung, daß Ihr mir bei dem Kreuze zu Montessone nochmals versprecht, es keinem Menschen wieder zu sagen."

Der Doctor schwor ihm, und Bruno sagte: „Wohlan, mein Herzens-Doctorchen, wisset denn, daß wir hier unlängst einen sehr erfahrnen Schwarzkünstler hatten, welcher Michael Scott hieß, weil er ein Schottländer war, und bei vielen Edelleuten, von welchen jetzt nur noch Wenige am Leben sind, in großen Ehren stand, und wie er von hier zog, ließ er ein paar von seinen geschicktesten Schülern hier, mit dem Bedeuten, daß sie diesen Edelleuten, die ihm so viele Ehre erzeigt hätten, zu jeder Zeit alles Mögliche zu Gefallen thun sollten. Diese waren also den gedachten Edelleuten in gewissen Liebesangelegenheiten und in andern Dingen immer gerne behülflich. Wie es ihnen in der Folge hier in der Stadt und bei den Einwohnern immer mehr und mehr gefiel, entschlossen sie sich, gänzlich hier zu bleiben, und stifteten Bekanntschaft und Freundschaft mit verschiedenen Leuten, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie Edelleute oder Bürger, arm oder reich waren, wenn sie ihnen nur in ihrem Umgange behagten. Diesen ihren Freunden zu Gefallen stifteten sie eine Gesellschaft von fünfundzwanzig Mitgliedern, die sich wenigstens zweimal in jedem Monate an einem gewissen bestimmten Orte versammelten. Daselbst brauchte ein Jeder nur seinen Wunsch zu äußern, so sorgten sie augenblicklich dafür, daß er auf der Stelle erfüllt ward. Da nun Buffalmacco und ich mit diesen Beiden sehr vertraut und auf einem freundschaftlichen Fuße lebten, so nahmen sie uns mit in diese Gesellschaft auf, von welcher wir noch jetzt Mitglieder sind. Ich kann Dir sagen, wenn wir zusammen kommen, so ist es ein Wunder, die Tapeten zu sehen, womit der Saal behangen ist, wo wir essen; die königlich besetzten Tafeln; die Menge der prächtig gekleideten Diener und Mägde, die einem Jeden auf den ersten Wink zu Gebote stehen; die goldenen und silbernen Becken, Gießkannen, Flaschen, Becher und anderer Geschirre, woraus wir essen und

trinken; die vielen und mannigfaltigen Speisen, die man einem Jeden von uns auftischt, wie und wenn er es verlangt. Ich kann Euch nicht beschreiben, wie zahlreich und wohlklingend die Instrumente sind, und wie hinreißend die Gesänge, die sich während der Mahlzeit hören lassen; wie viele Wachslichter dabei angezündet, wie viele Süßigkeiten herumgereicht, und welche köstliche Weine getrunken werden. Und glaubt nur ja nicht, mein ehrlicher Dickkopf, daß wir da nur in solchen Kleidern sitzen, wie Ihr uns gewöhnlich seht. Da ist Keiner von uns so geringe, der nicht wenigstens wie ein Kaiser in Kleidern und Kostbarkeiten prangt. Aber noch weit über dies Alles geht der Genuß mit den schönen Weibern, die uns auf Begehren von allen Enden der Welt in einem Augenblicke zugeführt werden. Da ist die Königin von Schlaraffenland, die Fürstin von Bacchanalien, die Favoritin des Großsultans, die Herzoginnen von Narragonien und Kolofonien. Doch warum soll ich sie Euch Alle nennen? Genug, da sind alle Königinnen und Herrscherinnen von der Welt, bis auf die große Ozoro des Priesters Johann, mit dem Horn zwischen den Hinterbacken. Nun laßt Euch einmal sagen, wie es dort zugeht: Wenn man getrunken und Nachtisch gehalten hat, und hernach ein Tänzchen oder ein paar gethan, so geht ein Jeder mit Derjenigen, die er für sich bestellt hat, in sein Kämmerchen, und diese Kammern sind wie ein wahres Paradies für das Auge, und mit Wohlgerüchen angefüllt, trotz Euren Apothekerbüchsen, und sind Betten darin, deren sich kein Doge von Venedig zu schämen brauchte, auf welchen sichs herrlich ruhen läßt; und Ihr könnt Euch vorstellen, wie die Weiber da den Zettel treten, und den Kamm nach sich ziehen, damit der Zeug fein dicht gewebt wird. Buffalmacco und ich, wir stehen uns am besten von Allen, wie ich glaube; denn er läßt sich bisweilen die Königin von Trankreich kommen, und ich die Königin von Gängelland; das sind ein paar herrliche Weiber, und wir haben es dahin gebracht, daß sie sich um keinen Menschen mehr bekümmern, als um uns. Ihr könnt also wohl denken, ob es uns an Ursache und an Mitteln fehlt, vergnügter und fröhlicher, als andere Leute zu sein, da wir von zwei solchen Königinnen geliebt werden; denn wenn wir gelegentlich ein tausend, oder ein paar tausend Gulden nöthig haben, so brauchen wir keinen Augenblick darauf zu warten, dies nennen wir gewöhnlich unsere Streifzüge oder Kaperzüge; denn so wie die Seeräuber umher kreuzen und Alles wegkapern, so machen wirs auch; doch mit dem Unterschiede, daß die Kaper nichts wiedergeben, und wir geben Alles zurück, wenn wirs gebraucht haben.

Seht, Doctor, nun habt Ihr Alles gehört, was bei unsern Streifzügen vorgeht. Ihr begreift wohl, wieviel daran gelegen ist, daß Alles geheim bleibt; darum brauche ich Euch nichts davon zu sagen oder Euch darum zu bitten."

Der Doctor, dessen Kunst wohl nicht weiter gehen mochte, als den Kindern den Grind zu vertreiben, glaubte den Worten des Bruno so sehr, als wenn sie lauter Evangelien wären, und brannte vor Begierde, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er gab demnach dem Bruno zur Antwort, es wäre freilich nicht zu verwundern, daß sie so fröhlich lebten; und kaum konnte er sich enthalten, ihn gleich auf der Stelle zu bitten, ihm die Aufnahme in die Gesellschaft zu verschaffen. Weil er es jedoch für nöthig und schicklich hielt, ihm erst so viele Gefälligkeiten zu erweisen, daß er mit mehr Zuversicht seine Bitte bei ihm anbringen könnte, so fing er an, seinen Umgang immer mehr und mehr zu suchen, ihn des Mittags und Abends fleißig zum Essen zu bitten, und ihn mit Freundschaft zu überhäufen; kurz er schien ohne seinen Freund Bruno gar nicht mehr leben zu können. Zur Dankbarkeit hatte ihm Bruno die Fasten in seinem Speisesaal, ein Agnus Dei auf seine Kammerthüre, und über seine Hausthür ein Uringlas gemalt, damit seine Kundleute ihn desto besser zu finden wüßten. In seinem kleinen Landhause hatte er ihm auch den Krieg zwischen den Mäusen und Katzen gemalt, woran der Doctor seine herzliche Freude hatte. Bisweilen pflegte er ihm auch wohl, wenn er einmal nicht zu ihm zum Essen gekommen war, zu erzählen: „Heute bin ich in der bewußten Gesellschaft gewesen, und weil ich mich mit der Königin von Gängelland ein wenig überworfen hatte, so ließ ich mir die Cucumbra des großen Khans von der Mongeley kommen."

„Cucumbra? was will Das sagen?" fragte der Doctor.

„Ja lieber Doctor (sprach Bruno), das glaub' ich wohl, daß Euer Hippokras und Abecenus von solchen Sachen nichts melden."

„Hippokrates und Avicenna wollt Ihr sagen," sprach der Doctor.

„Kann wohl sein (antwortete Bruno). Ich verstehe mich eben so wenig auf Eure Namen, als Ihr Euch auf die meinigen. Cucumbra heißt indessen in des Khans seiner Sprache so viel, wie Kaiserin in der unsrigen. Ihr würdet sie gewiß recht schön finden, und ich versichere Euch, daß Ihr um ihrentwillen Eure Heilkunde und alle Eure Latwergen und Pflaster vergessen würdet."

Nachdem Bruno ihn durch dergleichen Reden von Zeit zu Zeit immer mehr entflammt hatte, traf es sich einmal des Abends, wie Doctor Simon glaubte, ihn durch seine gute Bewirthung genugsam gewonnen zu haben, und wie er ihm eben das Licht hielt, um an der Schlacht zwischen den Katzen und Mäusen zu malen, daß der Doctor ein Herz faßte, und ihm seinen Wunsch eröffnete. „Bruno (sprach er), Gott weiß, es ist kein Mensch in der Welt, dem ich so willig Alles zu Gefallen thun möchte, als Dir, und wenn Du mir nur den kleinsten Wink gäbest, daß ich für Dich bis nach Peretola laufen sollte, so glaube ich, daß ichs thun würde. Du mußt Dich also nicht wundern, wenn ich Dir als Freund mit Zuversicht eine Bitte vortrage. Du weißt wohl, daß Du mir seit Kurzem viel von Euren lustigen Zusammenkünften erzählt hast, und Du hast mein Verlangen nach denselben so rege gemacht, daß ich mir nichts in der Welt so sehr wünsche, als mit von der Gesellschaft zu sein. Ich habe meine guten Ursachen dazu, wie Du selbst sehen wirst, wenn ich einmal bei Euch bin. Denn Du sollst mich einen Narren heißen, wenn ich mir nicht das hübscheste Mädchen dahin kommen lasse, das Du seit langer Zeit gesehen hast. Ich habe sie erst vor einem Jahre in Cacavincigli kennen gelernt, und mich herzlich in sie verliebt, und ich bot ihr, bei Gott! zehn Bologninen, wenn sie mir zu Willen sein wollte; allein sie schlug es mir ab. Darum bitte ich Dich um Alles in der Welt, sage mir was ich thun muß, um in Eure Gesellschaft zu kommen, und gieb Dir selbst Mühe, mich aufnehmen zu lassen; Ihr sollt wahrlich einen guten treuen Mitbruder an mir finden, der Euch Ehre macht. Vor allen Dingen siehst Du wohl, daß ich ein hübscher Kerl bin, dem die Beine unter dem Leibe wie gedrechselt stehen, mit einem Gesichte wie Milch und Blut, und dabei ein solcher Doctor der Arzeneiwissenschaft, wie Ihr vielleicht noch keinen gesehen habt, und bin gewandt in allerlei hübschen Sachen, und weiß eine Menge lustige Lieder, wovon ich Dir gleich eins vorsingen will."

Bruno hatte die größeste Mühe von der Welt, um sich des Lachens zu enthalten; doch hielt er sich, und wie das Lied zu Ende war, fragte ihn der Doctor, wie es ihm gefiele. „Wahrlich (sprach Bruno), die Zithern müssen vor Euch zittern, so erzharmonisch klingt der hellgellende Ton Eurer Stimme."

„Nicht wahr (sprach der Doctor)? Ich dachte wohl, daß Du es nimmermehr würdest geglaubt haben, wenn Du es selbst nicht gehört hättest."

„Da habt Ihr wohl Recht," sprach Bruno.

„Ich weiß noch wohl bessere Lieder (versetzte der Doctor); aber genug davon für jetzt! So wie Du mich hier siehst, so war doch mein Vater ein Edelmann, obwohl er auf dem Dorfe wohnte, und auch von der mütterlichen Seite stamme ich von denen von Vallechio. Du hast auch wohl gesehen, daß ich die besten Bücher und die besten Kleider von allen Aerzten in Florenz besitze, und wenn ich Alles zusammen rechne, so schwöre ich Dir, daß ich Sachen habe, die mir in zehn Jahren bei Hellern und Pfennigen an die hundert Pfund kosten. Darum bitte ich Dich inständig, bring' es dahin, daß ich aufgenommen werde; denn bei Gott, wenn Du es thust, so darfst Du nur krank werden, wenn Du willst und kannst, und Du sollst mir nie einen Dreier für Arztlohn bezahlen."

Bruno, der in diesen Reden den Pinsel wieder erkannte, wofür er ihn jederzeit gehalten hatte, sagte: „Doctor, rückt einmal ein wenig näher mit dem Lichte, und geduldet Euch, bis ich diesen Mäusen die Schwänze angesetzt habe, so will ich Euch hernach weiter antworten."

Wie die Schwänze angesetzt waren, that Bruno, als wenn ihn die Bitte sehr in Verlegenheit setzte. „Doctor (sprach er), ich glaube wohl, daß Ihr sehr Vieles für mich thun würdet. Aber was Ihr da von mir verlangt (so klein es auch Eurem großen Kopfe scheinen mag), das ist für mich von äußerster Wichtigkeit, und ich wüßte keinen Menschen in der Welt, dem ich es zu Gefallen thun würde, außer Euch; theils, weil ich Euch so sehr gut bin, als man nur sein kann, theils wegen Eurer Reden, die mit so vielem Verstande gewürzt sind, daß sie wohl eine Nonne um ihren Schleier, wieviel mehr denn mich um meinen Vorsatz bringen können: denn je länger ich mit Euch umgehe, desto klüger glaube ich Euch zu finden. Und wenn mich auch sonst nichts bewegte, Euch gut zu sein, so gefällt es mir an Euch, daß Ihr in so was Hübsches verliebt seid, wie Ihr mir erzählt. Ich muß Euch aber dennoch bekennen, daß ich bei diesen Sachen nicht so viel zu sagen habe, als Ihr wohl glaubt, und daher kann ich nicht Alles für Euch thun, was nöthig ist. Wenn Ihr mir aber bei Eurer großen verbrüchlichen Ehre versichern wollt, Alles geheim zu halten, so will ich Euch sagen, wie Ihr es anfangen müßt; und da Ihr so schöne Bücher und Sachen besitzt, wie Ihr mir gesagt habt, so zweifle ich nicht, es wird Euch gelingen."

„Sage nur getrost her (sprach der Doctor). Ich sehe wohl, Du kennst mich noch nicht recht, und weißt nicht, wie gut ich schweigen kann. Messer' Gasparuolo da Saliceto, wie er noch Friedensrichter in Forlim-

popoli war, pflegte selten etwas vorzunehmen, ohne mich dazu rufen zu lassen, weil er an mir einen so trefflichen Geheimschreiber fand. Denke nur selbst, ob ich Dir die Wahrheit sage, da ich der Erste war, dem er sagte, daß er die Bergamina heiraten würde. Was sagst Du dazu?"

„Sehr wohl (sprach Bruno); wenn Euch der getrauet hat, so kann ich es auch thun. Ich will Euch also sagen, wie Ihr es anfangen müßt: Wir haben in unserer Gesellschaft immer ein Oberhaupt, und zwei Räthe, welche alle sechs Monate von neuem gewählt werden. Ohne Zweifel wird im künftigen Monate Buffalmacco zum Hauptmann gewählt, und ich zum Rath; denn das ist schon so eingeleitet worden. Auf den Hauptmann kömmt vieles an, wenn Jemand aufgenommen werden soll, und er kann vorschlagen, welchen er will. Ihr solltet Euch also, däucht mich, um die Freundschaft des Buffalmacco bewerben, und ihn fleißig zu Euch einladen. Er ist so gesinnt, daß er Euch sogleich lieb gewinnen wird, wenn er Euch so verständig findet; und so bald Ihr durch Eure Einsichten und durch die hübschen Sachen die Ihr besitzt, Euch seine Gunst nur ein wenig erworben habt, so könnt Ihr ihn ansprechen, und versichert sein, daß er Euch keine abschlägige Antwort geben wird. Ich habe ihm schon etwas von Euch gesagt, und er ist Euch recht gut; wenn Ihr nun vollends thut, was ich Euch rathe, so laßt mich hernach nur weiter mit ihm machen."

„Dein Rath ist vortrefflich (sprach der Doctor). Wenn er ein Mann ist, der an verständigen Leuten Gefallen hat, so laß ihn mich nur einigemal sprechen; dann will ich schon machen, daß er mir allenthalben nachgehen soll; denn ich habe Verstand genug, um eine ganze Stadt damit zu versorgen, und noch reichlich übrig zu behalten."

Wie dies verabredet war, gab Bruno dem Buffalmacco von allem hinlängliche Winke, und dieser konnte kaum den Augenblick abwarten, dem tölpischen Doctor dasjenige aufzutischen, wonach ihn so sehr verlangte. Dieser war so begierig nach den Streifzügen, daß er nicht ruhen konnte, bis er mit Buffalmacco bekannt ward, welches ihm dieser nicht schwer machte. Er fing damit an, daß er ihm und dem Bruno die herrlichsten Mittags- und Abendmahlzeiten gab, und sie spielten dabei die Rolle solcher Herren, die es ihm zu großer Gefälligkeit anrechneten, daß sie bei ihm vorlieb nahmen; ließen sich aber doch nie zu viel nöthigen, sich die fetten Kapaune und den guten Wein bei ihm recht wohl schmecken zu lassen. Endlich nahm der Doctor einmal seine Gelegenheit wahr, dem Buffalmacco sein Anliegen

vorzutragen Dieser stellte sich sehr aufgebracht gegen Bruno, so daß er ihn mit den heftigsten Worten anfuhr. „Ich schwöre (sprach er) bei dem großen Gott von Pasignano, daß ich mich kaum enthalten kann, Dir einen solchen Streich über den Grind zu geben, daß Dir die Nase auf die Hacken fällt, Du Verräther! Denn Niemand anders, als Du, kann dem Doctor diese Dinge entdeckt haben."

Der Doctor that sein Bestes, seinen Freund zu entschuldigen, indem er schwor, er hätte alles von andern Leuten gehört, so daß endlich Buffalmacco sich durch seine weisen Reden besänftigen ließ. „Lieber Doctor (sprach er), man sieht wohl, daß Ihr in Bologna gewesen seid, und daß Ihr die Verschwiegenheit mit Euch hergebracht habt. Ich kann Euch auch wohl sagen, daß Ihr das A. B. C. nicht auf einem Apfel gelernt habt (wie manche Narren wohl thun wollen), sondern auf einer Melone, weil Ihr's so lang und breit versteht; ich glaube auch ganz gewiß, Ihr seid an einem Sonntag getauft. Bruno sagt mir zwar, Ihr hättet blos die Arzneikunst gelernt, allein es scheint mir, daß Ihr Euch noch besser auf die Kunst versteht, Menschen zu fangen; denn dazu seid Ihr mit Eurem Witz und mit Euren Reden besser im Stande, als irgend ein anderer Mensch, den ich kenne."

„Siehst Du (sprach der Doctor zu Bruno), wieviel darauf ankömmt, daß man mit gescheidten Leuten zu thun hat? Wer würde wohl so in der Geschwindigkeit alle Eigenschaften meines Verstandes aufgefaßt haben, wie dieser einsichtsvolle Mann? Du hast nicht halb so geschwind wie er bemerkt, was an mir ist. Aber sage ihm doch auch, was ich Dich merken ließ, wie Du mir erzähltest, daß Buffalmacco Gefallen an verständigen Leuten fände. Meinst Du nicht, daß ich meine Worte gut gemacht habe?"

„Vortrefflich!" sprach Bruno.

„Ihr würdet noch ganz anders sprechen (sagte der Doctor zu Buffalmacco), wenn Ihr mich in Bologna gesehen hättet. Da war weder Groß noch Klein, weder Lehrer noch Schüler, die mich nicht außerordentlich liebten, und an meinen Reden und meinem Verstande ihre große Freude hatten. Was meint Ihr noch mehr? Ich konnte nie ein Wort sagen, daß nicht Jedermann vor Wunder und Vergnügen über mich lachte, und wie ich wegzog, waren sie Alle traurig, und hätten mich gern dort behalten; sie baten mich auch so inständig, dort zu bleiben, daß sie mir antrugen, ganz allein vor allen Studenten über die Medicin zu lesen; aber ich wollte nicht,

denn ich war fest entschlossen, hierher zu kommen, und das große Erbgut in Besitz zu nehmen, das meine Vorfahren mir hinterlassen haben; und das that ich auch."

„Was sagst Du dazu (sprach Bruno zu Buffalmacco)? Du hast niemals glauben wollen, was ich Dir sagte. Aber wahrlich, es ist kein Arzt in unserer Stadt, der sich so gut auf Eselsharn versteht, wie dieser, und Du würdest schwerlich seines Gleichen zwischen hier und Paris finden. Laß sehen, ob Du ihm noch etwas abschlagen kannst."

„Bruno hat Recht (sprach der Doctor), aber man verkennt mich hier. Ihr seid nur schlichte einfältige Leute; aber seht mich erst einmal unter Gelehrten, mit denen ich gewohnt bin, umzugehen."

„Wahrlich, Doctor (sprach Buffalmacco), Ihr versteht weit mehr, als ich mir jemals eingebildet hätte. Darum erkläre ich Euch frei heraus, so wie man mit einem gelehrten Manne, wie Ihr seid, reden muß, daß ich es gewiß dahin bringen will, daß Ihr in unsere Gesellschaft aufgenommen werdet."

Nach dieser Zusage verdoppelte der Doctor seine Aufmerksamkeit für seine beiden Freunde, und sie belustigten sich damit, ihm die albernsten Dinge von der Welt weis zu machen. Sie versprachen ihm, daß er zu seiner Dame die Gräfin Cloacina haben sollte, welche das größeste Muster der Schönheit unter der Cülotterie des ganzen Menschengeschlechts wäre.

„Wer ist denn diese Gräfin?" fragte der Doctor.

„Potz Kitzel! (sprach Buffalmacco), das ist Euch eine recht vornehme Dame. Es ist kein Haus in der Welt, wo sie nicht ihre Rechte und Gefälle hat, und selbst die Brüder Minoriten zahlen ihr beim Paukenschall ihren Tribut. Sie hält sich zwar gemeiniglich sehr eingezogen; aber wenn sie ausgeht, so kann ich Euch versichern, daß sie sich weidlich spüren läßt, und sie kam noch neulich vor Eurem Hause vorbei, wie sie nach dem Arno ging, um sich die Füße zu waschen; sonst pflegt sie sich meistens in Latrina aufzuhalten. Ihre Diener gehen aber fleißig umher, und tragen Stangen und Eimer, als Zeichen ihrer Herrschaft. Ihre Barone lassen sich allenthalben sehen, zum Beispiel Baron Birkbesen, Knäs Perdunin, Lord Sewer, Don Pedo, Signor Squacchera, und Andere, die Ihr alle gewiß wohl gekannt, aber jetzt nur vergessen habt. Dieser großen Dame wollen wir Euch in die reizenden Arme werfen."

Der Doctor, der in Bologna geboren und erzogen war, verstand

zwar alle ihre ausländischen Titel nicht; ließ sich aber die Dame auf ihr Wort gefallen. Nicht lange nach dieser Unterredung kamen die beiden Maler zu ihm, und zeigten ihm an, daß der Tag seiner Aufnahme festgesetzt wäre. An dem Tage, an welchem angeblich die Versammlung des Abends gehalten werden sollte, lud der Doctor sie Beide zum Mittagessen ein, und fragte sie nach der Mahlzeit, was er bei der Aufnahme in die Gesellschaft beobachten müßte.

„Hört, Doctor (sprach Buffalmacco), Ihr müßt dabei sehr beherzt sein; denn wenn Ihr Euch fürchten wolltet, so könnte es für Euch schädlich und für uns sehr gefährlich ausfallen. Ich will Euch auch den Anlaß erklären, bei welchem Ihr Eure Herzhaftigkeit zeigen müßt. Heute, gleich nach Mitternacht, müßt Ihr Euch auf einem von den Grabhügeln einfinden, die kürzlich auf dem Kirchhofe zu Santa Maria Novella sind aufgeworfen worden, gekleidet in eines von Euren besten Gewändern, weil Ihr nicht nur das erste Mal recht anständig vor der Versammlung erscheinen müßt, sondern auch weil die Gräfin (wie wir gehört haben, denn selbst sind wir nicht dabei gewesen) Euch als einen Edelmann auf ihre eigenen Kosten zum Ritter vom Bade machen will. Dort müßt Ihr Denjenigen erwarten, den wir Euch schicken werden. Damit Ihr nun von Allem vorher unterrichtet seid, so wisset: es wird ein schwarzes, gehörntes, nicht sehr großes Thier erscheinen, und wird vor Euch auf dem Kirchhofe herumtoben und springen, um Euch zu erschrecken. Wenn es aber sieht, daß Ihr nicht furchtsam seid, so wird es sich Euch sachte nähern. So bald es zu Euch kömmt, so steigt Ihr von Eurem Grabhügel herab, und setzt Euch auf das Thier, ohne Euch weder Gott, noch seinen Heiligen zu empfehlen, sondern wenn Ihr Euch zurecht gesetzt habt, so legt die Hände auf die Brust, als wenn Ihr eine türkische Verbeugung machen wolltet, und rühret das Thier nicht weiter an, so wird es Euch ganz sanft zu uns hintragen. Nehmt Euch aber ja in Acht, daß Ihr unterwegs weder Gott, noch seine Heiligen anruft, sonst warne ich Euch vorher, daß Euch das Thier leicht an einem stinkenden Orte abwerfen, oder abschütteln könnte. Wenn Ihr also Euch nicht recht herzhaft fühlet, so bleibt lieber davon, damit Ihr Euch nicht Schaden zuzieht, und uns damit ebenfalls keinen Vortheil zuwege bringt."

„Ihr kennt mich noch nicht (sprach der Doctor). Vielleicht stoßt Ihr Euch daran, daß ich immer in Handschuhen und in langen Kleidern gehe; wenn Ihr aber wüßtet, was ich manche Nacht in Bologna gethan habe,

wenn ich mit meines Gleichen zu den Mädchen ging, so würdet Ihr Euch wundern. Einmal, wahrhaftig, war eine von ihnen so eigensinnig, daß sie nicht mit uns gehen wollte, und es war doch nur ein kleines krüpplichtes Ding, kaum ein Paar Spannen lang; allein ich gab ihr erst ein Paar Rippenstöße, und nahm sie dann mit Gewalt auf den Rücken, und schleppte sie wohl einen Bogenschuß fort, so daß sie doch mit uns mußte. Ein andermal hatte ich nur meinen Diener bei mir, wie ich kurz nach dem Avemaria neben dem Minoritenkirchhofe vorbei ging, wo man denselben Tag erst ein Frauenzimmer begraben hatte, und doch ward mir gar nicht bange. Habt also deswegen keine Sorge; denn ich bin mehr, als zu kühn und beherzt. Und damit ich recht anständig erscheine, so will ich mein scharlachnes Kleid anziehen, worin man mich zum Doctor gemacht hat. Ihr sollt sehen, wie man sich freuen wird, wenn ich komme, und ehe Ihr's Euch verseht, wird man mich zum Hauptmann machen. Gebt nur Acht, wie es gehen wird, wenn ich erst da gewesen bin, da die Gräfin, ohne mich gesehen zu haben, so verliebt in mich geworden ist, daß sie mich zum Ritter vom Bade machen will; und wenn Ihr etwa meint, daß mir die Ritterschaft nicht anstehen wird, oder daß ich mich nicht werde darin zu schicken wissen, so seht nur erst zu und laßt mich machen."

„Du sprichst ganz vortrefflich (sprach Buffalmacco), aber habe uns nur nicht hernach zum Besten, daß Du ausbliebest oder nicht zu finden wärest, wenn wir nach Dir schicken; denn es ist jetzt kalt und Ihr Herren Aerzte pflegt die Kälte sehr zu scheuen."

„Bewahre der Himmel (sprach Doctor Simon). Ich bin keiner von den frostigen Leuten und kehre mich an keine Kälte. Wenn ich des Nachts wegen irgend einer Leibesnothdurft aufstehen muß (wie man wohl pflegt), so ist es ein seltener Fall, daß ich über mein Wamms etwas mehr als meinen Pelzrock umnehme. Ausbleiben werd' ich gewiß nicht."

Sie gingen darauf auseinander. Wie es Nacht ward, gab der Doctor bei seiner Frau eine Ursache vor, warum er ausgehen müßte; er nahm heimlich sein bestes Kleid und schlich sich damit zu gehöriger Zeit nach dem Kirchhofe, wo er auf einem von den Grabsteinen bei einer ziemlich empfindlichen Kälte das Thier erwartete.

Buffalmacco, der ein großer, rüstiger und flinker Bursche war, hatte sich in einen schwarzen Pelz gehüllt, worin er einem Bären sehr ähnlich war, und trug dabei eine fürchterliche Teufelslarve mit Hörnern,

Bruno folgte ihm von weitem, um zu sehen, wie der Spaß ablaufen würde. Wie Buffalmacco in seiner Verkleidung nach dem Kirchhofe kam, fing er an, seltsame Sprünge und Capriolen zu machen, und mit Heulen und Pfeifen auf dem Kirchhofe herum zu toben, als wenn er rasend wäre. Dem Doctor standen dabei alle Haare zu Berge, er zitterte wie ein Espenlaub, und da er furchtsamer war als ein Hase, so wäre er in diesem Augenblicke lieber zu Hause als dort gewesen. Da er nun einmal gekommen war, so gab er sich Mühe, seine Angst zu überwinden, weil ihn gar zu sehr verlangte, die Wunderdinge zu sehen, wovon man ihm erzählt hatte. Nachdem Buffalmacco eine Zeit lang wie toll herumgesprungen war, schien er sich allmälig zu besänftigen und stand endlich neben dem Grabsteine, auf welchem sich der Doctor befand, stille. Zitternd vor Furcht stand auch der Doctor und wußte nicht, ob er bleiben oder aufsteigen sollte. Endlich aber ward ihm bange, daß das Thier ihm schaden möchte, wenn er sich nicht aufsetzte. Diese zweite Furcht siegte bei ihm über die erste; er kam von seinem Grabhügel herunter, sprach leise: „Gott sei bei mir!" stieg auf und legte bebend seine Hände auf die Brust, wie ihm befohlen war. Buffalmacco ging hierauf langsam auf allen Vieren mit ihm davon und zur Stadt hinaus, bis er an einen gewissen Ort kam, wo die Landleute die Leibrenten der Gräfin Cloacina in Gruben gesammelt hatten, um den Acker damit zu düngen. Diesen näherte sich Buffalmacco, packte den Doctor plötzlich mit der Hand bei einem Bein, stürzte ihn häuptlings in eine von den Gruben und lief dann mit Toben und Springen davon, um seinen Freund Bruno aufzusuchen, der schon vor Lachen davon gegangen war, und sie beobachteten Beide von ferne, was der besalbte Doctor anfangen würde.

Der arme Schelm hatte Mühe, sich aus dem garstigen Schlamme wieder hervor zu arbeiten, und er mußte seine Doctorkappe dabei im Stiche lassen. Nachdem er sich mit den Händen ein wenig gesäubert hatte, wußte er keinen andern Rath, als wieder nach seinem Hause zu gehen, wo er so lange klopfte, bis man ihm die Thür öffnete. Kaum war er hinein gegangen und die Hausthüre war hinter ihm zugemacht, so folgten ihm auch Bruno und Buffalmacco, um zu horchen, wie ihn seine Frau empfangen würde. Sie hörten, daß sie ihn wie den lüderlichsten Menschen von der Welt heruntermachte. „Sieh, wie Du aussiehst (sprach sie). Da bist Du zu andern Weibern hingelaufen und hast Dich in Deinen scharlachnen Kleidern recht schmuck zeigen wollen. Hast Du nicht genug an mir, Freund? Ich bin

wohl Weibs genug für eine ganze Gemeine, geschweige denn für Dich. Hätten sie Dich nur gar ersäuft, anstatt Dich dahin zu werfen, wo Du verdientest zu liegen! Da seht mir einmal den ehrbaren Arzt, der sein eigenes Weib hat und geht zur Nachtzeit den Weibern anderer Leute nach." Mit solchen und andern Worten quälte sie ihn die halbe Nacht hindurch, indeß er sich von oben bis unten abwaschen ließ.

Des andern Morgens gingen Bruno und Buffalmacco, die sich indessen auf dem Leibe ganz braun und blau bemalt hatten, zu ihm, wie er eben aufgestanden war, und fanden das Haus noch voll Gestank. Wie der Doctor hörte, daß sie kamen, ging er ihnen entgegen und sagte: „Gott geb' Euch einen guten Tag."

„Den wünschen wir Dir nicht wieder (antworteten ihm Bruno und Buffalmacco mit finstern Gesichtern); sondern wir wünschen Dir vielmehr so viel Unglück, daß Du wie der ärgste und treuloseste Schelm vor Kummer und Verdruß umkommen müssest. Denn indem wir uns Mühe gaben, Dir Ehre und Vergnügen zu verschaffen, hat es nicht an Dir gelegen, daß wir nicht umgekommen sind, wie die Hunde. Man hat uns um Deiner Treulosigkeit willen so viele Prügel gegeben, daß man einen Esel damit nach Rom treiben könnte, und wir sind noch überdieß in Gefahr gewesen, aus der Gesellschaft gestoßen zu werden, in welche wir Dich wollten aufnehmen lassen. Wenn Du es nicht glaubst, so sieh nur her, wie man uns zugerichtet hat." Damit schlugen sie ihre Kleider auseinander und zeigten ihm die gemalten Brauschen; bedeckten sich aber den Augenblick wieder. Der Doctor wollte sich zwar entschuldigen und ihnen seine Unfälle erzählen, und wie und wohin man ihn abgeworfen hätte; allein Bruno antwortete: „Ich wollte, man hätte Dich von der Brücke hinab in den Arno geworfen. Warum riefst Du Gott und die Heiligen an? Hatte man Dich nicht genug vorher gewarnt?"

„Beim Himmel! ich habe sie nicht angerufen," betheuerte der Doctor.

„Wie, nicht angerufen (rief Bruno)? Unser Abgesandter hat uns gesagt, daß Du nichts gethan hast, als beten und zittern wie ein Schilfrohr, und hast vor Angst nicht gewußt, wo Du wärest. Genug, Du hast uns tüchtig angeführt; aber das soll uns keiner wieder thun, und Du sollst uns auch noch dafür nach Gebühr bezahlen."

Der Doctor bat sie um Gotteswillen, ihm zu verzeihen und ihn nicht schamroth zu machen; kurz, wenn er ihnen jemals vorher gütlich gethan hatte,

so sparte er nunmehr vollends nichts, um sie durch Gastereien und andere Gefälligkeiten wieder zu gewinnen; und so habt Ihr nun gehört, wie man die Leute Klugheit lehrt, wenn sie sie in Bologna noch nicht gelernt haben."

Zehnte Erzählung.

Eine Sicilianerin betrügt einen Kaufmann listigerweise um alles, was er mit nach Palermo gebracht hat. Er kommt ein andermal wieder, und giebt vor, als wenn er noch weit mehr Waare zu Markte gebracht hätte, borgt Geld von ihr darauf, und läßt ihr Wasser und Werrig zum Pfande.

Man kann sich einbilden, wie viel die Erzählung der Königin bei mehr als einer Stelle den Mädchen zu lachen verschaffte. Da war auch nicht eine Einzige, welcher nicht vor Lachen die Thränen wohl ein Dutzendmal in die Augen getreten wären. Wie die Königin schwieg, sprach Dioneo, welcher wußte, daß nunmehr an ihm die Reihe war:

„Liebenswürdige Damen, es liegt am Tage, daß ein schlauer Streich um desto mehr gefällt, je verschlagener Derjenige ist, an dem man ihn ausführt. Ich will Euch deswegen, obwohl Ihr Alle sehr hübsche Sachen gesagt habt, noch eine erzählen, die Euch um desto besser gefallen wird, je mehr Diejenige, welche man meisterlich anführte, selbst eine größere Meisterin in der Kunst zu betrügen war, als alle Diejenigen, von welchen Ihr bisher erzählt habt.

Es war vor Zeiten der Gebrauch in allen Seehäfen und vermuthlich wird es auch noch jetzt so gehalten, daß die Kaufleute, welche mit Waaren ankommen, ihre Güter beim Ausladen in eine Niederlage bringen, welche der Staat oder der Landesherr unterhält, und welche man an einigen Orten das Kaufhaus oder Zollhaus zu nennen pflegt. Hier überliefern sie den dazu bestellten Aufsehern ein Verzeichniß ihrer Waaren mit dem beigefügten Werthe, worauf man einem Jeden ein Waarenlager einräumt, in welchem er seine Güter unter seinem Schlüssel bewahrt. Die Zollbedienten tragen dann die Waaren auf den Namen des Kaufmanns in das Zollbuch ein und lassen sich von ihm den Zoll für das Ganze oder für denjenigen Theil, den er wieder wegnimmt, bezahlen. In diesem Zollbuche sehen die Mäkler oft nach, was für Waare am Markte vorräthig ist und welchen Kaufleuten sie

gehört, und handeln mit ihnen, wie sich die Gelegenheit trifft, über Preise, Tausch, Kauf und Verkauf, und was sonst dazu gehört. Dies war auch unter andern zu Palermo in Sicilien gebräuchlich, woselbst es zugleich viele hübsche Weiber giebt, deren Ehrbarkeit nur im äußerlichen Scheine besteht. Wer sie nicht kennt, der hält sie für Weiber von Stande und von guter Erziehung; sie gehen aber darauf aus, die Leute nicht nur zu scheren, sondern ihnen das Fell über die Ohren zu ziehen, und sobald sie einen fremden Kaufmann gewahr werden, sehen sie nach in den Zollregistern, was er hat und wie viel er vermag, und dann suchen sie durch Schmeicheleien und glatte Worte die Menschen an sich zu locken und zur Liebe zu reizen, und Manchem haben sie schon einen großen Theil seiner Waare und nicht selten Alles aus den Händen gespielt; ja Einige haben nicht nur Gut und Schiff, sondern Mark und Bein dabei zugesetzt und auf diese Weise Haar und Bart unter dem Schermesser dieser behenden weiblichen Bartscherer sitzen lassen.

So traf es sich auch einst vor nicht gar langer Zeit, daß einer von unsern jüngern Florentinern, Namens Nicolo da Cigniano (den man aber gewöhnlich Salabaetto zu nennen pflegte), mit einer Partie Wollenwaaren dahin gesandt ward, die ihm von dem Jahrmarkte zu Salerno nachgeblieben waren und die wohl an fünfhundert Goldgülden werth sein mochten. Nachdem er seine Waare am Zoll angegeben hatte, übereilte er sich eben nicht, sie zu Gelde zu machen, sondern er schlenderte zu seinem Vergnügen fleißig in der Stadt umher. Da er weiß und roth, hübsch von Gesicht und wohlgewachsen war, so richtete eine von jenen Bartputzerinnen, die sich Madonna Jancofiore nennen ließ, ihr Augenmerk auf ihn, nachdem sie seinetwegen Erkundigung eingezogen hatte. Wie er es merkte und sie für ein vornehmes Frauenzimmer hielt, glaubte er, sie hätte sich in seine schöne Gestalt verliebt, und meinte, seine Liebschaft mit ihr recht vorsichtig einzuleiten; daher er, ohne Jemand etwas davon zu sagen, anfing, sich oft vor ihrem Hause sehen zu lassen. Sobald sie dieses gewahr ward und ihn eine Zeit lang durch ihre Blicke aufgemuntert, und sich gestellt hatte, als ob sie aus Liebe zu ihm verschmachtete, schickte sie auf eine geheimnißvolle Weise eine Magd an ihn ab, die in dem Kupplerhandwerk eine erfahrene Meisterin war. Diese sagte nach einer langen Vorrede fast mit thränendem Augen zu ihm, er hätte durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit ihre Gebieterin dergestalt bezaubert, daß sie weder Tag noch Nacht Ruhe hätte und daß sie nichts so sehnlich wünschte, als daß es ihm gefallen möchte, ihr eine

geheime Zusammenkunft mit ihm in einer Badstube zu gewähren. Sie zog zugleich einen Ring hervor, den sie ihm in ihrem Namen überreichte.

Salabaetto war der vergnügteste Mensch von der Welt, wie er dieses hörte; er nahm den Ring, drückte ihn an seine Augen, küßte ihn und steckte ihn an seinen Finger, und gab der Unterhändlerin zur Antwort, wenn Madonna Jancofiore ihm gut wäre, so bliebe er ihr ebenfalls nichts schuldig, indem er sie mehr als sein Leben liebte, und er wäre bereit zu kommen, wohin und zu welcher Stunde sie beföhle. Die Abgesandte brachte ihrer Herrschaft seine Antwort und diese ließ ihn unverzüglich wissen, in welcher Badstube er sie am folgenden Abend nach der Vesperstunde erwarten sollte. Er unterließ nicht, sich um die festgesetzte Zeit, ohne Jemand ein Wort zu sagen, pünktlich einzufinden, und fand auch, daß die Dame die Badstube bestellt hatte. Kaum war er hineingetreten, so kamen zwei Sclavinnen, die Eine mit einem schönen weichen Pfühl auf dem Kopfe, die Andere mit einem großen gefüllten Korbe. Sie legten den Pfühl auf eine Bettstelle in einer Kammer der Badstube, breiteten ein Paar der feinsten mit Seide gestreiften Bettücher darauf und eine Decke darüber von schneeweißem cyprischen Drillich, nebst zwei wunderschön gearbeiteten Ohrkissen. Nicht lange darnach kam auch die Dame mit noch zwei anderen Sclavinnen in die Badstube, wo sie unverzüglich den Salabaetto mit großen Freuden bewillkommte und nach manchem Seufzer, nach manchen zärtlichen Umarmungen und Küssen zu ihm sagte: „Ich wüßte nicht, wer mich zu diesem Schritte hätte bewegen können, außer Dir; Du hast mir das Feuer in alle Adern gejagt, Du loser Toscaner!“ Salabaetto mußte hierauf nebst ihr und zweien von den Sclavinnen nackend in das Bad steigen; sie ließ ihn in demselben von keiner andern Hand bedienen, sondern badete ihn selbst mit wohlriechender Seife und mit balsamischen Kräutern, und ließ sich selbst hernach von den Sclavinnen gleichfalls baden und reiben. Darauf brachten die Mägde zwei feine weiße Tücher, die von Rosenwasser dufteten, wie ein Garten. Die Eine wickelte den Salabaetto und die Andere die Dame in eines dieser Tücher, und sie trugen sie Beide auf ihrem Rücken in das aufgemachte Bett. Nachdem sie hier das Bad verschwitzt hatten, zogen ihnen die Sclavinnen die feuchten Tücher weg und ließen sie auf den andern nackend ruhen. Aus dem Korbe zogen sie köstliche silberne Fläschchen hervor, die mit Rosen-, Pomeranzen-, Jasmin- und andern wohlriechenden Wassern gefüllt waren, womit sie sie besprengten, und sie hernach mit Süßigkeiten und köstlichen

Weinen erfrischten. Salabaetto glaubte im Paradiese zu sein; tausendmal verschlang er mit seinen Blicken seine Gesellschafterin, die in der That sehr schön war, und jede Minute schien ihm hundert Jahre zu währen, bis die Sclavinnen sich entfernten und bis er seine Schöne in seine Arme schließen könnte. Endlich verließen jene das Zimmer, in welchem sie auf Befehl ihrer Frau ein kleines Wachskerzchen brennen ließen; worauf Salabaetto eine volle Stunde in den Armen der Schönen zubrachte und sich höchst glücklich pries, weil er meinte, daß sie vor Liebe zu ihm verginge. Wie sie glaubte, daß es Zeit war aufzustehen, rief sie ihre Sclavinnen wieder herein; sie kleideten sich an, wurden abermal mit Confect und Wein bedient, und wuschen sich Gesicht und Hände mit wohlriechenden Wassern. Wie Salabaetto gehen wollte, sprach die Dame zu ihm: „Wenn es Dir nicht zuwider wäre, so thätest Du mir einen großen Gefallen, diesen Abend mit mir zu essen und die Nacht bei mir zuzubringen."

Salabaetto, der durch ihre Reize und durch ihre künstlichen Schmeicheleien schon ganz für sie eingenommen war und sich fest einbildete, daß sie ihn wie ihre Seele liebte, gab ihr zur Antwort: „Madonna, Alles, was Euch gefällt, ist mir über die Maße lieb; darum bin ich bereit, diesen Abend und zu jeder andern Zeit zu thun, was Euch beliebt und was Ihr mir befehlt."

Die Dame begab sich hierauf nach Hause, wo sie alle ihre Kleider und Geräthe in ihren Zimmern zur Schau stellen und ein herrliches Abendmahl zurichten ließ, und den Salabaetto erwartete. Dieser stellte sich ein, sobald es anfing, dunkel zu werden; er ward mit vielen Freuden und Liebkosungen empfangen und beim Abendessen auf's Beste bewirthet. Wie er hernach mit ihr in die Kammer ging, duftete ihm brennendes Aloeholz entgegen, auf den Vorhängen des reichen Bettes flatterten kleine Liebesgötter, und überall hingen schöne Kleider und Gewänder umher. Je mehr ihm dies Alles in's Auge fiel, um desto höher erhob sich sein Begriff von dem Reichthum und dem vornehmen Stande seiner Geliebten. Er hatte zwar dagegen auch manches zum Nachtheil ihres guten Rufs murmeln hören; allein er konnte sich schlechterdings nicht entschließen, es zu glauben; und wenn er es ja einigermaßen wahrscheinlich finden mochte, daß sie einem Andern einen Streich gespielt hätte, so glaubte er doch um alles in der Welt nicht, daß ihm selbst dergleichen von ihr widerfahren könnte. Er brachte vielmehr die Nacht höchst vergnügt in ihren Armen zu und ward immer mehr und mehr in sie verliebt. Am folgenden Morgen schenkte sie

ihm einen schönen aus Silber gewirkten Gürtel und Börse und sagte: „Liebster Salabaetto, vergiß mich nicht: So wie meine Person Deinem Willen gewidmet ist, so steht Alles, was Du hier siehst und was ich vermag, Dir stets zu Befehl."

Salabaetto umarmte und küßte sie mit inniger Wollust, und verließ sie, um sich nach dem Versammlungsorte der Kaufleute zu begeben. Nachdem er sie in der Folge mehrmals, und immer ohne alle Unkosten besucht hatte, traf es sich, daß er seine Tücher mit gutem Vortheil für baares Geld verkaufte. Dies hörte Madonna Jancofiore den Augenblick (nicht von ihm selbst, sondern von Andern), und wie darauf Salabaetto einst an einem Abend zu ihr kam, fing sie zuerst an, mit ihm zu schwatzen, zu tändeln, ihn zu umarmen und zu küssen, und sich so verliebt zu stellen, als wenn sie ihm vor Zärtlichkeit in den Armen sterben wollte. Ja sie wollte ihm so gar mit Gewalt ein Paar schöne silberne Becher schenken; allein Salabaetto weigerte sich, sie anzunehmen, weil er schon zu verschiedenen Zeiten Geschenke von ihr erhalten hatte, die sich in Allem wohl auf dreißig Goldgulden belaufen mochten, wogegen er sie nie hatte bewegen können, die geringste Kleinigkeit von ihm zum Geschenk anzunehmen. Wie sie ihn nun durch ihre vorgespiegelte Liebe recht in Flammen gesetzt hatte, kam auf ihr Anstiften eine von ihren Sclavinnen herein, um sie abzurufen. Sie ging aus dem Zimmer, blieb eine kleine Weile draußen, kam ganz verweint wieder herein, warf sich mit dem Gesichte auf's Bett, und erhob das jämmerlichste Klaggeschrei, das je ein Weib angestimmt hat. Salabaetto erstaunte; er schloß sie in seine Arme, weinte mit ihr, und sagte: „Ach liebste Seele meines Lebens! was ist Dir so plötzlich zugestoßen? Was ist die Ursache Deines Kummers? Sage mir's doch, meine Beste!"

Nachdem sie sich lange von ihm hatte bitten lassen, sprach sie endlich: „Ach mein liebster Freund! Ich weiß weder was ich sagen, noch was ich anfangen soll. Ich habe diesen Augenblick aus Messina einen Brief von meinem Bruder bekommen, worin er mir schreibt, ich soll ihm, wenn ich auch alle meine Habe verpfänden, oder verkaufen müßte, unfehlbar innerhalb acht Tagen tausend Goldgulden schicken; wo nicht, so wird man ihm den Kopf vor die Füße legen. Ich weiß nicht, wie ich mir helfen soll, um diese Summe so bald zu bekommen. Wenn ich nur vierzehn Tage Zeit hätte, so würde ich wohl Mittel finden, sie hie und da aufzutreiben, wo ich viel mehr, als dies zu fordern habe, oder ich würde auch eins, oder das andere von unsern

Grundstücken verkaufen; da aber dies so geschwind nicht möglich ist, so möchte ich lieber des Todes sein, als daß ich diese unglückliche Nachricht empfangen mußte." Sie beschloß ihre Rede mit Merkmalen der äußersten Bekümmerniß, und hörte nicht auf, zu weinen.

Salabaetto, bei welchem die Glut der Liebe einen großen Theil seiner gesunden Ueberlegung verzehrt hatte, und der ihre Thränen für aufrichtig, und ihre Worte für ungeheuchelte Wahrheit hielt, sagte: „Madonna, mit tausend Goldgulden kann ich Euch nicht helfen, aber wohl mit fünfhundert, wenn Ihr meint, daß Ihr sie mir in vierzehn Tagen wiedergeben könnt; und auch dabei ist es noch ein Glück, daß ich eben gestern mein Tuch verkauft habe, sonst würde ich Euch keinen Groschen leihen können."

„O Himmel (erwiederte sie)! so hast Du wohl gar selbst Mangel an Gelde gelitten? Warum hast Du denn mich nicht darum angesprochen? Wenn ich gleich keine Tausend bei der Hand habe, so fehlt es mir doch nicht an Hundert, oder Zweihundert, um sie Dir zu leihen. Du benimmst mir allen Muth, die Dienstleistung von Dir anzunehmen, wozu Du Dich erbietest."

Salabaetto, der sich durch diese Worte vollends fangen ließ, gab ihr zur Antwort: „Meine Liebe, Du mußt Dich dadurch nicht abhalten lassen; denn wenn ich so in Noth gewesen wäre, wie Du bist, so hätte ich Dich gewiß angesprochen."

„Ach lieber Salabaetto (sprach sie)! Jetzt sehe ich, wie treu und aufrichtig Du mich liebst, da Du mir in dieser Noth ohne mein Bitten aus freiem Willen mit einer so ansehnlichen Summe beistehst. Gewiß, ich war Dir auch ohne dies schon von ganzem Herzen ergeben; doch jetzt bin ich es noch weit mehr, und ich werd' es nimmermehr vergessen, daß ich Dir das Leben meines Bruders zu verdanken habe. Gott weiß indessen, wie ungerne ich diese Summe von Dir annehme, wenn ich bedenke, daß Ihr Kaufleute mit Eurem Gelde Eure Geschäfte im Gange erhalten müßt. Weil mich jedoch die Noth drängt, und weil ich gewiß hoffen darf, Dir Dein Geld bald wiedererstatten zu können, so will ich es doch annehmen, und wenn ich kein anderes Mittel finden kann, mir das Fehlende auch zu verschaffen, so will ich gerne all' mein Bischen Habseligkeit versetzen."

Mit diesen Worten sank sie dem Salabaetto weinend in die Arme. Er bemühte sich, sie zu trösten, und nachdem er die Nacht bei ihr zugebracht hatte, kam er und brachte ihr, zum Beweis wie gern er ihr diente, die fünf-

hundert Gulden ohne weitere Bitten in's Haus. Sie empfing sie mit weinenden Augen und mit lachendem Herzen, und Salabaetto begnügte sich mit ihrem Versprechen, ihm das Geld wieder zu geben.

So bald sie es aber nur in Händen hatte, änderte sie auch ihr Betragen. Sonst stand dem Salabaetto zu jeder Stunde, wenn es ihm beliebte, ihre Thür offen; jetzt aber traten oft Umstände ein, daß er unter siebenmal nicht einmal vorgelassen ward, auch fand er nicht mehr dasselbe freundliche Gesicht und das liebkosende Betragen, womit man ihn sonst empfangen hatte. Die Zahlungsfrist verfloß nicht nur, sondern auch ein Monat und zwei darüber, und wie endlich Salabaetto sein Geld forderte, ward er mit leeren Worten abgespeist. Jetzt fing er an, die Arglist des bösen Weibsbildes zu merken, und seine eigene Thorheit zu erkennen; und da er wußte, daß sie über alles, was er gegen sie klagen könnte, nur lachen würde, indem er weder Handschrift noch Zeugen hatte, und sich überdies schämte, Andern seine Noth zu klagen, weil er war vorher gewarnt worden, und folglich befürchten mußte, für seine Dummheit ausgelacht zu werden, so beweinte er heimlich und mit schwerem Herzen seine Thorheit. Da er nun von seinen Herren schon verschiedene Briefe bekommen hatte, in welchen sie ihm befahlen, ihnen das gelösete Geld zu übermachen, so entschloß er sich, zu entweichen, damit sein Vergehen dort nicht laut würde, und anstatt nach Pisa zu gehen, wie ihm war aufgetragen worden, setzte er sich auf ein Schiffchen, und segelte nach Neapel. Dort befand sich zur selbigen Zeit unser Landsmann Pietro dello Canigiano, als Schatzmeister der Kaiserin zu Constantinopel, ein sehr verständiger und kluger Mann, und ein sehr großer Freund des Salabaetto und der Seinigen. Diesem, als einem sehr zuverlässigen Manne, klagte Salabaetto nach einigen Tagen seine Noth, erzählte ihm was er gethan hätte, und wie übel es ihm gegangen wäre, und bat ihn um Rath und Hilfe, um in Neapel seinen Unterhalt zu finden, weil er ihm versicherte, daß er nie wieder nach Florenz gehen würde.

Dem Canigiano war der Vorfall unangenehm. „Du hast übel gethan (sprach er), und hast Dich nicht rechtschaffen betragen, hast Deinen Herren schlecht gedient, und hast zu viel Geld auf einmal verleckert; allein was ist zu thun? der Schaden ist geschehen, und man muß suchen, ihn wieder gut zu machen.“ Als ein kluger Mann besann sich auch Canigiano sogleich auf einen Anschlag, den er dem Salabaetto mittheilte. Diesem gefiel der Rath, und er beschloß, die Ausführung zu unternehmen. Mit dem

Gelde, das er noch übrig hatte, und mit einer kleinen Summe, die ihm Canigiano vorstreckte, ließ er einige Ballen und Kisten packen, und schaffte sich etwa zwanzig leere Oelfässer an, die er füllen und verspünden ließ, lud Alles an Bord eines Schiffes, und ging wieder damit nach Palermo, wo er den Zöllnern sein Register von dem Inhalte und Werth seiner Waaren gab, sie im Kaufhause niederlegte, und nachdem er Alles auf seinen Namen hatte einzeichnen lassen, vorgab, daß er nicht eher Willens wäre, zu verkaufen, bis der Rest seiner Waaren, die er noch erwartete, gleichfalls angekommen wäre.

Jancofiore bekam bald Wind davon, und wie sie vernahm, daß die Waaren, die er mitgebracht hatte, an zweitausend Goldgulden und noch mehr werth sein sollten, außer denjenigen, die er noch erwartete, und die er noch auf mehr, als dreitausend Goldgulden schätzte, so glaubte sie, mit der Wurst nach der Speckseite werfen zu müssen, und nahm sich vor, dem Salabaetto seine fünfhundert Goldgulden wiederzugeben, um einen guten Theil von den fünftausend zu erobern. Sie ließ ihn demnach zu sich einladen, und Salabaetto, der nunmehr an seiner Seite listig geworden war, ging zu ihr.

„Sieh da (sprach sie)! Bist Du auch böse auf mich geworden, daß ich Dir Dein Geld nicht zu rechter Zeit wiedergegeben habe?“

Salabaetto lachte, und antwortete: „Madonna, es war mir freilich ein wenig unangenehm; zumal, da ich mir würde das Herz aus dem Leibe reißen können, um Euch zu dienen. Aber höret nur, wie sehr ich böse auf Euch bin. Meine Liebe zu Euch ist so groß, daß ich fast alles Meinige zu Gelde gemacht habe, so daß ich jetzt über zweitausend Goldgulden an Werth mitbringe, und noch für mehr als dreitausend erwarte, weil ich Willens bin, hier in dieser Stadt ein Gewölbe anzulegen, und mich hier ganz niederzulassen, um beständig bei Euch zu sein, denn ich schätze das Glück, von Euch geliebt zu sein, weit höher, als irgend ein anderer Liebhaber.“

„Glaube mir, Salabaetto (antwortete sie), daß mir Alles Vergnügen macht, was Dir behagt, weil ich Dich mehr, als mein Leben liebe; und es macht mir viele Freude, daß Du wiedergekommen bist, in der Absicht, hier zu bleiben. Ich hoffe mit Dir noch manchen fröhlichen Tag zu verleben; allein ich muß mich doch ein wenig bei Dir deßwegen entschuldigen, daß Du vor Deiner Abreise bisweilen zu mir gekommen bist, und mich nicht hast sprechen können, und wenn Du mich sprachest, daß ich Dich nicht mit so

fröhlichem Gesichte, wie sonst empfing, und daß ich Dir überdies Dein Geld nicht zur bestimmten Zeit wiederbezahlt habe. Du mußt wissen, daß ich damals vielen Verdruß und Kummer auszustehen hatte, und in einer solchen Gemüthsstimmung kann man selbst demjenigen, den man am liebsten hat, nicht immer ein fröhliches Gesicht zeigen, und sich stets so aufmerksam gegen ihn beweisen, wie er es wohl erwartet. Du kannst auch wohl denken, daß es einem Frauenzimmer sehr schwer wird, tausend Goldgulden zusammen zu bringen. Aus dieser Ursache, und aus keiner andern, habe ich Dir damals Dein Geld nicht wiedergeben können; allein ich bekam es gleich nach Deiner Abreise, und wenn ich nur gewußt hätte, wohin ich es schicken könnte, so kannst Du versichert sein, daß ich es Dir nachgesandt hätte. Weil ich das aber nicht wußte, so habe ich Dir's aufgehoben."

Sie ließ sich hierauf den Beutel geben, in welchem sich seine eigenen fünfhundert Goldgulden noch befanden, und überreichte sie ihm mit der Bitte, sie nachzuzählen, ob sie auch richtig wären. Salabaetto war nie froher gewesen. Er zählte das Geld nach, fand es richtig und steckte es zu sich. „Madonna (sprach er), ich bin überzeugt, daß Ihr die Wahrheit sagt. Ihr habt Alles gethan, was hinlänglich ist, und ich versichere Euch deswegen, und wegen meiner großen Liebe zu Euch, daß ich bereit bin, Euch zu jeder Zeit, und mit jeder Summe, die ich in meinem Vermögen habe, zu dienen, und Ihr dürft nur den Versuch machen, wie gut ich im Stande bin, Euch Wort zu halten."

So erneuerte er sein Liebesverständniß mit ihr in Worten; trug aber gegen sie den Schalk im Herzen; und sie überhäufte ihn dagegen mit Bezeugungen ihrer Aufmerksamkeit und Liebe, und that ihm Alles zum Vergnügen. Wie sie ihn nun einst wieder zum Abendessen und Nachtlager bei sich eingeladen hatte, vergalt er ihr Betrug mit Betrug, wie er sich längst vorgenommen hatte. Er kam nämlich ganz niedergeschlagen zu ihr, und stellte sich so betrübt, als ob er in den Tod ginge. Jancofiore umarmte und küßte ihn, und fragte, was ihm fehlte. Nachdem er sich eine lange Zeit hatte bitten lassen, sprach er: „Ich bin verloren; das Schiff, mit welchem ich meine übrigen Waaren erwartete, ist von Seeräubern aus Monaco genommen worden, und muß mit zehntausend Goldgulden ausgelöset werden, wovon tausend auf meinen Antheil kommen, und ich habe keinen Heller Geld in Händen; denn die fünfhundert, die Du mir wiedergegeben hast, schickte ich gleich nach Neapel, um mir Leinwand dafür herschicken zu lassen.

Wenn ich jetzt meine Waaren losschlagen müßte, so gewänne ich bei meinen beiden Unternehmungen nichts, und ich bin hier noch nicht bekannt genug, um Jemand zu finden, der mir Geld darauf borgt. Ich weiß mir also weder zu rathen, noch zu helfen, und wenn ich das Geld nicht ohne Verzug schicke, so wird mein Gut nach Monaco geschleppt, und ich bekomme in meinem Leben nichts davon wieder."

Diese Nachricht gefiel Jancofiore ganz und gar nicht, weil sie fürchtete, ihre Beute zu verlieren. Weil ihr nun sehr daran gelegen war, daß die Ladung nicht zu Monaco aufgebracht würde, so sagte sie: „Gott weiß, dies schmerzt mich sehr um Deinetwillen; allein was hilft es, sich so sehr darüber zu grämen? Wenn ich das Geld hätte, so ist der Himmel mein Zeuge, daß ich es Dir gern den Augenblick gäbe; allein ich habe es nicht. Ich kenne zwar Jemand, der mir auch neulich die fehlenden fünfhundert geborgt hat; allein er fordert schrecklich hohen Wucher, und hat mir nicht unter dreißig vom Hundert leihen wollen. Wenn Du von ihm borgen wolltest, so würdest Du ihm ein sicheres Unterpfand geben müssen. Ich für mein Theil will gerne für Dich alle diese Sachen verpfänden, und mich selbst dazu, so weit er dies für ein Unterpfand will gelten lassen; allein wie willst Du ihm das Uebrige versichern?"

Salabaetto merkte wohl, wohin ihre Dienstfertigkeit abzielte, und daß sie ihm ihr eigenes Geld leihen wollte; und dies war ihm eben sehr lieb. Er dankte ihr vorläufig, und setzte hinzu, daß er sich in seiner dringenden Noth den unbilligen Wucher wohl müßte gefallen lassen. Uebrigens erbot er sich, alle seine Waaren im Kaufhause zum Pfande zu setzen, und sie demjenigen, der ihm das Geld liehe, als Sicherheit verschreiben zu lassen, jedoch mit der Bedingung, daß er mittlerweile den Schlüssel behielte, theils um seine Waaren den Käufern zeigen zu können, theils auch, damit sie ihm nicht vertauscht oder verfälscht würden.

Sie antwortete, sein Vorschlag wäre gut, und das Pfand hinlänglich; und des andern Morgens schickte sie zu einem vertrauten Mäkler, mit welchem sie die nöthigen Maßregeln nahm, und ihm die tausend Goldgulden gab. Dieser überbrachte sie dem Salabaetto, dessen Waarenlager er sich dagegen im Zollbuche verschreiben ließ, und nachdem sie Beide darüber die nöthige Verschreibung und Gegenverschreibung mit einander ausgewechselt hatten, ging ein Jeder nach seinen andern Geschäften. Salabaetto ging, so bald er konnte, mit seinen fünfzehnhundert Goldgulden an Bord eines

Schiffes, und segelte nach Neapel zu seinem Freunde Pietro dello Canigiano, schickte seinen Herren in Florenz, die ihm ihre Tücher anvertrauet hatten, richtige Rechnung und Bezahlung, befriedigte seinen Freund Pietro, und jeden Andern, dem er schuldig war, und ergötzte sich mit Canigiano über den Streich, den er der Sicilianerin gespielt hatte. Hierauf ging er nach Florenz zurück, und gab die Handelsgeschäfte gänzlich auf.

Wie Salabaetto in Palermo vermißt ward, verwunderte sich die Jancofiore, und fing an, Argwohn zu schöpfen. Nachdem sie fast zwei Monate vergeblich auf ihn gewartet hatte, trug sie endlich dem Mäkler auf, sein Waarenlager erbrechen zu lassen. Wie man zuerst die Oelfässer untersuchte, fand man, daß sie mit Wasser angefüllt waren, und daß nur etwa ein Ankerchen Oel die Oberfläche in jedem Fasse bis an das Spundloch bedeckte. Wie die Ballen und Kisten geöffnet wurden, fand sich's, daß nur zwei davon mit Tüchern, und die Uebrigen mit Werg vollgepackt waren; kurz, das Ganze enthielt an Geldeswerth höchstens nicht über zweihundert Goldgulden. Die betrogene Jancofiore hatte jetzt völlige Muße, die zurückgegebenen fünfhundert, und noch mehr die geliehenen Tausend zu bedauern, und zeitlebens an das Sprüchwort zu denken,

Um den Toscaner zu hintergehen,
muß man des Morgens früh aufstehn.

Mit einem Worte, sie fand zu ihrem Schaden und Schande, daß zwei harte Steine selten reines Mehl mahlen."

Dioneo endigte seine Erzählung und Lauretta fand, daß auch die Zeit ihrer Regierung damit zu Ende ging Sie lobte den klugen Anschlag des Pietro Canigiano, der so gut ausgefallen war, und die Verschlagenheit des Salabaetto, der ihn nicht minder klüglich ausführte. Sie nahm darauf den Lorbeerkranz von ihrem Haupte, indem sie ihn Emilia mit diesen verbindlichen Worten aufsetzte: „Meine Liebe, ich weiß nicht, wie nachsichtig Du uns beherrschen wirst; doch Das weiß ich gewiß, daß wir an Dir eine liebreizvolle Königin haben werden."

Emilia erröthete, nicht sowohl über die Würde, welche ihr angetragen, als über das Lob, welches ihr so öffentlich wegen einer Eigenschaft ertheilt ward, nach welcher die Frauenzimmer am meisten streben, und ihre zarte Wange überzog sich mit der Farbe, womit am frühen Morgen die aufblühende

Rose prangt. Einige Augenblicke schlug sie züchtig die Augen nieder, bis ihre Röthe verging; und nachdem sie hierauf mit dem Schaffner das Nöthige zum Dienst der Gesellschaft verabredet hatte, redete sie ihre Gespielinnen mit diesen Worten an: „Liebenswürdige Mädchen, wir sehen täglich vor unsern Augen, daß man die müden Stiere, nachdem sie eine Zeitlang die Last des Tages getragen haben, aus ihrem Joche spannt, und sie nach ihrem Gefallen los und ledig im Schatten weiden läßt. Wir sehen ferner, daß die mannigfaltigen Pflanzen und Blumen des Gartens nicht nur völlig so schön, sondern noch weit lieblicher anzuschauen sind, als das einförmige Grün der belaubten Eichen des Waldes. Da wir nun schon einige Tage nacheinander in unsern Erzählungen uns an gewisse Gesetze gebunden haben, so däucht mich, daß es uns nicht nur wohlthätig, sondern auch nöthig sein wird, ein wenig Freiheit zu genießen, um durch die Erholung gestärkt, uns desto leichter wieder unter das Joch schmiegen zu können. Deswegen will ich Euch morgen in Eurem anmuthigen Vortrage nicht den geringsten Zwang auflegen, sondern es Allen und Jeden freistellen, von Demjenigen zu reden, was ihnen am besten gefällt; weil ich versichert bin, daß die Abwechselung der verschiedenen Sachen, welche wir hören werden, uns ebenso angenehm sein wird, als wenn wir uns auf einen einzigen Gegenstand einschränkten. Wenn wir auf diese Weise neue Kräfte gesammelt haben, so können wir uns hernach um desto leichter von Demjenigen, der mir in der Regierung folgen wird, wieder ein strengeres Gesetz auflegen lassen."

Nach dieser Anrede entließ die Königin ihre Gesellschaft bis zum Abendessen. Ein Jeder lobte den verständigen Sinn ihrer Rede, und man stand auf und entfernte sich, um sich auf mancherlei Weise zu vergnügen. Die Mädchen flochten Kränze und scherzten mit einander. Die Jünglinge sangen und spielten, und vertrieben sich damit die Zeit bis zum Abendessen, welches zur gesetzten Stunde neben dem schönen Brunnen mit Fröhlichkeit gehalten ward. Nach der Mahlzeit ward wie gewöhnlich getanzt und gesungen. Zum Beschluß befahl die Königin, nach der Weise ihrer Vorgänger, dem Pamfilo, ein Lied zu singen, obwohl schon mehrere Lieder freiwillig waren angestimmt worden, und Pamfilo begann:

Die Wonne, das Vergnügen,
das Du gewährest, ist so groß, o Liebe!
daß ich mit Lust in deinem Feuer glühe.

Das Uebermaß der Freude, das im Herzen,
vor tiefgefühlter Wollust,
womit Du mich erfüllest,
empor wallt, überströmt die engen Grenzen,
und zeigt im heitern Antlitz
mein fröhliches Entzücken;
weil die erhabne Schönheit,
die meine Sinnen und Gedanken fesselt,
in sanftes Labsal meine Gluth verwandelt.

Ich kann das Glück in Liedern nicht besingen,
kann's nicht mit Farben schildern,
das ich durch Dich empfinde;
ja, könnt' ich es, so müßt' ichs doch verschweigen,
weil es (wenn man's erführe)
vielleicht zur Qual mir würde.
Doch fühl' ich mich so glücklich,
daß ich die Worte nur umsonst erschöpfte,
eh' ich den kleinsten Theil davon beschriebe.

Wer glaubt es wohl, daß jemals meine Arme
den Gegenstand erreichten,
den sie so oft umschlangen;
daß meine Wange das Gesicht berührte,
das mir, zu meiner Wonne,
vergönnt ward zu berühren?
Nein, Niemand würd' es glauben,
wie sehr ich glücklich bin, und heißer brenne,
indem ich das, was mich beglückt, nicht nenne.

So endigte sich Pamfilo's Lied, in welches zwar Jedermann vollkommen einstimmte; allein es war auch Niemand, der sich nicht mehr Mühe nahm, als ihm oblag, ein jedes Wort in demselben aufmerksam zu erwägen, um Dasjenige zu errathen, was er laut des Inhalts seines Liedes verschweigen mußte. Und obwohl ein Jeder auf etwas Anderes rieth, so traf doch Keiner den wahren Sinn. Wie die Königin fand, daß das Lied zu Ende war, und daß die jungen Herren und Damen sich nach der Ruhe sehnten, empfahl sie ihnen Allen, sich nach ihren Kammern zu begeben.

Neunter Tag.

An welchem unter Emilia's Regierung ein Jeder die Freiheit hat, zu erzählen, was ihm am besten gefällt.

Das Licht, vor dessen Glanze die Schatten der Nacht entfliehen, hatte schon zum achten Mal den Lazur des Luftkreises in Himmelblau verwandelt, und die Blümchen der Wiesen hoben ihre Häupter empor, wie Emilia aufstand, und ihre Gespielinnen und die Jünglinge wecken ließ. Sie kamen und folgten mit langsamen Schritten ihrer Königin in ein Wäldchen, welches nicht weit von dem Palaste entfernt war. Hier standen die Hirsche, die Rehe und das andere Wild, welches wegen der verheerenden Pest in furchtloser Sicherheit vor den Jägern lebte, und ohne Scheu, fast wie zahm, ihre Annäherung erwartete; und sie vergnügten sich eine Zeit lang damit, bald dieses, bald jenes Thier aufzujagen und ihm nachzuhüpfen. Wie die Sonne höher stieg, entschlossen sie sich Alle, zurück zu kehren. Sie hatten sich bekränzt mit Eichenlaub, und trugen in den Händen große Sträußer von wohlriechenden Kräutern und Blumen, und wer ihnen begegnete, der konnte nicht anders von ihnen denken, als daß ihnen der Tod entweder nichts anhaben könnte, oder daß sie ihm fröhlich entgegen gingen. So wanderten sie Schritt vor Schritt, unter Gesang, Gesprächen und Scherzen, nach dem Palaste zurück, wo sie Alles zu ihrem Empfange angeordnet und ihre Diener in fröhlicher Bereitschaft fanden. Man ruhte ein wenig aus, und setzte sich nicht eher zu Tische, bis man ein halbes Dutzend Lieder, das eine noch lustiger, als das andere, abgesungen hatte. Hiernächst ward Wasser zum Händewaschen gegeben, und auf Befehl der Königin rief der Schaffner die Gesellschaft zur Tafel, wo sie sich, nachdem aufgetragen war, mit Fröhlichkeit sättigten. Wie sie sich von der Tafel erhoben, ward eine Weile getanzt und gesungen, worauf Diejenigen, denen es beliebte, sich zur Ruhe begaben. Zur gehörigen Stunde stellte sich ein Jeder an dem gewöhnlichen Orte zum

Erzählen wieder ein, und die Königin winkte Filomena, den Anfang mit der bestimmten Unterhaltung des Tages zu machen.

Erste Erzählung.

Madonna Francesca hat zwei Liebhaber, den Rinuccio und Alessandro, die ihr aber beide nicht gefallen. Sie befiehlt dem einen, sich als todt in ein Grab zu legen, und dem andern, ihr den Leichnam ins Haus zu bringen, und schafft sich damit alle beide vom Halse, weil keiner ihren Befehl ausführen kann.

Filomena lächelte und begann: „Madonna, weil Ihr es befehlt, so bin ich gerne bereit, auf dem geräumigen Tummelplatze, welchen Eure Herrlichkeit uns heute zu unsern Unterhaltungen vergönnen will, den ersten Speer zu brechen, und wenn Dieses mir gut gelingt, so zweifle ich nicht, daß Diejenigen, die mir nachfolgen, es ebenfalls gut und noch besser machen werden. Wir haben zwar, meine liebenswürdigen Freundinnen, schon oft in unsern Gesprächen gezeigt, wie groß und mannigfaltig die Macht der Liebe sei, allein ich glaube dennoch, daß wir lange nicht Alles erschöpft haben, und auch nicht erschöpfen würden, wenn wir auch ein Jahr lang über nichts Anders sprächen. Daß sie nicht nur die Verliebten in mancherlei Versuchung führt, sich das Leben zu nehmen, sondern daß sie auch im Stande ist, sie zu bewegen, sich als todt bei lebendigem Leibe in die Behausung der Todten zu begeben, davon will ich Euch ein Beispiel erzählen, an welchem Ihr nicht nur die Macht der Liebe erkennen könnt, sondern auch die List, womit ein schlaues Weibchen sich ein paar Leute vom Halse zu schaffen wußte, die sie mit ihren Liebesanträgen belästigten.

In der Stadt Pistoia war ehemals eine sehr schöne junge Witwe, in welche sich zwei junge Florentiner verliebten, die sich daselbst aufhielten, weil sie aus Florenz verbannt waren, von welchen der Eine Rinuccio Palermini hieß, und der Andere Alessandro Chiarmontesi. Keiner wußte etwas von der Liebe des Andern; ein Jeder von ihnen gab sich aber alle ersinnliche Mühe, sich um die Gegenliebe der Dame zu bewerben. Nachdem diese liebenswürdige Frau, die sich Madonna Francesca Lazzari nannte, eine geraume Zeit von diesen Beiden mit Botschaften und Bitten war bestürmt worden, denen sie aus Unbedachtsamkeit bisweilen ihr Ohr geliehen hatte, und nunmehr, da es die Klugheit erforderte, sich nicht wieder

von ihnen los zu machen wußte, kam sie auf den Einfall, sie sich dadurch vom Halse zu schaffen, daß sie von Jedem einen Dienst begehrte, welchen ihrer Meinung nach, wenn er gleich ausführbar war, keiner von Beiden auf sich nehmen, und folglich Beide ihr einen schicklichen Vorwand leihen würden, ihre Botschaften abzuweisen. Ihr Anschlag war dieser: Es war nämlich an demselben Tage in Pistoia ein Mensch begraben worden, welcher trotz dem Adel seiner Vorfahren, für den schlechtesten Menschen, nicht nur in Pistoia, sondern in der ganzen Welt, gehalten ward, und überdies war er, wie er noch lebte, so ungestalt und verwachsen, daß man sich auf den ersten Anblick vor ihm fürchten mußte. Man hatte ihn auf dem Kirchhofe der Minoriten begraben, und dieser Umstand schien der Dame ihren Plan noch mehr zu begünstigen. Sie sprach demnach zu ihrer Magd: „Du weißt, wie unangenehm und verdrießlich es mir ist, mit den Botschaften dieser beiden Florentiner, Rinuccio und Alessandro täglich behelligt zu werden. Ich bin nun einmal nicht Willens, mich ihnen geneigt zu beweisen, und um sie mir vom Halse zu schaffen, habe ich mir vorgenommen, ihre großen Diensterbietungen auf eine Probe zu stellen, die sie gewiß nicht bestehen werden; und so werde ich mit guter Art dieses Ueberdrusses los. Du weißt nämlich, daß diesen Morgen Scannadio auf dem Kirchhofe der Minoriten ist begraben worden, und daß ihn nicht nur im Tode, sondern auch bei seiner Lebenszeit kein Mensch ohne Abscheu ansehen konnte. Geh demnach in der Stille zuerst zu Alessandro, und sage ihm: „Madonna Francesca läßt Euch wissen, daß Ihr jetzt eine Gelegenheit habt, Euch um ihre Liebe verdient zu machen, um die Ihr Euch so lange beworben habt, und zu ihr ins Haus zu kommen. Einer von ihren Verwandten ist Willens, aus Ursachen, die Ihr schon erfahren sollt, ihr in dieser Nacht den Leichnam des Scannadio, den man heute früh begraben hat, ins Haus zu bringen und da sie noch im Tode sich vor ihm fürchtet, so wünscht sie zu vermeiden, ihn in ihr Haus zu bekommen. Sie läßt Euch also bitten, ihr die große Gefälligkeit zu erweisen, diese Nacht, wenn Alles schläft, nach dem Grabe des Scannadio zu gehen, Euch in sein Leichentuch zu hüllen, und an seiner Stelle so lange liegen zu bleiben, bis man Euch abholt, und ohne einen Laut von Euch zu geben, Euch nach ihrem Hause tragen zu lassen, wo sie Euch empfangen wird, und wo Ihr bei ihr bleiben könnt, so lange Ihr wollt; denn sie wird für alles Uebrige schon sorgen." Wenn er Dir antwortet, daß er es thun will, so laß es gut sein; wenn er sich aber weigert, so sage ihm,

er soll mir nicht wieder vor die Augen kommen, und soll sich hüten, wofern ihm sein Leben lieb ist, mich nicht wieder mit seinen Botschaften zu belästigen. Hernach gehe hin zum Rinuccio Palermini und sage ihm: „Madonna Francesca will Euch in Allem zu Willen sein, wenn Ihr ihr einen wichtigen Dienst leisten wollt. Ihr müßt nämlich diese Nacht nach dem Grabe des Scannadio gehen, und seinen Leichnam, ohne ein Wort zu sagen (Ihr mögt hören oder sehen, was Ihr wollt) heimlich herausnehmen und ihn zu ihr ins Haus tragen. Warum sie dieses von Euch verlangt, das werdet Ihr hernach wohl sehen. Wenn Euch dies aber nicht gefällt, so verbietet sie Euch, ihr jemals wieder Briefe oder Botschaften zu schicken."

Die Magd ging zu ihnen Beiden und sagte ihnen Alles, was ihr aufgetragen war. Beide gaben ihr zur Antwort, sie wären auf ihren Wink bereit, nicht nur in ein Grab, sondern in die Hölle hinabzusteigen. Die Magd brachte ihrer Frau diese Antwort, und sie ließ es darauf ankommen, ob sie Narren genug wären, ihr Wort zu halten.

Wie die Nacht herankam und fast Jedermann schon schlief, ging Alessandro Chiarmontesi im bloßen Wamms aus seinem Hause, um in dem Sarge des Scannadio dessen Platz einzunehmen. Unterweges kamen ihm allerhand ängstliche Gedanken in den Sinn. Er dachte bei sich selbst: Welch ein Thor bin ich? Wohin gehe ich? Wie weiß ichs, ob die Verwandten der Francesca nicht vielleicht meine Liebe bemerkt haben, und weil sie sich die Sache anders denken, als sie ist, Dieses so anstellen, um mich in dem Grabe umzubringen? Wenn Das wäre, so hätte ich den Schaden davon, und kein Mensch in der Welt würde deswegen einen Verdacht auf sie werfen. Oder wie kann ich wissen, ob Francesca nicht vielleicht einen meiner Feinde liebt, und mich ihm zu Gefallen auf diese Weise aus dem Wege räumen will? Oder gesetzt, es wäre nichts an diesem Allen, und ihre Verwandten sollten mich wirklich zu ihr ins Haus tragen, so kann ich mir nicht einbilden, daß Diese den Leichnam des Scannadio haben wollen, um ihn zu umarmen, oder ihn ihr in die Arme zu geben, sondern um ihn zu mißhandeln, weil er ihnen vielleicht etwas zuwider gethan hat. Sie läßt mir sagen, ich soll, ohne ein Wort zu sprechen, Alles mit mir machen lassen. Wenn man mir nun ein Auge ausstäche, oder die Zähne ausbräche, oder die Hände abhackte, oder mir sonst übel mitspielte, wie sollte es dann mit mir werden? Wie könnte ich dazu stillschweigen? Und wenn ich spräche, so würden sie mich erkennen, und würden mir entweder Uebels thun, oder

wenn Das auch nicht geschehe, so hätte ich verlorene Mühe gehabt, denn sie würden mich nicht zu ihr lassen, und dann würde sie sagen, ich hätte nicht gethan, was mir befohlen wäre, und würde mir nie gefällig sein. Indem er dies bei sich überlegte, war er schon wieder im Begriff, umzukehren; allein die mächtige Liebe trieb ihn durch andere und kräftigere Beweggründe wieder vorwärts und brachte ihn hin zu dem Grabe. Er öffnete es, stieg hinein, zog den Scannadio aus, und legte sich an seine Stelle in den Sarg, den er über sich wieder zudeckte. Indem er hier lag, fiel ihm ein, was für ein Mensch Scannadio gewesen war, und allerlei nächtliche Geschichten, die er sonst gehört hatte, und die nicht nur in Gräbern, sondern auch an andern Orten vorgefallen waren; sodaß ihm alle Haare zu Berge standen, indem er jeden Augenblick glaubte, Scannadio würde aufstehen und ihm den Hals umdrehen. Doch die Liebe half ihm, diese und andere Schreckengedanken zu überwinden, und er lag still, wie eine Leiche, und erwartete sein Schicksal.

Rinuccio begab sich um Mitternacht auf den Weg, um zu thun, was ihm seine Gebieterin hatte auftragen lassen, und dachte sich gleichfalls unterwegs allerlei Dinge, die ihm vielleicht begegnen könnten; er konnte nämlich mit dem Leichnam des Scannadio auf den Schultern von der Schaarwache angehalten, und als ein Hexenmeister zum Scheiterhaufen verdammt werden, oder wenn man auch nur erführe, was er gethan hätte, so konnte es ihm den Unwillen seiner Verwandten zuziehen. Diese und andere dergleichen Gedanken schreckten ihn ab; dagegen dachte er wieder: soll ich denn das erste Begehren dieser Frau abschlagen, die ich so sehr geliebt habe und liebe, zumal da ich mir ihre Gunst dadurch erwerben kann? Nimmermehr, und wenn ich auch gewiß sterben müßte, soll mich etwas abhalten, zu thun, was ich ihr versprochen habe. Damit wanderte er zu dem Grabe, welches er ohne Mühe öffnete. Alessandro lag still, so sehr ihm auch bange ward, wie er den Sarg öffnen hörte. Rinuccio stieg hinein, glaubte den Leichnam des Scannadio vor sich zu finden, und zog den Alessandro bei den Beinen aus dem Grabe, nahm ihn auf die Achsel, und machte sich auf mit ihm, ohne ihn weiter anzusehen, um ihn nach dem Hause seiner Dame zu tragen. Weil es dunkel war, und Rinuccio seinen Weg nicht deutlich sehen konnte, so bekam Alessandro unterweges manchen Kopf- und Rippenstoß an den Ecken und Bänken, an welche er rechts und links anstieß. Schon war Rinuccio bis nahe vor der Thür der Dame gekommen, welche mit ihrer Magd

im Fenster lag, und sich schon auf ein Mittel gefaßt gemacht hatte, sie alle Beide fortzuschicken, wie die Schaarwächter, welche in der Straße einem Spitzbuben auflauerten, den Rinuccio gehen hörten, worauf sie geschwind eine Blendlaterne öffneten, ihre Lanzen und Schilder ergriffen, und „Wer da!" riefen. Rinuccio, der die Wächter erkannte, hatte nicht lange Zeit, sich zu besinnen, sondern ließ den Alessandro fallen und lief davon, so schnell er konnte. Alessandro raffte sich ebenfalls auf und eilte von dannen, so schnell es ihm sein langes Leichenkleid verstattete.

Die Dame hatte bei dem Lichte der Schaarwache den Rinuccio mit dem Allessandro auf dem Rücken sehr wohl erkannt und auch bemerkt, daß Alessandro in die Grabtücher des Scannadio gehüllt war; sie verwunderte sich über die Kühnheit der Beiden; allein sie mußte nicht weniger lachen, wie sie sahe, daß Alessandro hingeworfen ward, und daß er so eilig davon lief. Sie freute sich sehr über diesen Vorfall und dankte dem Himmel, daß er sie von den beiden Ueberlästigen befreit hatte; sie trat vom Fenster zurück und ging in ihre Kammer, wo sie ihrer Magd gestand, daß die Beiden sie ohne Zweifel sehr eifrig lieben müßten, weil sie, dem Anschein nach, Alles so pünktlich erfüllt hätten, was von ihnen verlangt worden wäre. Rinuccio ärgerte sich und fluchte über sein Unglück, ging aber nicht zu Hause, sondern wartete, bis die Schaarwache sich aus der Straße entfernt hatte, worauf er wiederkam und im Finstern an der Stelle herumtappte, wo er den Alessandro abgeworfen hatte, um ihn aufzusuchen und mit ihm sein Werk zu vollenden. Wie er ihn aber nirgends finden konnte, glaubte er, die Wächter hätten ihn weggeschleppt, und ging unmuthig zu Hause.

Alessandro, der nicht wußte, wer ihn weggetragen hatte, ärgerte sich nicht minder; allein es blieb ihm nichts übrig, als ebenfalls nach Hause zu gehen.

Wie man des Morgens das Grab des Scannadio offen und ihn nicht darin fand (denn Allessandro hatte ihn unter den Sarg gekollert), ward in ganz Pistoia davon gesprochen, und es fehlte nicht an Einfältigen welche meinten, daß ihn der Teufel geholt hätte.

Inzwischen unterließen die beiden Liebhaber nicht, der Dame zu melden was sie gethan hatten, und entschuldigten sich mit demjenigen, was ihnen zugestoßen war und was sie gehindert hatte, ihre Befehle vollkommen zu erfüllen; wobei ein Jeder von ihnen zugleich auf's Neue um ihre Gunst und

Liebe bat. Allein sie stellte sich, als ob sie ihnen nicht glaubte und fertigte sie Beide auf immer mit der bestimmten Antwort ab, daß sie inskünftige Nichts für sie thun würde, weil sie Dasjenige nicht ausgeführt hätten, was von ihnen wäre verlangt worden."

Zweite Erzählung.

Eine Aebtissin steht im Finstern eilends auf, um eine ihrer Nonnen mit ihrem Liebhaber zu ertappen. Da sie selbst eben einen Priester bei sich hat, so wirft sie aus Versehen, statt ihre Kappe, seine Beinkleider über den Kopf. Wie die verklagte Nonne dieses gewahr wird, und die Aebtissin aufmerksam darauf macht, rettet sie sich dadurch von der Strafe, und darf ihren Liebhaber ungestört bei sich behalten.

Schon hatte Filomena geschwiegen und Alle lobten die Klugheit der Dame, womit sie sich Diejenigen vom Halse schaffte, die sie nicht liebte; hingegen ward das tollkühne Unternehmen ihrer Liebhaber mehr ihrer Thorheit, als ihrer Liebe zugeschrieben. Die Königin blickte hierauf Elisa liebreich an und sprach: „Elisa, folge Du nach." Diese begann unverzüglich:

„Liebste Mädchen! Madonna Francesca wußte, wie wir gehört haben, sich klüglich ihrer Langeweile zu überheben; aber nicht weniger geschickt wußte ein gewisses junges Nönnchen mit Hilfe des Glücks sich durch ein wohlangebrachtes Wort von einer drohenden Gefahr zu befreien. Ihr wißt wohl, daß es manche Leute giebt, welche selbst unweise genug sind und sich doch zu Lehrern und Zuchtmeistern anderer Leute aufwerfen; wiewohl ihr Schicksal sie dafür bisweilen nach Verdienst in Schande bringt. Dies widerfuhr auch der Aebtissin, unter deren Aufsicht die junge Nonne stand, von welcher ich Euch erzählen will.

Wisset demnach, daß in der Lombardei ein wegen seiner frommen und gottesfürchtigen Bewohnerinnen sehr berühmtes Kloster liegt, in welchem unter mehreren Nonnen sich auch ein junges Mädchen von edler Abkunft und von bewundernswürdiger Schönheit befand, Namens Lisabetta, die sich bei einem Besuche, den sie einst von einem ihrer Verwandten am Gitter empfing, in einen schönen Jüngling verliebte, welcher mit ihm gekommen war. Den Jüngling reizte ihre Schönheit nicht weniger, und da ihre Blicke ihm ihre Wünsche verriethen, so ward er ebenfalls in sie verliebt. Eine Zeit lang mußten sie zu ihrem großen Schmerz ihre Flamme fruchtlos nähren; doch da sie beiderseits weder Fleiß noch Eifer sparten, so gelang es endlich

dem Jünglinge, sich einen geheimen Zugang zu seinem Nönnchen zu verschaffen und sie hernach mehrmals zu ihrem beiderseitigen Vergnügen zu besuchen. Indem sie diesen Umgang fortsetzten, traf es sich jedoch einmal, daß eine andere Nonne den Jüngling in der Nacht gewahr ward, wie er Lisabetta eben verließ, und weder er noch sie argwöhnten, daß sie bemerkt wurden. Sie sagte es noch einigen andern Nonnen und diese waren zuerst Willens, sie sogleich bei ihrer Aebtissin, Madonna Usimbalda, die von Allen und Jeden, welche sie kannten, für eine sehr gute, fromme Frau gehalten ward, anzugeben. Hernach aber meinten sie, es wäre besser, sie von der Aebtissin selbst mit ihrem Liebhaber ertappen zu lassen, damit sie es nicht auf's Leugnen legen könnte. Sie schwiegen demnach, und wachten und lauerten wechselsweise heimlich, um sie zu überraschen. Da Lisabetta sich nichts Arges versah und von nichts wußte, so ließ sie eines Abends ihren Liebhaber wieder zu sich kommen, welches alsobald von Denjenigen, welche die Wache hatten, bemerkt ward. Diese vertheilten sich, sobald es tief genug in der Nacht war, in zwei Parteien, von welchen die eine den Ausgang aus Lisabetta's Zelle bewachte, und die andere eilte nach dem Zimmer der Aebtissin. Sie klopften so lange an ihre Thüre, bis sie antwortete, und sagten: „Madonna, steht geschwind auf, wir finden, daß Lisabetta einen jungen Menschen bei sich in ihrer Zelle hat.“

Die Aebtissin hatte diese Nacht eben einen Priester bei sich, welchen sie bisweilen in einem Kasten zu sich tragen ließ. Wie sie das Klopfen hörte, und befürchtete, daß die Nonnen vor lauter Eifer die Thüre aufsprengen möchten, wenn sie nicht eilte, sprang sie geschwind aus dem Bette, kleidete sich im Finstern an, so gut sie konnte, und indem sie glaubte, ihre Kappe aufzusetzen, ergriff sie aus Versehen die Hosen des Priesters, stülpte sie eilends über ihren Kopf, ging hinaus und schloß ihre Zelle hinter sich zu, und sagte: „Wo ist diese vermaledeite Sünderin?“ Die Andern, die auf nichts erpicht waren, als Lisabetta auf der That zu ertappen, gaben nicht Achtung auf den Kopfputz ihrer Aebtissin, die mit ihnen nach Lisabetta's Zelle eilte; die Thüre ward aufgesprengt, und wie sie hinein kamen, fanden sie das verliebte Paar in zärtlicher Umarmung. Diese erstaunten so sehr über den unvermutheten Ueberfall, daß sie vor Schrecken wie versteinert waren. Die Nonnen bemächtigten sich augenblicklich des Mädchens und führten sie auf Befehl der Aebtissin vor das Kapitel. Der Jüngling blieb indessen zurück, kleidete sich an und erwartete den Ausgang der Sache e-

schlossen, Denjenigen übel mitzuspielen, die sich an seiner Geliebten vergreifen würden, und diese alsdann mit Gewalt zu entführen. Wie die Aebtissin in dem Kapitel den Vorsitz unter allen ihren Nonnen eingenommen hatte und die Blicke aller Nonnen gänzlich auf die Angeklagte geheftet waren, fing sie an, diese mit den schrecklichsten Vorwürfen zu überhäufen, daß sie die Heiligkeit, die Ehrbarkeit und den guten Ruf des Klosters durch ihre ungeziemende und schändliche Aufführung befleckt hätte, und sie begleitete ihre Vorwürfe zugleich mit den fürchterlichsten Drohungen.

Das arme, erschrockene und beschämte Nönnchen, welches sich schuldig fühlte, dachte an keine Antwort, sondern suchte nur durch ihr geduldiges Stillschweigen die andern Nonnen zum Mitleiden zu bewegen. Darüber ward die Aebtissin noch immer lauter, so daß die Beklagte endlich die Augen aufschlug und den Kopfputz der Aebtissin gewahr ward, und die Kniebänder an den Hosen, die ihr an beiden Seiten auf die Achseln hinunter hingen. Wie sie sahe, was es war, gewann sie auf einmal ein Herz und sagte: „Madonna, um Gottes willen, knüpft doch nur erst Euer Kopfzeug fest, und sagt mir hernach was Ihr wollt."

Die Aebtissin, die nicht wußte, was ihre Rede sagen wollte, fuhr sie an: „Was schwatzest Du von Kopfzeug, lasterhaftes Geschöpf? Hast Du noch die Unverschämtheit, zu spotten? Oder meinst Du Dich so aufgeführt zu haben, daß Du noch scherzen darfst?"

Das Nönnchen antwortete ihr noch einmal: „Madonna, ich bitte Euch, knüpft die Bänder an Eurem Kopfzeuge fest, ehe Ihr mir etwas Weiteres sagt."

Jetzt richteten Einige von den Nonnen ihre Blicke auf die Aebtissin, und sie selbst fühlte mit ihren Händen und begriff nunmehr die Meinung der Worte, die Lisabetta gesprochen hatte. Weil sie sich getroffen fühlte und fand, das ihr keine Ausflüchte gegen Dasjenige helfen konnten, was alle Nonnen gesehen hatten, veränderte sie ihre Sprache, zog gelindere Saiten auf und gestand am Ende, daß es eine schwere Sache wäre, dem Stachel des Fleisches zu widerstehen. Sie erlaubte demnach einer Jeden, sich im Stillen ihren Zeitvertreib zu verschaffen, wenn sie könnten, welches auch bis auf diesen Tag geschehen war. Sie entließ das Nönnchen, begab sich mit ihrem Priester wieder zu Bette, und Lisabetta verfügte sich gleichfalls wieder zu ihrem Liebhaber, welcher sie trotz Denen, die sie darum beneideten, noch oft besuchte. Die Andern, die keine Liebhaber hatten, suchten insgeheim, so gut sie konnten, ihren Bedürfnissen abzuhelfen.

Dritte Erzählung.

Doctor Simon muß auf Bruno's und Buffalmacco's Anstiften dem Calandrino einbilden, daß er schwanger ist. Sie lassen sich von ihm Kapaune und Geld geben, um ihm Arzenei zu verschaffen, worauf er ohne nieder zu kommen wieder gesund wird.

Wie Elisa ihre Erzählung geendigt und die jungen Mädchen dem Himmel für die Befreiung der jungen Nonne aus den Krallen ihrer Mitschwestern gedankt hatten, befahl die Königin dem Filostrato, fortzufahren, welcher auch ohne einen zweiten Befehl zu erwarten, begann:

„Meine schönen Damen, der ungeschliffene Richter, von dem ich Euch gestern sagte, verhinderte mich, Euch eine andere Geschichte vom Calandrino, die ich im Sinn hatte, zu erzählen. Da nun Alles, was ihn betrifft, nicht fehlen kann, Spaß zu verschaffen, so will ich Euch Dasjenige, was mir gestern von ihm einfiel, jetzt sagen, obwohl seiner und seiner Gesellschafter schon oft ist erwähnt worden. Ihr wißt bereits aus Demjenigen, was Ihr gehört habt, wer Calandrino und seine Gesellen waren, von welchen ich Euch erzählen will; darum brauche ich Euch jetzt nichts weiter davon zu sagen, als daß dem Calandrino eine Base starb, die ihm ein Paar hundert Gulden an Scheidemünze hinterließ. Calandrino ließ sich verlauten, daß er ein Gut dafür kaufen wollte, und er handelte deswegen mit so vielen Mäklern in Florenz, als wenn er zehntausend Goldgülden hätte anzulegen gehabt; wiewohl der Handel sich immer wieder zerschlug, sobald von dem Preise des Gutes die Rede war.

Bruno und Buffalmacco, die davon gehört hatten, sagten ihm zwar oft, er thäte besser, sich für das Geld etwas zu gute zu thun, als auf Ländereien zu handeln, als wenn er Seifenkugeln kaufen wollte; allein sie konnten ihn nicht einmal dahin bringen, daß er ihnen ein einziges Mal zu essen gegeben hätte Indem sie nun einst darüber murrten, und noch einer von ihren Mitgesellen, der Maler Nello, dazu kam, fingen sie an, alle Drei mit einander zu rathschlagen, wie sie sich auf Kosten des Calandrino einmal den Bauch füllen könnten. Sie wurden auch bald über einen Anschlag einig, dessen Ausführung sie auf den folgenden Morgen mit einander verabredeten, und wie Calandrino des Morgens kaum aus seinem Hause gegangen war, kam ihm Nello entgegen und sagte: „Guten Tag, Calandrino.“

„Gott gebe Dir dergleichen (antwortete Calandrino) und ein gutes Jahr dazu!"

Nello stand ein wenig still und sah ihm steif in's Gesicht, bis ihn Calandrino fragte: „Was betrachtest Du?"

„Hast Du diese Nacht nichts empfunden (fragte Nello)? Du bist ja ganz verändert."

Calandrino war gleich erschrocken und sagte: „Ach Himmel! was meinst Du denn, das mir fehlen sollte?"

„Ei, ich meine eben nichts Besonderes damit (sprach Nello). Du scheinst mir nur ganz verändert; doch das mag wohl eine andere Ursache haben."

Calandrino ging betroffen weiter, obwohl er nicht fühlte, daß ihm das Geringste fehlte. Aber bald darauf begegnete ihm Buffalmacco, der nur gelauert hatte, bis Nello ihn verließe, und fragte ihn, indem er ihn grüßte, ob er Nichts fühlte.

„Ich wüßte nichts (sprach Calandrino); allein eben jetzt sagte mir auch Nello, daß er mich ganz verändert fände. Sollte mir wohl wirklich etwas fehlen?"

„Ja wohl fehlt Dir was, und keine Kleinigkeit (sprach Buffalmacco). Du siehst aus, wie halb todt."

Jetzt glaubte Calandrino schon wenigstens ein Fieber am Halse zu haben; und siehe da, Bruno kam auch, und sein erstes Wort war: „Calandrino, was machst Du für Gesichter? Du siehst ja aus, wie eine Leiche; was fehlt Dir?"

Wie Calandrino sie Alle so reden hörte, glaubte er ganz gewiß, daß er krank wäre, und fragte ängstlich, was er anfangen sollte.

„Mich däucht (sprach Bruno), Du solltest wieder nach Hause gehen und Dich zu Bette legen, und schicke Dein Wasser zum Doctor Simon, der unser guter Freund ist, wie Du wohl weißt. Er wird Dir bald sagen, was Du thun mußt. Wir wollen mit Dir gehen, und wenn etwas nöthig ist, so wollen wir Anstalt dazu machen."

Nello kam auch wieder zu ihnen, und sie begleiteten sämmtlich den Calandrino nach Hause. Er trat ganz athemlos in seine Kammer, und sprach zu seiner Frau: „Komm, und decke mich warm zu, ich befinde mich gar nicht wohl."

So bald man ihn zu Bette gebracht hatte, schickte er sein Wasser durch

ein kleines Mädchen zum Doctor Simon, der damals seine Apotheke am alten Markte im Zeichen der Melone hatte. Bruno sprach indessen zu seinen Cameraden: „Bleibt Ihr jetzt bei ihm; ich will hingehen, und hören was der Doctor sagt, und will ihn, wenn es nöthig ist, mit herbringen."

„Ach ja, Brüderchen (sprach Calandrino)! geh' hin, und bringe mir Nachricht, wie es mit mir ist. Ich weiß nicht, was es ist, das ich im Leibe fühle."

Bruno ging hin, und kam zu dem Doctor, ehe das Mädchen ihm das Wasserglas brachte, und gab ihm die nöthigen Winke. Wie demnach das Mädchen kam, und der Doctor das Wasser besah, sprach er zu ihr: „Geh' und sage dem Calandrino, er soll sich recht warm halten; ich werde gleich zu ihm kommen, und ihm sagen was ihm fehlt, und was er brauchen muß."

Das Mädchen ging mit der Antwort zurück, und nicht lange darnach kam auch der Doctor mit Bruno. Der Doctor setzte sich neben ihn, fühlte ihm den Puls, und sagte zu ihm nach einer kleinen Pause in Gegenwart seiner Frau: „Höre Calandrino, ich muß Dir als Dein Freund sagen, Dir fehlt weder mehr, noch weniger, als daß Du schwanger bist."

„Ach Du lieber Himmel, Tessa (rief Calandrino mit kläglicher Stimme)! daran bist Du schuld. Hab' ich Dir nicht längst gesagt, es würde nimmer gut gehen, daß Du stets oben liegen willst?"

Die Frau, ein gutes ehrbares Weibchen, ward vor Scham bis über die Ohren roth, wie sie ihren Mann so reden hörte. Sie schlug die Augen nieder, und ging ohne ein Wort zu reden aus dem Zimmer. Calandrino fuhr indessen fort, zu klagen, und sagte: „Was soll ich machen, ich armer unglücklicher Mann. Wie soll ich das Kind zur Welt bringen? Die thörichte Grille meiner Frau wird mir noch das Leben kosten. Daß sie der Himmel züchtige! Wenn ich nur nicht so krank wäre, wie ich bin, so könnt' ich aufspringen, und ihr so viele Rippenstöße geben, daß sie keinen gesunden Fleck am Leibe behielte; und doch muß ich mich selbst schämen, denn ich hätt' es ihr nie erlauben sollen, mich unter zu kriegen. Aber wenn ich nur wieder gesund werde, so will ich ihr künftig die Lust wohl vertreiben."

Bruno, Buffalmacco und Nello wollten vor Lachen über sein Geschwätz bersten; doch hielten sie sich; aber Doctor Simon lachte aus vollem Halse. Endlich bat Calandrino den Doctor um Rath und Hilfe, und der Doctor sagte: „Sei nur nicht bange, Calandrino; denn wir sind glücklicherweise das Ding noch früh genug gewahr geworden, um Dich

in kurzer Zeit von dem Uebel befreien zu können. Du wirst aber müssen ein wenig den Beutel ziehen."

„Ach ja, gerne (sprach Calandrino)! Helft mir nur um des Himmelswillen! Ich habe hier ein Paarhundert Gulden, wofür ich mir ein Gütchen kaufen wollte. Nehmt sie alle hin, wenn's nöthig ist, damit ich nur nicht niederkommen muß; denn ich wüßte nicht, wie ich es anfangen sollte. Man hört ja, welchen Zeter die Weiber anheben, wenn es damit losgeht, und sie haben doch ganz andere Mittel und Wege, sich ihrer Bürde zu entledigen. Ich aber glaube, ich müßte vor Schmerzen den Geist aufgeben, eh' ich damit zu Stande käme."

„Mache Dir keine Sorgen (sprach der Doctor). Ich will Dir einen Trank abziehen lassen, der Dir sehr gut und angenehm schmecken soll, und Dir in drei Tagen alles dermaßen auflöst, daß Du wieder so gesund wirst, wie ein Fisch. Aber sieh zu, sei künftig klüger, und begehe nicht wieder solche Thorheiten. Zu dem Getränk brauchen wir drei Paar recht gute fette Kapaune, und zu allerhand anderen Kleinigkeiten, die noch dazu erforderlich sind, gib Einem von diesen fünf Gulden an kleiner Münze mit, daß er sie einkauft, und mir Alles in meine Apotheke liefert; so will ich Dir morgen früh den Trank schicken, wovon Du jedesmal einen guten Becher voll nehmen mußt."

„Ich verlasse mich auf Euch, Doctor," sprach Calandrino; gab dem Bruno die fünf Gulden und das Geld zu den Kapaunen, und bat ihn, er möchte sich ihm zu Liebe die Mühe nicht verdrießen lassen. Der Doctor nahm Abschied, ließ ein wenig Graupenwasser kochen, und schickte es ihm. Bruno kaufte die Kapaune und was dazu gehörte, und machte sich mit dem Arzt und den Uebrigen einen fröhlichen Tag. Calandrino trank drei Tage nach einander Gerstenwasser, und am vierten Tage kam der Arzt nebst seinen Freunden zu ihm, und sagte: „Calandrino, Du bist nun völlig genesen, und kannst von nun an Deinen Geschäften wieder nachgehen. Calandrino stand fröhlich auf, ging an seine Hantierung, und rühmte allenthalben, wohin er nur kam, und mit Leuten redete, die treffliche Kunst, welche Doctor Simon an ihm bewiesen, und ihm in dreien Tagen ohne alle Schmerzen seine Schwangerschaft vertrieben hätte. Bruno, Buffalmacco und Nello freueten sich unterdessen, daß sie ihn mit seiner Knauserei ein wenig zum Besten gehabt hatten. Frau Tessa aber, die den Streich merkte, schmollte mit ihrem Mann noch lange darüber."

Vierte Erzählung.

Cecco Fortarrigo verspielt zu Buonconvento alles, was er hat, und das Geld des Cecco Angiolieri dazu. Diesem läuft er im Hemde nach, gibt vor, er sei von ihm bestohlen worden, und läßt ihn durch die Bauern anhalten, zieht seine Kleider an, und reitet mit seinem Gaule davon, und läßt ihn im bloßen Hemde stehen.

Die ganze Gesellschaft hatte mit lautem Gelächter angehört, was Calandrino von seiner Frau gesagt hatte. Wie Filostrato schwieg, begann Neifila auf Befehl der Königin folgendermaßen:

„Treffliche Jungfrauen, wenn es den Männern nicht weit schwerer würde, andern Leuten ihren Witz und ihre guten Eigenschaften, als ihre Thorheiten und Laster zu zeigen, so würde mancher sich vergeblich bemühen, seiner Zunge Zaum und Gebiß anzulegen. Dies habt Ihr genugsam an der Narrheit des Calandrino gesehen, welcher nicht nöthig gehabt hätte, von dem Uebel zu genesen, welches er sich hatte einbilden lassen, die heimlichen Tändeleien seiner Frau öffentlich bekannt zu machen. Mir ist bei dieser Gelegenheit ein Streich von ganz verschiedener Art eingefallen, wie nämlich einmal ein Schalk einen gescheidten Mann überlistete, und ihm großen Schaden und Spott brachte; und davon will ich Euch erzählen.

Vor einigen Jahren waren einmal in Siena ein Paar Leute, die schon ihre männlichen Jahre erreicht hatten, und beide den Namen Cecco führten, doch hieß der eine Cecco Angiolieri und der andere Cecco Fortarrigo. Sie waren in ihrer Aufführung und in ihren Gesinnungen sehr verschieden; doch stimmten sie in einer einzigen Sache so sehr mit einander überein, daß sie darüber Freunde und tägliche Gesellschafter wurden; sie lebten nämlich Beide in schlechtem Vernehmen mit ihren Vätern. Angiolieri, ein schöner und wohlerzogener junger Mann, konnte in Siena mit dem Gehalte, welches ihm sein Vater ausgesetzt hatte, nie auskommen; wie er demnach hörte, daß der Pabst einen Cardinal, der sein besonderer Gönner war, nach der Mark von Ancona gesandt hatte, so entschloß er sich, zu diesem zu gehen, in der Hoffnung, seine Umstände bei ihm zu verbessern. Er äußerte sich darüber gegen seinen Vater, und erhielt auch von ihm, daß er ihm auf einmal so viel Geld vorstreckte, als er ihm sonst in sechs Monaten zu geben pflegte, um sich mit Kleidern und mit einem Pferde zu versehen, und mit Anstand reisen zu können. Wie er sich nun nach einem Menschen umsah, den er zu seiner Aufwartung mitnehmen könnte, hörte Fortarrigo

davon, welcher den Augenblick zu ihm kam, ihn sehr inständig bat, ihn mitzunehmen, und sich erbot, Reitknecht, Kammerdiener, und alles in allem bei ihm zu sein, und keinen andern Lohn, als freie Kost dafür verlangte. Angiolieri antwortete, er könnte ihn nicht gebrauchen; denn obgleich er wüßte, daß er zu allen Diensten sehr wohl fähig wäre, so kennte er doch seinen Hang zum Spiele, und gelegentlich auch zur Völlerei. Fortarrigo versprach hingegen, sich vor beiden Lastern ganz gewiß zu hüten; er betheuerte dieses mit so vielen Schwüren, und unterstützte sein Versprechen mit so vielen Bitten, daß Angiolieri sich überreden ließ, und ihn in seine Dienste nahm.

Sie begaben sich demnach an einem Morgen auf den Weg, und kamen bis nach Buonconvento, wo sie Mittag hielten. Weil die Hitze sehr groß war, so ließ Angiolieri sich nach dem Mittagessen in der Herberge ein Bett bereiten, legte sich nieder, und befahl dem Fortarrigo, ihn um vier Uhr nach Mittag wieder zu wecken. So bald er eingeschlafen war, ging Fortarrigo in ein Weinhaus, fing an zu trinken, und setzte sich mit einigen Andern zum Spiel. Diese gewannen ihm bald das Wenige ab, was er bei sich hatte, und wie er auch die Kleider vom Leibe dazu verspielt hatte, und begierig war, seinen Verlust wieder einzuhohlen, lief er im Hemde nach der Herberge, und weil er fand, daß Angiolieri noch fest schlief, so nahm er ihm alles Geld weg, was er bei sich hatte, lief wieder davon, und verspielte es, wie das vorige. Unterdessen erwachte Angiolieri, kleidete sich an, und fragte nach Fortarrigo. Weil er nirgends zu finden war, dachte Angiolieri, er wäre vermuthlich irgendwo betrunkenerweise eingeschlafen, wie er oft zu thun pflegte. Er entschloß sich also, ihn zurück zu lassen, ließ seinen Gaul satteln und sein Felleisen aufschnallen, und nahm sich vor, in Corsignano sich nach einem andern Diener umzusehen. Wie er bei der Abreise den Wirth bezahlen wollte, vermißte er seine Börse, worüber ein großer Lärm entstand, und das ganze Haus in Bewegung gerieth; weil Angiolieri behauptete, er wäre von den Leuten im Hause beraubt worden, und drohte, jeden bis auf den letzten Mann gefangen nach Siena führen zu lassen.

Indem kam Fortarrigo im Hemde wieder, in der Absicht, auch die Kleider des Angiolieri abzuholen, wie er es mit dem Gelde gemacht hatte. Wie er sahe, daß Angiolieri im Begriffe war, wegzureiten, sprach er: „Was soll das bedeuten, Angiolieri? Wollen wir jetzt schon fort? Warte

doch noch ein wenig; es wird gleich Jemand kommen, der mein Wamms für achtunddreißig Soldi zum Pfande hat. Wenn er aber gleich Geld bekömmt, so bin ich versichert, daß er es uns für fünf und dreißig wieder heraus gibt."

Wie er noch sprach, kam ein Dritter dazu, durch welchen sich Angiolieri bald überzeugte, daß Fortarrigo derjenige war, der ihm sein Geld gestohlen hatte; denn er sahe die verlorene Summe noch in seinen Händen. Angiolieri ward darüber äußerst entrüstet, er fuhr ihn mit heftigen Worten an, und würde ihn eben so heftig mit der That gemißhandelt haben, wenn er sich nicht mehr vor Menschen, als vor Gott gefürchtet hätte, und er drohte, indem er zu Pferde stieg, ihn hängen oder in Siena vogelfrei erklären zu lassen.

Fortarrigo that, als ob alles, was Angiolieri sagte, nicht ihn, sondern einen Andern anginge, und sagte: „Ei, Angiolieri, laß doch in Gottes Namen solche Reden unterwegs, die zu nichts helfen, und laß uns zur Sache reden. Wir bekommen es jetzt für fünfunddreißig Soldi wieder, und wenn wir bis morgen warten, so gibt er's nicht für weniger, als für die achtunddreißig, die er mir darauf geliehen hat. Thue mir's zu Gefallen; denn ich habe sie auf sein Anrathen gesetzt. Warum wollen wir die drei Soldi nicht ersparen?"

Angiolieri wollte über sein Geschwätz rasend werden, zumal, da die Umstehenden ihn nicht aus den Augen ließen, und nicht zu glauben schienen, daß Fortarrigo ihm sein Geld verspielt hätte, sondern daß er noch Geld von diesem in Händen haben müßte. „Was scher' ich mich um Dein Wamms? (sprach er zu ihm). Ich wollte Du hingst am Galgen. Du hast mich nicht nur bestohlen, und mir das Meinige verspielt, sondern Du hinderst mich auch noch an meiner Abreise, und treibst obendrein Deinen Spott mit mir."

Fortarrigo hielt aber immer tapfer Stich, als wenn ihn das alles nichts anginge, und fragte: „Warum willst Du mir die drei Soldi nicht ersparen? Meinst Du, daß ich sie Dir nicht wieder einbringen kann? Schlage mir's nicht ab, wenn Du mich lieb hast. Wozu willst Du so sehr eilen? Wir kommen heute Abend noch früh genug nach Torrenieri. Komm, zieh nur den Beutel, glaube mir, ich könnte in ganz Siena nach einem Wamms suchen, das mir so gut stände, wie dieses. Das wäre schön, wenn ich es diesem für acht und dreißig Soldi lassen müßte, da es noch seine vierzig werth ist. Du würdest mir also doppelten Schaden thun."

Angiolieri, der vor Verdruß bersten wollte, daß Jener ihn erst be-

stohlen hatte, und ihn jetzt noch mit Geschwätz aufhielt, gab sich nicht weiter mit ihm ab, sondern wandte sein Pferd um, und machte sich auf den Weg nach Torrenieri. Fortarrigo besann sich schnell auf einen arglistigen Bubenstreich, und lief ihm im Hemde nach. Wie er ihn wohl ein Paar Meilen verfolgt, und ihm beständig wegen des Wammses in den Ohren gelegen hatte, so daß endlich Angiolieri, um des Gewäsches los zu werden, seinem Gaule die Sporen gab, ward Fortarrigo in einer kleinen Entfernung von ihnen einige Landleute auf dem Felde gewahr, denen er sogleich aus vollem Halse zuschrie: „Haltet ihn, haltet ihn!“ Die Leute kamen mit ihren Schaufeln und Hacken, verliefen dem Angiolieri den Weg, in der Meinung, daß er Denjenigen, der ihm nacheilte, beraubt hätte, und fielen ihm in den Zügel. Umsonst sagte er ihnen, wer er wäre, und wie sich die Sache verhielte; denn Fortarrigo rief mit grimmiger Geberde: „Ich weiß nicht was mich abhält, Dich umzubringen, Du Spitzbube, daß Du mir so mit dem Meinigen davon reitest. Seht einmal (sprach er zu den Landleuten), in welchem Aufzuge er mich im Wirthshause zurückgelassen, nachdem er das Seinige Alles vorher verspielt hat. Ich kann Gott und Euch danken, daß ich ihn wieder eingeholt habe, und ich danke Euch sehr für Euren Beistand.“

Angiolieri sprach ebenso von ihm; allein er predigte tauben Ohren. Kurz, Fortarrigo zog ihn mit Hilfe der Bauern vom Pferde, zog ihm die Kleider aus, und legte sie an, schwang sich auf seinen Gaul, ließ ihn im Hemde und barfuß stehen, ritt zurück nach Siena, und gab allenthalben vor, er hätte dem Angiolieri den Gaul und die Kleider abgewonnen.

Angiolieri, welcher geglaubt hatte, reichlich ausgestattet zu dem Cardinal in die Mark zu ziehen, kam im bloßen Hemde nach Buonconvento zurück, und schämte sich, sogleich wieder nach Siena zu gehen; sondern er borgte einige Kleider, und trabte auf dem Miethklepper, den Fortarrigo geritten hatte, nach Corsignano zu einem seiner Verwandten, bei dem er sich so lange aufhielt, bis ihm sein Vater neue Unterstützung schickte.

So verdarb die Buberei des Fortarrigo dem Angiolieri seinen vernünftigen Plan; wofür dieser jedoch zu seiner Zeit Gelegenheit fand, ihn büßen zu lassen.“

Fünfte Erzählung.

Calandrino verliebt sich in ein Mädchen. Bruno gibt ihm ein Amulet, um sie damit zu berühren, worauf sie ihm nachfolgt; er wird aber von seiner Frau ertappt, welche darüber großen Lärm und Zank erhebt.

Wie Neifila ihre kurze Erzählung geendigt hatte, ohne daß darüber viel gelacht oder gesprochen ward, forderte Fiammetta die Königin zur Nachfolge auf. Diese war mit Vergnügen bereit und sagte: „Meine artigen Damen, Ihr wißt wohl, man kann von keiner Sache so oft sprechen, daß sie nicht noch immer von Neuem gefiele, wenn Derjenige, welcher davon reden will, nur Zeit und Ort gehörig wählt, wie sie der Sache am besten angemessen sind. Weil wir uns nun hier versammelt befinden, blos um uns Vergnügen und gute Laune zu verschaffen, so glaube ich, daß Alles was dahin abzielt, hier am rechten Orte und zu rechter Zeit angebracht ist, und daß es Euch Vergnügen machen wird, davon zu hören, wenn auch schon tausendmal die Rede davon gewesen wäre. Man hat uns zwar schon mehr als einmal von den Begebenheiten des Calandrino erzählt, weil sie aber alle (wie Filostrato erst vor Kurzem anmerkte) sehr lustig anzuhören sind, so will ich es wagen, Euch noch ein Stückchen von ihm zu erzählen, welches ich sehr leicht anders einkleiden und es unter verändertem Namen vortragen könnte, wenn ich von dem wahren Verlauf der Sache abweichen wollte. Weil aber die Abweichung von der Wahrheit den Zuhörern vieles von ihrem Vergnügen entzieht, so will ich Euch, auf die besagten Gründe gestützt, Alles in seiner wahren Gestalt erzählen.

Niccolo Cornacchini war einer von unsern Mitbürgern und ein reicher Mann, der unter mehreren Besitzungen ein recht schönes Landgut in Camerata hatte, auf welchem er ein hübsches, ansehnliches Meierhaus bauen, und es durch Bruno und Buffalmacco ausmalen ließ, und da sehr viel dabei zu arbeiten war, so nahmen diese den Nello und Calandrino mit zu Hilfe. Weil nun schon ein paar Zimmer daselbst mit Betten und anderem Hausrath versehen waren, über welche eine alte Magd die Aufsicht hatte, so pflegte Filippo, der Sohn des Niccolo, als ein junger unverheirateter Geselle, bisweilen zu seinem Zeitvertreib ein Mädchen mit dahin zu nehmen, einen Tag oder zwei mit ihr daselbst zuzubringen und sie dann wieder gehen zu lassen. So brachte er auch einst ein gewisses Mädchen, Namens Niccolosa dahin, welche ein lüderlicher Kerl, Mangione

genannt, unterhielt, und sie für Lohn vermiethete. Das Mädchen war niedlich von Gestalt, wohlgekleidet und für eine Person von ihrem Gewerbe artig genug in ihren Manieren und Reden. Wie sie nun einmal des Morgens in einem weißen Mieder und Röckchen, mit aufgeflochtenem Haar hinunter an einen Brunnen im Hofe gegangen war, um sich zu waschen, so fügte es sich, daß Calandrino ebenfalls dahin kam, um Wasser zu holen, und sie freundlich grüßte. Sie dankte ihm, und fing an, ihn zu betrachten, nicht weil sie Behagen an ihm fand, sondern weil er ihr ein possierlicher Mensch zu sein schien. Calandrino beschaute sie gleichfalls, und da er sie sehr hübsch fand, so zauderte er, so lange er konnte, und ließ seine Kameraden auf das Wasser warten: doch getraute er sich nicht, das Mädchen anzureden, weil er sie nicht kannte. Da sie merkte, wie emsig er nach ihr gaffte, so warf sie gleichfalls bisweilen einen Blick auf ihn, und ließ einige Seufzerchen fahren, um ihn zu reizen. Darüber ward Calandrino plötzlich verliebt in sie, und wich nicht von der Stelle, bis Filippo sie wieder zu sich in die Kammer rief. Wie Calandrino wieder an seine Arbeit ging, that er nichts als seufzen und hochathmen, welches Bruno (der ihm stets auf den Dienst lauerte, und sich gern eine Kurzweil mit ihm machte) alsobald gewahr ward, und ihn fragte: „Was zum Henker fehlt Dir, Bruder Calandrino? Du thust ja nichts, als seufzen?"

„Bruder (sprach Calandrino), wenn ich Jemand hätte, der mir hülfe, so wär' ich geborgen."

„Wie so?" fragte Bruno.

„Laß Dir nichts merken (antwortete Calandrino). Dort unten ist ein Mädchen, so schön wie eine Fee, die sich dermaßen in mich verliebt hat, daß Du Dein Wunder daran sehen würdest. Ich bin es eben jetzt gewahr worden, wie ich Wasser holte."

„Der Henker! nimm Dich in Acht (sprach Bruno). Wenn sie nur nicht gar die Frau des Filippo ist."

„Das glaub' ich fast (sprach Calandrino); denn er rief sie und sie ging zu ihm in die Kammer. Allein was liegt mir daran? Ich würde mich in solchen Dingen an den Pabst selbst nicht kehren, und noch viel weniger an Filippo. Ich muß Dir gestehen, Bruder, sie gefällt mir besser, als ich Dir's beschreiben kann?"

„Ich will auskundschaften, wer sie ist (sprach Bruno), und wenn sie des Filippo Frau ist, so will ich Dir in zwei Worten zu Deinem Zweck

verhelfen, denn sie spricht oft sehr vertraulich mit mir. Wie machen wir es aber, daß Buffalmacco nichts davon erfährt? Er folgt mir immer, wie mein Schatten, wenn ich mit ihr spreche."

„Um Buffalmacco bekümmere ich mich nicht (sprach Calandrino), aber vor Nello müssen wir uns hüten. Er ist verwandt mit meiner Tessa, und würde uns gewiß den ganzen Kram verderben."

„Du hast Recht" (sprach Bruno). Dieser wußte sehr wohl wer das Mädchen war; denn er hatte gesehen, wie sie gekommen war, und Filippo hatte es ihm auch gesagt. Sobald nun Calandrino sich wieder ein wenig entfernte, um sie zu sehen, erzählte Bruno alles dem Buffalmacco und Nello, und verabredete mit ihnen, was sie vermöge dieser Liebschaft mit ihm vornehmen wollten. Kaum war Calandrino wiedergekommen, so raunte ihm Bruno ins Ohr: „Hast Du sie gesehen?"

„Ach freilich! und sie bringt mich ins Grab," sprach Calandrino.

„Ich will hingehen (versetzte Bruno) und sehen, ob sie Diejenige ist, wofür ich sie halte, und wenn das ist, so laß mich nur weiter machen."

Bruno ging demnach hinunter zu Filippo und dem Mädchen, und erklärte ihnen umständlich, wer Calandrino wäre, und was er ihm entdeckt hätte, und nahm Abrede mit ihnen, was sie sagen, und wie sie sich verhalten sollten, um sich an der Liebelei des Calandrino zu belustigen. Wie er wieder zurückkam, sprach er zu Calandrino: „Sie ist's allerdings, und wir müssen also vorsichtig zu Werke gehen; denn wenn Filippo etwas merkte, so würden alle Wasser des Arno uns nicht wieder weiß waschen. Was soll ich ihr aber in Deinem Namen sagen, wenn es sich trifft, daß ich sie spreche?"

„Wahrhaftig (sprach Calandrino), Du mußt ihr vor allen Dingen sagen, daß ich ihr tausend Maß von Demjenigen gönne, was den Weibern am besten schmeckt; und daß ich ihr Servitör bin, und wenn ich womit dienen könnte . . . verstehst Du mich?"

„Ich verstehe (sprach Bruno); laß mich nur machen."

Wie es Feierabend war und sie von der Arbeit gingen, hielten sie sich unten im Hofe, wo sich eben Filippo und die Niccolosa befanden, dem Calandrino zu gefallen ein wenig auf. Calandrino fing an, die Niccolosa zu begaffen, und geberdete sich dabei so kurzweilig, daß ein Blinder seine Absicht hätte merken können. Die Niccolosa an ihrer Seite that Alles, was sie konnte, um seine Flamme noch mehr anzufachen, und da

Bruno ihr von Allem Nachricht gegeben hatte, so machte ihr das Betragen des Calandrino den größten Spaß von der Welt. Filippo stellte sich indessen, als ob er nichts von allem merkte, indem er sich mit den beiden Andern unterredete. Endlich gingen sie weg, so ungerne Calandrino sich auch entfernte. Auf dem Wege zur Stadt sprach Bruno zu Calandrino: „Ich kann Dir versichern, daß sie für Dich schmelzt, wie das Eis an der Sonne. Beim Himmel! wenn Du einmal Deine Hummel mitnähmst und sängest ihr dabei ein paar verliebte Lieder vor, so würde sie aus dem Fenster in Deine Arme springen."

„Meinst Du Bruder (fragte Calandrino)? soll ich sie mitbringen?"

„Allerdings!" sprach Bruno.

„Du wolltest mir heute nicht glauben, was ich Dir sagte (sprach Calandrino). Wahrhaftig, Bruder, ich sehe wohl, daß ich besser, als ein Anderer verstehe, zu meinem Zweck zu kommen. Wer hätte wohl so schnell, wie ich, ein solches Weibchen, wie dieses, verliebt machen können? Da hätten Dir die Stutzerchen erst lange zappeln müssen, die den ganzen Tag auf und ab trippeln, und doch in tausend Jahren keinen Hund aus dem Ofen locken können. Nun sollst Du mich einmal ein Bischen mit der Hummel in der Hand sehen; Du sollst Deine Freude daran haben. Glaube mir sicherlich, ich bin nicht so alt, wie ich Dir scheine; das hat sie wohl gemerkt, und wo nicht, so soll sie's wohl gewahr werden, wenn ich sie unter die Hände kriege. Beim Himmel, ich will ihr ein Spiel zeigen, daß sie mir nachlaufen soll, wie das Kind nach dem Butterbrot!"

„Das denk' ich selbst (sprach Bruno). Du wirst sie recht besaurüsseln. Mich däucht, ich sehe Dich schon Dein halbes Dutzend Zähne wie Fallgattern nach ihrem rothen Mäulchen und nach ihren Wängelchen fletschen, und sie nach Herzenslust herum zausen."

Calandrino glaubte bereits im Geiste Alles zu thun, was Bruno sagte, und fing an zu singen und zu springen, als wenn er nicht in seiner Haut zu bleiben wüßte. Des andern Tages brachte er seine Hummel mit, und sang verschiedene Lieder dazu. Kurz, da er das Mädchen oft vor Augen hatte, so ward er so in sie vernarrt, daß er keine Arbeit mehr anrührte, sondern den Tag über wohl tausendmal, bald ans Fenster, bald an die Thüre, bald in Hof hinunter lief, um sie zu sehen; wozu sie ihm auf Bruno's Anstiften immer die beste Gelegenheit zu geben wußte. Wenn sie abwesend war (welches die meiste Zeit zu geschehen pflegte), so bestellte

Bruno seine Aufträge an sie, und brachte ihm bisweilen Briefe von ihr, in welchen sie ihm große Hoffnung machte, seine Wünsche zu erfüllen, und zugleich vorgab, sie befände sich zu Hause bei ihrem Verwandten, wo sie ihn nicht bei sich aufnehmen könnte.

So machten sich Bruno und Buffalmacco, indem sie stets die Hand im Spiele hatten, manchen Spaß auf Kosten des Calandrino, und ließen sich von ihm bald einen elfenbeinernen Kamm, bald einen Beutel, bald ein Messerchen und andere dergleichen Sächelchen geben, als wenn seine Geliebte sie haben sollte. Dagegen brachten sie ihm dann und wann einen unächten Ring von keinem Werthe, worüber er sich denn wie ein Kind freuete. Ueberdies gab er ihnen manches schöne Frühstück, und erzeigte ihnen manche andere Gefälligkeit, damit sie sich seiner Angelegenheit eifrig annähmen. Nachdem sie ihn auf diese Weise wohl ein paar Monate hingehalten hatten, ohne die Sache weiter zu fördern, fing Calandrino an, seinen Freund Bruno fleißig anzutreiben und aufzufordern, weil er sahe, daß die Arbeit bald zu Ende ging, und daß alle seine Hoffnungen zu Wasser würden, wenn er seine Liebe nicht vor dem Ende derselben gekrönt sähe. Wie demnach einmal das Mädchen wiederkam, und Bruno mit Filippo Alles verabredet hatte, was nöthig war, sprach er zu Calandrino: „Höre Brüderchen, das Frauenzimmer hat mir nun wohl schon tausendmal versprochen, Dir zu Willen zu sein, und hernach ist nichts daraus geworden. Es kömmt mir vor, daß sie uns bei der Nase führt, was sie also nicht von selbst thut, um ihr Versprechen zu erfüllen, dazu wollen wir sie zwingen, sie mag Lust haben oder nicht, wenn Du es zufrieden bist."

„Ei freilich (sprach Calandrino). Um des Himmels willen mache nur Eile damit."

„Hättest Du wohl den Muth (sprach Bruno), sie mit einem Zauberzettel zu berühren, wenn ich Dir einen gäbe?"

„Warum nicht?" sprach Calandrino.

„Gut (versetzte Bruno)! So verschaffe mir nur ein Stückchen Pergament, eine lebendige Fledermaus, drei Körnchen Weihrauch, und ein geweihtes Wachskerzchen, und laß mich für das Uebrige sorgen."

Calandrino brachte mit seinen Gesellen den ganzen Abend zu, um eine Fledermaus zu haschen, und wie er sie gefangen hatte, brachte er sie nebst den andern Sachen dem Bruno. Dieser ging in eine Kammer, kritzelte ein paar Schnörkel und Zeichen auf das Pergament und gab es

ihm. „Wisse Calandrino (sprach er), wenn Du sie mit diesem Zettel anrührest, so wird sie Dir den Augenblick nachlaufen, und wird Alles thun, was Du haben willst. Wenn also Filippo heute ausgeht, so suche ihr auf irgend eine Art nahe zu kommen, und berühre sie, und laufe dann in die Strohscheune hierneben, wo der bequemste Ort ist, weil Niemand dahin kömmt; Du wirst sehen, daß sie Dir sogleich nachkommen wird, und wenn Du sie dort hast, so weißt Du selbst was Du thun mußt."

Calandrino war der glücklichste Mensch von der Welt; er nahm das Pergament und sagte: „Laß mich nur machen, Bruder."

Nello, vor welchem sich Calandrino so sorgfältig in Acht nahm, hatte seine Lust an dem Spiele, so gut wie die Andern, und trug das Seinige bei, um ihn äffen zu helfen. Er ging also auf Bruno's Anstiften nach Florenz zu der Frau des Calandrino und sagte: „Tessa, Du weißt, wie Dich Calandrino damals so unschuldigerweise prügelte, wie er mit den Steinen aus dem Mugnone kam. Ich meine, Du sollst Dich jetzt dafür an ihm rächen, und wenn Du es nicht thust, so nenne mich nie wieder Deinen Verwandten und Freund. Er hat sich dermaßen in ein Weibsbild dort draußen vernarrt, und sie ist gleichfalls solch ein lüderliches Mensch, daß sie sich oft mit einander einschließen, und noch vor wenigen Minuten haben sie Abrede genommen, daß sie alsobald wieder zusammen kommen wollen. Du sollst deswegen mit mir gehen, um sie auf der That zu ertappen, und ihn nach Verdienst zu züchtigen."

Frau Tessa, die das Ding nicht spaßhaft fand, sprang auf wie eine Furie und rief aus: „Ach Du Spitzbube! machst Du mir solche Streiche? Beim Kreuze Christi! das soll Dir nicht so gelingen, ohne daß ich Dirs bezahle." Damit nahm sie ihr Mäntelchen um, und ihre Magd mit sich, und ging mit schnellen Schritten mit Nello hinaus.

Wie Bruno sie von ferne gewahr ward, sprach er zu Filippo: „Da kömmt unser Freund schon." Filippo ging deswegen hin zu Calandrino und den andern Arbeitern und sagte: „Meister, ich muß jetzt in die Stadt gehen; arbeitet hübsch fleißig." Damit entfernte er sich und verbarg sich an einem Orte, wo er ungesehen Alles beobachten konnte, was Calandrino thun würde.

Sobald Calandrino glaubte, daß Filippo schon eine gute Strecke entfernt wäre, ging er in den Hof hinunter, wo er die Niccolosa ganz allein fand. Er sprach einige Worte mit ihr, und da sie um Alles wußte, so

kam sie ihm näher und sprach etwas vertraulicher mit ihm, als gewöhnlich. Calandrino berührte sie also mit seinem Amulet, und ging, so bald dies geschehen war, ohne ein Wort zu sagen, nach der Scheune zu. Die Niccolosa folgte ihm nach, und wie sie hinein kam, schloß sie die Thüre zu, umarmte den Calandrino, warf ihn auf das Stroh nieder, setzte sich rittlings auf ihn, stämmte ihm die Hände gegen die Schultern, so daß er ihr Gesicht nicht berühren konnte und sagte, indem sie sich stellte, als wenn sie ihn mit schmachtenden Augen betrachtete: „Ach mein liebster Calandrino, mein Herz, meine Seele, mein Schatz, mein einziger Trost, wie lange hab' ich mich schon gesehnt, Dich zu besitzen, und Dich in meiner Gewalt zu haben. Du hast mir mit Deiner Artigkeit die Seele aus dem Leibe gestohlen; Du hast mir mit Deiner Hummel das Innerste meines Herzens zerkratzt. Ist es möglich, daß ich Dich hier habe?"

„Ach liebstes Herzchen (sprach Calandrino)! Laß mich Dich küssen."

„Nicht so eilig (sprach die Niccolosa). Erst laß mich Dich nach Herzenslust recht betrachten, und laß mich meine Augen sättigen an Deinem reizenden Gesichtchen."

Bruno und Buffalmacco waren zu Filippo gegangen, und waren mit ihm Zuschauer bei diesem Possenspiele. Indem nun Calandrino sich aus allen Kräften bestrebte, die Niccolosa zu küssen, war Nello mit Frau Tessa schon angekommen. „Ich will schwören (sprach Nello), daß sie schon beisammen sind." Vor Wuth darüber stieß Frau Tessa mit beiden Händen so mächtig gegen die Thüre, daß sie sie aufsprengte, und im Hineintreten gewahr ward, wie die Niccolosa den Calandrino beschritt. Diese entsprang jedoch, so bald sie nur die Frau erblickte, und lief zum Filippo. Frau Tessa fuhr indessen ihrem Mann, der sich nicht so geschwind aufraffen konnte, mit allen zehn Nägeln in's Gesicht, zerkratzte ihn jämmerlich, packte ihn bei den Haaren, und schrie ihm zu, indem sie ihn herumzausete: „Du ekelhafter unverschämter Hund! unterstehst Du Dich, mir so zu kommen? Alter eingemachter Narr! Verdammt sei die Liebe, die ich für Dich gehabt habe! Meinst Du nicht, daß Du genug vor Deiner eigenen Thüre zu fegen hast, daß Du auch noch anderswo herumliebeln mußt? Du bist mir ein schöner Liebhaber! Kennst Du Dich selbst nicht, Du Lüderlicher? Kennst Du Dich nicht, Du Gimpel? Weißt Du nicht, daß man nicht viel so Saft aus Dir pressen kann, als aus einer dürren Citronschale? Beim Himmel! jetzt war's nicht die Tessa, die Dich ritt.

Hol' sie der Teufel, wer sie auch war! Aber es mag gewiß ein rechter Haderlumpen gewesen sein, da sie sich nach einem solchen Kleinod, wie Du bist, hat können gelüsten lassen."

Calandrino war mehr todt, als lebendig, wie er seine Frau hereinkommen sah, und hatte nicht das Herz, sich ihr zu widersetzen; sondern so zerrauft und zerkratzt, wie er war, sammelte er seine Kappe wieder auf, machte sich auf seine Füße, und bat seine Frau demüthig, nicht so laut zu schreien, wenn sie nicht wollte, daß man sie in Stücke zerhauen sollte, weil Diejenige, die sie bei ihm gesehen hätte, die Frau des Herrn vom Hause wäre.

„Sei sie wer sie will, so hole sie der Henker!" sprach Frau Tessa.

Bruno und Buffalmacco, die bis dahin sich an dem Auftritte mit der Niccolosa und mit Filippo belustigt hatten, kamen endlich dazu, als wenn der Lärm sie herbeigeführt hätte; sie besänftigten Frau Tessa mit vieler Mühe, und riethen dem Calandrino, nach Florenz zu gehen, und nicht wieder zu kommen, damit Filippo ihm nicht übel mitspielte, wenn er etwas von der Sache erführe. Calandrino schlich demnach traurig und übel zugerichtet, zerkratzt und zerzaust, nach Florenz zurück, und getraute sich nicht, wieder hinaus zu kommen. Die Vorwürfe, womit ihn seine Frau Tag und Nacht folterte und peinigte, erstickten auch bald seine Liebe, womit er seinen Cameraden, der Niccolosa, und dem Filippo, manche Kurzweil verschafft hatte."

Sechste Erzählung.

Ein Paar Jünglinge kehren bei einem Bekannten ein. Der eine legt sich in der Nacht zu der Tochter des Wirthes, und die Frau desselben steigt unversehens zu dem andern ins Bett. Derjenige, der bei der Tochter geschlafen hat, legt sich hernach zu dem Vater, und erzählt ihm alles, indem er meint, mit seinem Cameraden zu sprechen. Sie gerathen darüber in Zank; die Frau merkt Unrath, legt sich zu ihrer Tochter ins Bett, und macht durch ein kluges Wort alles wieder gut.

Calandrino, der die Gesellschaft schon mehrmals belustigt hatte, verschaffte ihnen auch diesmal Gelegenheit zum Lachen. Wie die Mädchen aufhörten, von seinem Abenteuer zu schwatzen, befahl die Königin dem Pamfilo zu reden.

„Tugendsame Jungfrauen (sprach Pamfilo), der Name der Nicco-

losa, in welche sich Calandrino verliebte, erinnert mich an eine Geschichte von einer andern Niccolosa, die ich Euch erzählen will, weil Ihr daraus abnehmen werdet, wie einmal eine gute Frau durch ihre Gegenwart des Geistes ein großes Aergerniß verhütete.

In der Ebene von Mugnone war unlängst ein ehrlicher Mann, der den Wandersleuten für ihr Geld zu essen und zu trinken gab, und der auch wohl im Fall der Noth, so gut seine kleine Hütte und seine ärmlichen Umstände es verstatteten, zwar eben nicht einem Jeden, aber doch einem oder dem andern Bekannten, ein Nachtlager bei sich einräumte. Die Frau dieses Mannes war ein recht hübsches Weibchen, und er hatte zwei Kinder mit ihr. Das älteste war ein schönes flinkes Mädchen von fünfzehn bis sechszehn Jahren, und das jüngste, welches noch kein Jahr alt war, lag noch an der Brust seiner Mutter. Auf das Mädchen hatte ein feiner, artiger Jüngling von guter Herkunft aus unserer Stadt, der sich oft in ihrer Gegend aufhielt, ein Auge geworfen, und sich heftig in sie verliebt. Das Mädchen, welches sich's zur Ehre rechnete, von einem solchen jungen Manne geliebt zu sein, und sich deswegen bemühte, ihn durch ein gefälliges Wesen aufzumuntern, verliebte sich darüber selbst in ihn, und mehr als einmal hätten sie Beide gern ihre geheimen Wünsche befriedigt, wenn nicht der Jüngling, der sich Pinuccio nannte, gefürchtet hätte, den guten Ruf des Mädchens und seinen eigenen in Gefahr zu setzen. Da inzwischen seine Glut sich von Tage zu Tage vermehrte, so sehnte sich Pinuccio doch endlich nach ihrem Besitze, und es fiel ihm ein, sich eine Gelegenheit zu verschaffen, um bei ihrem Vater eine Nacht zu herbergen, in der Meinung, daß er alsdann wohl Mittel finden würde, mit ihr zusammen zu kommen, weil er die Hausgelegenheit sehr gut kannte. Er säumte auch nicht lange, seinen Anschlag auszuführen, und nahm einen vertrauten Freund, Namens Adriano, der um sein Liebesverständniß wußte, zum Begleiter mit. Sie mietheten an einem Abend ein Paar Postgäule, schnallten jedem ein Felleisen auf, das vielleicht nur mit Stroh gefüllt war, ritten aus Florenz, und kamen durch einen kleinen Umweg die Ebene von Mugnone herab geritten, indem es schon Nacht ward, und wandten sich hierauf, als wenn sie von Romagna kämen, nach dem Hause des ehrlichen Gastwirths, wo sie anklopften, und wo ihnen, weil sie ihm Beide sehr wohl bekannt waren, unverzüglich aufgemacht ward.

„Höre (sprach Pinuccio zu ihm), Du mußt uns heute ein Nachtlager geben. Wir dachten noch zu rechter Zeit nach Florenz zu kommen; allein

wir haben, Trotz aller unserer Anstrengung, um diese Zeit nicht weiter, als bis hier kommen können."

„Du weißt wohl, Pinuccio (antwortete der Wirth), wie schlecht ich eingerichtet bin, um Leuten, wie Ihr seid, zu betten; da Euch aber die Nacht übereilt hat, und es nicht mehr Zeit ist, weiter zu gehen, so will ich Euch gerne beherbergen, so gut ich kann."

Die jungen Leute stiegen demnach ab, gingen in das Hüttchen, beschickten zuvörderst ihre Gäule, und setzten sich dann mit dem Wirthe nieder, um ihr Abendessen mit demjenigen zu halten, was sie in ihren Schnappsäcken mitgebracht hatten. Der Wirth hatte nur ein einziges kleines Kämmerchen, in welchem, so gut es sich thun ließ, drei Betten aufgemacht wurden, die jedoch so nahe bei einander standen, daß man kaum zwischen ihnen durchgehen konnte. Den beiden Gästen räumte der Wirth das beste von den dreien ein, und bat sie, sich niederzulegen. Wie sie nach einer kleinen Weile sich stellten, als wenn sie schliefen, aber Beide noch wach waren, ließ der Wirth seine Tochter eins von den beiden übrigen Betten einnehmen, und in das andere legte er sich selbst mit seiner Frau, welche darauf die Wiege mit dem kleinen Kinde an die Seite ihres Bettes stellte. Wie dies Alles in Ordnung gebracht war, und Pinuccio, welcher Alles gesehen und bemerkt hatte, nach einiger Zeit glaubte, daß Jedermann im Zimmer schon schliefe, stand er leise auf, ging nach dem Bette des Mädchens, legte sich zu ihr, und ward von ihr mit Vergnügen, wiewohl nicht ohne eine Mischung von Furcht, empfangen, und überließ sich mit ihr den Freuden, wornach sie sich Beide längst gesehnt hatten.

Indem Pinuccio bei dem Mädchen war, traf es sich, daß die Katze etwas umstieß, und ein Gepolter verursachte, wovon die Frau erwachte, und weil sie fürchtete, es möchte Schaden geschehen sein, so stand sie im Finstern auf, und ging nach dem Orte, wo sie das Geräusch gehört hatte. Adriano, der sich um dieses nicht bekümmerte, stand indessen zufälligerweise wegen irgend eines Naturbedürfnisses gleichfalls auf, und wie er hinausgehen wollte, stand ihm die Wiege im Wege, die er deswegen von der Stelle rückte, und sie vor sein eigenes Bett schob. Wie er seinem Bedürfniß abgeholfen hatte, stieg er wieder in sein Bett, und bekümmerte sich nicht weiter um die Wiege.

Nachdem die Wirthin herumgesucht, und gefunden hatte, daß nichts von Bedeutung umgefallen war, hielt sie es nicht für nöthig, Licht anzuzün-

den, sondern schalt die Katze, und ging wieder in ihr Zimmer, und tappte im Finstern richtig bis an das Bett ihres Mannes. Wie sie aber die Wiege nicht vor demselben fand, dachte sie bei sich: „O weh mir! Da hätt ich wahrlich bald einen schönen Streich gemacht, und wäre gerade zu meinen Gästen in's Bett gestiegen.“ Sie ging also ein wenig weiter, bis sie die Wiege fand, legte sich in das Bett, vor welchem diese stand, und folglich zu Adriano, indem sie glaubte, sich bei ihrem Manne niederzulegen. Adriano, der noch nicht wieder eingeschlafen war, empfing sie mit Freuden, und ohne ein Wort zu sagen, legte er sich ihr an Bord, und enterte wie ein tapferer Freibeuter, zum großen Behagen des Weibchens.

Indem die Sachen so standen, fing Pinuccio an, zu besorgen, daß ihn der Schlaf überraschen möchte, und da er sich nach Herzens Wunsch mit ihr vergnügt hatte, so stand er auf, um wieder nach seinem eigenen Bette zu gehen. Wie er aber die Wiege vor demselben stehen fand, glaubte er an das Bett des Wirths gekommen zu sein, ging also weiter, und legte sich wirklich zu dem Wirthe, welcher darüber erwachte. Pinuccio, welcher glaubte, neben seinem Cameraden zu liegen, sagte: „Ich kann Dir versichern, daß die Niccolosa ein seltnes Leckerbißchen ist. Beim Himmel, ich habe mir weidlich mit ihr zu gute gethan, und in der kurzen Zeit ein halb Dutzend Gänge mit ihr gewagt.“

Der Wirth, dem die Worte, die er hörte, keinen Spaß machten, dachte ernstlich bei sich selbst: was Teufel will der Mensch hier? Darauf sprach er, mehr zornig, als mit Ueberlegung: „Pinuccio, Du hast einen bösen Bubenstreich begangen, und ich wüßte nicht, wie ich das um Dich verdient hätte. Aber beim Himmel, ich will Dich dafür bezahlen!“

Pinuccio, der nicht der besonnenste Jüngling von der Welt war, dachte nicht daran, wie er seinen Irrthum gewahr ward, ihn so bald als möglich wieder gut zu machen, sondern er gab ihm zur Antwort: „Womit willst Du mich bezahlen? Was kannst Du mir thun?“

Die Wirthin, die noch immer glaubte, bei ihrem Mann zu liegen, sagte zu Adriano: „Ach höre doch unsere Gäste; sie scheinen mit einander zu zanken.“

„Laß sie zanken (sprach Adriano lachend)! Hol' sie der Henker! sie haben gewiß gestern Abend zu viel getrunken.“

Jetzt besann sich die Wirthin, daß sie ihren Mann hatte schelten hören, und da sie die Stimme des Adriano erkannte, so merkte sie nunmehr, wo

und bei wem sie gewesen war. Sie stand deswegen klüglich und ohne ein Wort zu sagen auf, nahm eiligst im Dunkeln die Wiege, und rückte sie neben das Bett ihrer Tochter, und legte sich bei ihr nieder. Hierauf rief sie, als wenn sie eben aus dem Schlaf erwachte, ihren Mann, und fragte ihn, was er mit dem Pinuccio zu zanken hätte.

„Hörst Du nicht, was er sagt (sprach dieser)? daß er diese Nacht mit der Niccolosa zu thun gehabt hat."

„Das lügt er in seinen Hals (sprach die Wirthin), daß er bei der Niccolosa geschlafen hätte. Ich selbst habe bei ihr gelegen, und habe die ganze Zeit über keinen Schlaf in den Augen gehabt, und Du bist nicht gescheidt, wenn Du ihm glaubst. Ihr sauft des Abends soviel, daß Ihr hernach die ganze Nacht träumt, und im Schlaf umherwandelt, ohne zu wissen wohin, und meint dann Wunderdinge gethan zu haben. Es ist Schade, daß Ihr nicht Hals und Bein brecht. Was hat Pinuccio dort zu thun? Warum bleibt er nicht in seinem eigenen Bette?"

Wie Adriano merkte, wie klüglich die Wirthin ihre eigene und ihrer Tochter Schande bedeckte, rief er ebenfalls: „Pinuccio, ich habe Dir wohl hundertmal gesagt, Du solltest Dir das Nachtwandeln und das Schwatzen im Traum abgewöhnen: Du wirst Dich wahrhaftig noch einmal damit in's Unglück bringen. Komm zurück in's Henkers Namen!"

Wie der Wirth hörte, was seine Frau und Adriano sagten, glaubte er in allem Ernst, daß Pinuccio träumte; er packte ihn also bei'm Arm, rüttelte ihn, und rief ihm zu: „Pinuccio, steh auf, und geh wieder in Dein Bett."

Pinuccio machte sich die Winke zu Nutze, die man ihm gab, und fing an, wie ein Träumender, noch allerlei närrisches Zeug zu schwatzen, worüber der Wirth herzlich lachte. Endlich stellte er sich, als wenn er von dem Rütteln erwachte, und rief seinem Cameraden zu: „Was? Ist's denn schon Tag, daß Du mich rufst, Adriano?"

„Ja, ja; komm nur her," sprach Adriano.

Pinuccio stellte sich noch immer schläfrig, stand endlich auf, und ging wieder zu Adriano in's Bett. Bei'm Aufstehen des Morgens lachte der Wirth ihn aus, und neckte ihn mit seinen Träumen. Unter mancherlei Scherzreden zäumten die Jünglinge ihre Gäule wieder auf, schnürten ihre Bündel, tranken einen Schluck mit dem Wirth, stiegen zu Pferde, und ritten nach Florenz, nicht minder vergnügt über die Art und Weise, wie ihr

Abenteuer abgelaufen war, als über den Genuß, den es ihnen verschafft hatte. Pinuccio fand hernach andere Mittel, um wieder mit seiner Niccolosa zusammen zu kommen. Diese versicherte ihrer Mutter, daß er wirklich Alles nur geträumt hätte, und die Mutter, welche die Umarmungen des Adriano noch nicht vergessen hatte, glaubte sehr gerne, daß sie allein die Nacht über wach gewesen wäre."

Siebente Erzählung.

Talano di Molese träumt, daß ein Wolf seine Frau am Halse und im Gesichte zerfleischt. Er warnet sie, sich in Acht zu nehmen; sie folgt ihm aber nicht, und muß dafür büßen.

Wie Pamfilo seine Erzählung geendigt, und Jedermann die Klugheit der Wirthin gelobt hatte, befahl die Königin Pampinea, ihre Geschichte zu erzählen.

Liebe Mädchen (sprach Pampinea), man hat uns zwar schon einmal gezeigt, daß die Träume, auf welche Manche gar nicht achten, oft richtig zutreffen. Doch ungeachtet dessen, was schon darüber gesagt ist, kann ich nicht unterlassen, Euch in aller Kürze zu erzählen, was erst neulich einer von meinen Nachbarinnen widerfahren ist, weil sie nicht glaubte, was ihr Mann von ihr geträumt hatte.

Ich weiß nicht, ob ein gewisser Talano di Molese, ein sehr angesehener Mann bei uns, Euch bekannt gewesen ist. Dieser hatte ein junges Weibchen, Namens Margherita, zur Frau genommen, welche sich zwar durch ihre Schönheit vor vielen Andern auszeichnete, aber zugleich so äußerst wunderlich, launig und widersinnig war, daß sie Keinem etwas zu Gefallen that und daß ihr Niemand etwas zu Dank machen konnte. Einmal, wie Talano mit ihr des Nachts auf einem seiner Landhäuser schlief, träumte ihm, daß seine Frau in einem schönen Lustwäldchen, nicht weit von seinem Hause, spazieren ginge, und indem sie sorglos einherwandelte, schien es ihm, daß ein großer reißender Wolf plötzlich aus einem Schlupfwinkel hervorsprang, der sie an der Kehle packte, sie niederriß und sie, Trotz ihrem Geschrei um Hilfe, davon zu schleppen suchte, und obwohl sie noch lebendig seinem Rachen entrann, so schien er ihr doch den Hals und das Gesicht jämmerlich zerfleischt zu haben.

Wie er des Morgens aufstand, sprach er zu seiner Gattin: „Höre Frau, Du bist zwar immer so widerspänstig, daß ich noch nie einen ruhigen Tag mit Dir verlebt habe; allein es sollte mir doch leid sein, wenn Dir ein Unglück begegnete. Wenn Du also meinen Rath folgen willst, so gehe heute nicht aus dem Hause."

Wie sie ihn fragte, warum? erzählte er ihr seinen ganzen Traum. Sie schüttelte aber den Kopf und antwortete: „Wer Dir Böses gönnt, der träumt Dir auch Unglück. Du stellst Dich wohl sehr besorgt für mich, aber Du träumst von mir, was Du gern möchtest erfüllt sehen. Ich werde mich aber sowohl heute, als zu jeder Zeit in Acht nehmen, Dir weder auf diese, noch auf eine andere Art, mit meinem Unglück eine Schadenfreude zu machen."

„Ich dacht' es wohl (sprach Talano), daß Du so sprechen würdest; denn wer den Grindigen kämmt, schechten Dank dafür bekömmt.

Du magst mir aber glauben oder nicht, so spreche ich blos zu Deinem Besten, und deswegen rathe ich Dir noch einmal, gehe heute nicht aus dem Hause, oder hüte Dich wenigstens, daß Du nicht in unser Wäldchen gehst."

„Gut, ich will mich hüten," gab sie zur Antwort; allein sie dachte bei sich selbst: Seht doch, wie listig er meint, es anzufangen, um mich abzuschrecken, daß ich nicht in das Hölzchen gehen soll, wohin er gewiß ein Weibsbild beschieden hat, und will nicht haben, daß ich ihn bei ihr ertappen soll. So was sollte er den Blinden weis machen, und ich wäre wohl eine Närrin, wenn ich seine Absicht nicht merkte, und ihm glauben wollte. Nein, daraus wird Nichts, und wenn ich auch den ganzen Tag in dem Hölzchen lauern sollte, so will ich wissen, was für Schleichhändel er heute vorhat.

Indem sie dieses beschloß, ging der Mann zur einen Thüre hinaus, und sie zu der andern, und sie schlich, so heimlich sie konnte, sogleich nach dem Hölzchen, verbarg sich daselbst in dem dichtesten Gebüsche und blickte voll ungeduldiger Neugier bald hierhin, bald dorthin, ob nicht Jemand käme. Indem sie so auf der Lauer lag und an keinen Wolf dachte, kam aus einem nahen Dickicht plötzlich ein großer schrecklicher Wolf hervor. Kaum hatte sie Zeit, indem sie ihn erblickte, ein „Gott sei bei mir!" auszurufen, so packte sie der Wolf bei der Gurgel und fing an, mit ihr davon zu traben, als wenn er ein Lämmchen im Rachen trüge. Er hielt sie so fest bei der Kehle, daß sie sich weder rühren durfte, noch um Hilfe rufen konnte, und er würde sie bald völlig erwürgt haben, wenn ihn nicht zum großen Glück einige Hirten

wären gewahr worden, die ihn mit ihrem Geschrei dermaßen erschreckten, daß er seine Beute fallen ließ.

Die Hirten kannten sie und brachten sie nach ihrem Hause, wo sie erst nach langer Zeit mit vieler Mühe wieder geheilt ward; doch war ihr Busen und ein Theil ihres Gesichts so übel zugerichtet, daß ihre Schönheit in die größeste Häßlichkeit verwandelt ward. Sie schämte sich hernach, sich vor den Leuten sehen zu lassen, und beweinte bitterlich ihre Widerspenstigkeit und daß sie dem Traume ihres Mannes nicht geglaubt hatte, da es ihr doch nichts würde gekostet haben."

Achte Erzählung.

Biondello prellt den Ciacco um ein Mittagessen. Dieser rächt sich tückischerweise an ihm, indem er ihm eine schwere Tracht Prügel verschafft.

Die ganze muntere Gesellschaft war der Meinung, was Talano im Schlafe gesehen hätte, wäre kein Traum, sondern ein warnendes Gesicht gewesen, weil Alles so umständlich eingetroffen wäre. Wie Pampinea schwieg, trug die Königin Lauretta auf, ihr zu folgen. Lauretta sagte: „Da meine heutigen Vorgänger fast Alle von vorher erzählten Geschichten die Veranlassung zu ihren eigenen Erzählungen genommen haben, so erinnert auch mich die schwere Rache des Studenten, welche Pampinea uns gestern beschrieb, Euch von einer Wiedervergeltung zu erzählen, welche Denjenigen, den sie traf, zwar ziemlich hart, jedoch nicht so grausam, wie jene bestrafte.

In Florenz war einmal ein Mann, der wegen seiner Freßbegierde, in welcher er Jedermann übertraf, und die er nicht anders, als auf Kosten anderer Leute, zu befriedigen vermögend war, von allen Leuten Ciacco (das Schwein) genannt ward; übrigens war er in seiner Aufführung manierlich genug, war immer mit muntern und lustigen Einfällen bei der Hand, jedoch mehr zum Sticheln und Afterreden, als zur Schmeichelei aufgelegt, und ein fleißiger Besucher der Reichen, die eine gute Tafel hielten, so daß er sich so oft als möglich, gebeten oder ungebeten, zum Mittag- oder Abendmahl bei ihnen einzufinden pflegte. Zugleich befand sich auch in unserer Stadt ein anderer Mensch, Namens Biondello, klein und zierlich von Person, geschniegelt wie ein Balsambüchschen, mit einem blonden krausen Köpfchen,

auf welchem unter dem zierlichen Barett auch kein einziges Haar in Unordnung lag, und welcher eben dieselbe Hantierung wie Ciacco trieb. Diesem begegnete Ciacco einmal an einem Fasttage des Morgens, wie er eben am Fischmarkte ein Paar große Lampreten für Herrn Vieri de' Cerchi kaufte. Er machte sich sogleich an ihn und fragte ihn: „Wohin willst Du mit den Lampreten?"

Biondello antwortete: „Gestern Abend hat Herr Corso Donati drei noch schönere, als diese, und einen Stör geschickt bekommen. Weil er aber daran noch nicht genug hatte, um einigen Herren, die er bewirthen will, zu essen zu geben, so hat er mir aufgetragen, ihm noch ein Paar zu kaufen. Kömmst Du nicht auch hin?"

„Du kannst glauben, daß ich nicht wegbleiben werde," sprach Ciacco. Wie er nun meinte, daß es Zeit wäre, ging er zu Herrn Corso, und fand ein Paar Freunde bei ihm, mit denen er im Begriff war, zu Tische zu gehen. Herr Corso fragte ihn, was er machte, und er gab ihm zur Antwort: „Mein Herr, ich komme, um mit Euch und Euren Freunden zu essen."

„Du bist willkommen (sprach Herr Corso), wir wollten eben zu Tische gehen." Sie setzten sich also nieder, und es wurden zuerst Linsen und eingemachter Thunfisch aufgetragen, und hernach eine Schüssel gebratener Fische aus dem Arno, und das war Alles. Ciacco merkte nun, daß ihn Biondello angeführt hatte, welches ihn nicht wenig ärgerte, und er nahm sich vor, ihn dafür zu bezahlen. Es dauerte auch nicht lange, bis er dem Biondello begegnete, der in der Zwischenzeit schon Manchen mit der Erzählung seines Streichs belustigt hatte. Sobald ihn dieser gewahr ward, grüßte er ihn und fragte ihn spöttelnd, wie ihm die Lampreten des Herrn Corso geschmeckt hätten.

„Ehe acht Tage vergehen (sprach Ciacco) sollst Du besser davon nachsagen können, als ich." Er säumte sich auch nicht, sondern ging hin und miethete einen durchtriebenen Kerl, dem er eine große leere Flasche in die Hand gab und ihn mit sich nach den Weinbuden nahm, wo er ihm von ferne einen Cavalier, Namens Filippo Argenti, zeigte, der ein großer verviger und zugleich ein sehr jähzorniger, hitziger, wunderlicher Mann war.

„Geh hin (sprach er zu ihm) mit dieser Flasche zu dem Herrn dort und sage: „Mein Herr, Biondelli, schickt mich zu Euch und läßt Euch bitten, ihm diese Flasche mit Eurem besten Rothen zu füllen, weil er sich mit seinen Spießgesellen ein wenig zu gute thun will." Nimm Dich aber ja in Acht,

daß er Dich nicht beim Schopfe kriegt, er möchte Dir sonst übel mitspielen, und Du würdest mir meinen Spaß verderben."

„Soll ich ihm sonst noch was sagen?" fragte der Kerl.

„Nichts weiter (sprach Ciacco). Geh nur hin und wenn Du ihm dieses gesagt hast, so komm wieder mit der Flasche, und hole Deinen Lohn ab."

Der Kerl ging hin und bestellte die Botschaft. Herr Filippo, der eben kein heller Kopf war, glaubte, daß Biondello, den er wohl kannte, ihn aufziehen wollte. Er ward im ganzen Gesichte roth und rief: „Was will er mit seinem Flaschenfüllen, und mit seinem Spießgesellen? Hole der Henker Dich und ihn!" Damit stand er auf und wollte den Kerl anpacken; allein er war auf seiner Hut und machte sich aus dem Staube, kam wieder zu Ciacco, der von ferne zugesehen hatte, und sagte ihm, was Herr Filippo ihm geantwortet hätte. Ciacco war vergnügt, bezahlte den Kerl und eilte, den Biondello aufzusuchen. Sobald er ihn fand, fragte er ihn: „Bist Du heute schon in den Weinbuden gewesen?"

„Nein (sprach Biondello); warum fragst Du mich darnach?"

„Ich wollte Dir nur sagen (sprach Ciacco), daß Herr Filippo sich nach Dir erkundigt hat. Er will Dich vermuthlich sprechen."

„Gut (sprach Biondello)! Ich will hingehen und ihn fragen."

Biondello ging fort und Ciacco folgte ihm nach, um zu sehen, wie der Handel ablaufen würde. Filippo, der den Boten nicht hatte erwischen können, war gewaltig aufgebracht und ärgerte sich innerlich, weil er aus den Worten des Kerls nichts anders schließen konnte, als daß Biondello sich von Jemand hätte gebrauchen lassen, um ihn zum Narren zu haben. Indem ihn dies wurmte, kam Biondello ihm in den Wurf, und wie er ihn kaum gewahr ward, ging er auf ihn zu und gab ihm eine tüchtige Ohrfeige.

„Mein Himmel, Herr Filippo! was habt Ihr?" rief Biondello.

Filippo aber faßte ihn bei den Haaren, warf ihm das Barett vom Kopfe, zerriß ihm seine Kappe und schrie, indem er ihn durchprügelte: „Du Schelm, ich will Dich lehren, zu mir zu schicken, Flaschen für Dich und Deine Spießgesellen zu füllen. Bin ich ein Knabe, den Du so necken darfst?" Mit diesen Worten fuhr er fort, ihn ein paar Fäuste fühlen zu lassen, die wie eisern auf ihn niederschmetterten; er zerbläute ihm das ganze Gesicht, ließ ihm kein Haar im Kopfe, wälzte ihn im Koth und zerriß ihm die Kleider; kurz, er bearbeitete ihn dermaßen, daß er vom Anfang bis zu Ende nicht zu

Worten kommen oder auch nur fragen konnte, warum er ihn so mitspielte. Er hörte ihn wohl von Flaschenfüllen und Spießgesellen reden; allein er wußte nicht, was das alles bedeuten sollte. Nachdem ihn Herr Filippo weidlich durchgeprügelt hatte und die vielen Umstehenden ihn endlich mit genauer Noth ganz zerschlagen und zerlumpt seinen Fäusten entzogen, sagten ihm diese, warum ihn Filippo so geprügelt hätte, und machten ihm Vorwürfe, daß er sich hätte einfallen lassen, eine solche Botschaft an einen Mann zu schicken, von dem er nunmehr wohl merkte, daß er nicht mit sich scherzen ließe.

Biondello verantwortete sich mit Thränen in den Augen und betheuerte, daß er nie zu Herrn Filippo nach Wein geschickt hätte. Nachdem er seine Kleider ein wenig wieder in Ordnung gebracht hatte, ging er traurig und mißmuthig nach Hause und konnte sich leicht einbilden, daß Ciacco ihm diesen Streich gespielt hätte. Wie ihm nach langer Zeit die braunen und blauen Brauschen endlich wieder vergangen waren und er wieder aus dem Hause gehen konnte, begegnete ihm Ciacco und fragte ihn hohnlachend: „Biondello, wie hat Dir der Wein des Herrn Filippo geschmeckt?"

„Wollte Gott (sprach Biondello), daß Dir die Lampreten des Corso ebenso bekommen wären!"

„Künftig steht es bei Dir (sprach Ciacco), wenn Du mir einmal wieder so gut willst zu essen verschaffen, wie Du gethan hast. Ich will Dir auch wieder ebenso gut einschenken lassen, wie neulich."

Biondello fühlte wohl, daß es ihm schwer werden würde, seine Rache an Ciacco auszulassen: er bat also nur den Himmel um Frieden vor ihm und nahm sich wohl in Acht, ihn nie wieder zu necken."

Neunte Erzählung.

Zwei junge Männer fragen Salomon um Rath, der eine, wie er sich beliebt machen, der andere, wie er sein widerspenstiges Weib bändigen soll. Salomon antwortet dem ersteren: Liebe, und dem andern! geh zur Gänsebrücke.

Dem Vorrechte des Dioneo zu Folge kam jetzt an die Königin die Reihe, zu erzählen.

Wie die Frauenzimmer den armen geprügelten Biondello genug

ausgelacht hatten, begann sie folgendermaßen: „Liebenswürdige Freundinnen, wer die Ordnung der Dinge mit Vernunft betrachtet, der wird leicht einsehen, daß die Natur, der Gebrauch und die Gesetze die ganze zahllose Menge des weiblichen Geschlechts den Männern unterworfen haben, und daß wir uns von ihnen nach ihrer Einsicht müssen leiten und führen lassen; daß es folglich allen Denjenigen, welche wünschen, froh und friedlich mit den Männern, von welchen sie abhängen, zu leben, obliegt, außer einem keuschen Wandel sich auch der Bescheidenheit, der Geduld und des Gehorsams gegen sie zu befleißigen. Dies ist das schätzbarste und eigenthümlichste Kleinod in dem Betragen einer jeden klugen Frau. Und wenn uns dieses auch die Gesetze nicht vorschrieben (oder wenn Ihr lieber wollt, der Gebrauch und die hergebrachte Gewohnheit, deren Macht doch überaus groß und ehrwürdig ist), so zeigt es uns die Natur selbst deutlich genug, indem sie unsere Leiber zart und weichlich gebildet, unsern Geist furchtsam und schüchtern, unser Gemüth zur Sanftmuth und zum Mitleiden geneigt gemacht, und uns nur wenige körperliche Kräfte, eine sanfte Stimme und eine gefällige Bewegung unserer Glieder gegeben hat: lauter Beweise unseres Bedürfnisses, von Andern geleitet zu werden. Wer aber fremder Hilfe und Leitung bedarf, dem steht es zu, sich gegen seinen Regierer gehorsam, unterwürfig und ehrerbietig zu betragen. Und wer anders sind unsere Führer und unser Beistand, als die Männer? Darum müssen wir die Männer im höchsten Grade in Ehren halten und uns ihnen unterwerfen, und mich däucht, Diejenige, welche sich der Erfüllung dieser Pflicht entzieht, verdient nicht nur strenge Vorwürfe, sondern auch schwere Strafe. Zu dieser Betrachtung, die sich mir auch sonst schon oft dargeboten hat, führte mich vor wenigen Minuten Pampinea's Erzählung von der Widerspenstigkeit der Frau des Talano, über welche der Himmel die Züchtigung verhängte, welche ihr Mann ihr nicht zu geben gewußt hatte. Weil ich nun, wie gesagt, der Meinung bin, daß alle Diejenigen, die von dem gefälligen, gutmüthigen und lenksamen Wesen, welches ihnen die Natur, die Gewohnheit und die Gesetze vorschreiben, abweichen, eine schwere und harte Züchtigung verdienen, so will ich Euch erzählen, welchen Rath Salomon einst gab, als ein heilsames Mittel für diejenigen Weiber, welche an dieser Krankheit leiden. Diejenigen aber, die einer solchen Arzenei nicht bedürfen, müssen dieses nicht auf sich beziehen, obgleich die Männer bisweilen das alte Sprichwort im Munde führen:

Der Sporn ist nöthig jedem Gaul,
er mag sein willig, oder faul,
und auch dem besten Weibe thut
der Prügel, wie dem bösen, gut.

Wer diese Worte im scherzhaften Verstande nimmt, dem wird man gerne einräumen, daß sie auf ein jedes Weib anwendbar sind; ja man kann ihnen auch allenfalls in moralischer Rücksicht einen richtigen Sinn leihen. Denn die Weiber sind von Natur alle schwach und leichtsinnig; die Vergehungen derjenigen, die sich zu weit von den Grenzen ihrer Pflicht entfernen, müssen also mit dem Stocke bestraft werden, und bei den andern, die sich keine solche Uebertretungen zu Schulden kommen lassen, ist der Stock nöthig, um sie zu warnen und zu schrecken, und ihre Tugend aufrecht zu erhalten. Doch ich will das Predigen jetzt beiseite setzen, und zu meinem vorgesetzten Zwecke kommen.

Wie vormals das Gerücht von der bewundernswürdigen Weisheit Salomons, und von seiner großen Bereitwilligkeit, sie einem jeden zu zeigen, welcher sich durch die Erfahrung davon zu überzeugen wünschte, sich überall in der Welt verbreitet hatte, versammelten sich fast aus allen Welttheilen die Menschen zu ihm, um sich in ihren dringendsten und wichtigsten Angelegenheiten bei ihm Raths zu erholen. Unter andern, welche deswegen zu ihm zogen, befand sich auch ein edler und reicher Jüngling, Namens Melissus, der aus der Stadt Laiazzo gebürtig war, und daselbst wohnte. Indem dieser sich Jerusalem näherte, und eben Antiochia verlassen hatte, trat er mit einem andern jungen Manne, Namens Joseph, zusammen, der dieselbe Straße zog, und mit welchem er im Reiten, wie Reisende wohl pflegen, ein Gespräch anknüpfte. Nachdem er von diesem bereits erfahren hatte, wer er wäre, und woher er käme, fragte er ihn auch wohin er wollte, und was der Zweck seiner Reise wäre.

Joseph antwortete ihm, er wollte zum Salomon gehen, und ihn fragen, was er mit seinem Weibe anfangen sollte, welches verkehrter und widerspenstiger als jedes andere Weib wäre, so daß er sie weder durch Bitten und Gefälligkeiten, noch durch irgend ein anderes Mittel, von ihrem Eigensinne zurückbringen könnte. Er fragte nunmehr auch den Melissus nach seiner Heimat und nach der Absicht seiner Reise.

Melissus antwortete: „Ich bin aus Laiazzo, und so wie Du Deinen Kummer hast, so habe ich den meinigen. Ich bin ein reicher junger Mann,

und lasse mein Geld aufgehn, um offene Tafel zu halten, und meine Mitbürger zu bewirthen; allein was ganz sonderbar und kaum glaublich ist, ich kann bei dem Allen nicht einen einzigen Menschen finden, der mein Freund ist; und aus dieser Ursache ziehe ich dahin, wohin Du auch willst, um mir Raths zu erholen, wie ich mich beliebt machen soll."

Die beiden Reisegefährten setzten demnach ihren Weg zusammen fort, und wurden, wie sie nach Jerusalem kamen, dem Könige Salomon von einem seiner Hofleute vorgestellt. Melissus trug ihm mit wenigen Worten sein Anliegen vor, und Salomon gab ihm zur Antwort: „Liebe."

Damit ward Melissus augenblicklich entlassen, und Joseph sagte dem Könige, weswegen er gekommen wäre. Salomon gab ihm hierauf nur kurz zur Antwort: „Geh hin nach der Gänsebrücke."

Hierauf mußte Joseph gleichfalls unverzüglich abtreten, und fand im Vorzimmer den Melissus, welcher auf ihn wartete, und ihm sagte, was ihm zur Antwort geworden war. Die Beiden überlegten die Worte Salomons hin und her, und da sie den Sinn derselben gar nicht begreifen, und nicht einsehen konnten, wozu sie ihnen nützen sollten, so hielten sie sich fast für beleidigt, und begaben sich zusammen auf den Rückweg. Nachdem sie einige Tagereisen zurückgelegt hatten, kamen sie an einen Fluß, über welchen eine sehr schöne Brücke gebauet war, und weil ihnen eben eine zahlreiche Karavane von Lastthieren entgegen kam, so mußten sie warten, bis diese über die Brücke zog. Schon waren fast alle herüber, wie von ungefähr ein Maulesel stätig ward, und auf keine Weise vorwärts wollte, daher der Maulthiertreiber einen Stock nahm, und ihn zuerst mit Mäßigung schlug, um ihn anzutreiben. Der Maulesel drehte sich aber bald rechts, bald links, bald ging er zurück, und war durchaus nicht vorwärts zu bringen. Darüber ward der Treiber äußerst zornig, und schlug ihn aus allen Kräften bald auf den Kopf, bald auf den Rücken, bald auf das Kreuz; aber alles umsonst. Melissus und Joseph, welche zusahen, sprachen deswegen zu ihm: „Was machst Du, Grausamer? Willst Du das Thier umbringen? Warum suchst Du nicht lieber, es mit Gutem zu lenken? Es wird sich eher vorwärts führen, als vorwärts prügeln lassen."

„Ihr kennt Eure Pferde (sprach der Eseltreiber), und ich kenne meinen Maulesel; laßt mich nur mit ihm machen." Damit schlug er von neuem auf ihn los, und gab ihm bald auf einer Seite, bald auf der andern, so viele Hiebe, daß der Maulesel endlich vorwärts ging, und der Treiber den

Sieg behielt. Wie nun die beiden Reisenden im Begriff waren, weiter zu ziehen, fragte Joseph einen von den Leuten, wie dieser Ort hieße.

Der Mann antwortete: „Mein Herr, dies nennt man die Gänsebrücke.“

Bei diesem Namen erinnerte sich Joseph an die Worte Salomons, und er sprach zum Melissus: „Wahrlich, mein Freund, es ist dennoch möglich, daß mir Salomon einen guten und vernünftiger Rath gegeben hat; denn ich sehe wohl ein, daß ich nicht verstanden habe, mein Weib zu prügeln; aber dieser Eseltreiber hat mich gelehrt, wie ich sie behandeln muß.“

Wie sie nach einigen Tagen zu Antiochia ankamen, nöthigte Joseph den Melissus, eine Zeitlang bei ihm auszuruhen. Seiner Frau, von welcher sie ziemlich artig empfangen worden, befahl er zugleich, das Abendessen so einzurichten, wie Melissus es verlangen würde„ und weil dieser sahe, daß sein Wirth es so haben wollte, so gab er mit wenigen Worten seinen Willen zu erkennen. Die Frau handelte aber nach ihrer Gewohnheit, und kehrte sich nicht an die Anordnung des Melissus, sondern that fast gerade das Gegentheil.

Joseph ward darüber zornig und sprach: „Hat man Dir nicht gesagt, wie Du das Essen bestellen solltest?“

Die Frau sah ihn trotzig an, und sagte: „Nun, was hat denn das auf sich? Warum issest Du nicht, wenn Du hungrig bist? Hat man mirs anders befohlen, so hat es mir nun so besser gefallen. Ist es Dir so recht, so ist's gut; wo nicht, so laß es bleiben.“

Melissus wunderte sich über die Antwort der Frau, und sie mißfiel ihm sehr. Joseph aber sagte: „Höre Weib, Du bist noch immer, wie Du gewesen bist; allein bei meiner Treue, ich will Dich lehren, anders werden.“

„Freund (sprach er zu Melisso), wir wollen bald sehen, ob Salomons Rath von guter Wirkung ist; aber laß Dir's nicht zuwider sein, dabei gegenwärtig zu bleiben, und dasjenige, was ich vornehmen werde, wie ein Spielwerk anzusehen; und damit Du Dir nicht einfallen lassest, mich zu hindern, so erinnere Dich an die Antwort, die uns der Eseltreiber gab, wie wir seinen Maulesel bedauerten.“

„Ich bin Dein Gast (sprach Melissus), und bin nicht Willens, Deiner Absicht entgegen zu handeln.“

Joseph holte hierauf einen tüchtigen Knüttel von einer jungen Eiche, ging damit in die Kammer, wohin seine Frau gegangen war, indem sie sich

murrend vom Tische entfernte, nahm sie bei den Haaren, warf sie nieder, und prügelte sie unbarmherzig mit seinem Stecken. Sie fing zuerst an zu schreien und zu drohen; wie sie aber fand, daß sich Joseph dadurch nicht abhalten ließ, bat sie vor Schmerzen um Gotteswillen, er möchte sich erbarmen, und sie nicht zu Tode prügeln. Joseph aber ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr fort, ihr bald den Rücken, bald die Hüften, bald die Schultern, auf allen Nähten zu bearbeiten, und hörte nicht eher auf, bis er müde ward, und bis er ihr alle Knochen im Leibe weich gedroschen hatte. Wie dies geschehen war, ging er zu Melisso, und sagte: „Morgen wollen wir sehen, wie Salomons Rath: Geh hin zur Gänsebrücke, gewirkt hat." Nachdem er ein wenig Athem geschöpft, und sich die Hände gewaschen hatte, setzte er sich mit Melisso zum Abendessen, und ging zu gehöriger Zeit zu Bette.

Die Frau erhob sich mit vieler Mühe von der Erde, kroch ins Bette, und ruhete aus, so gut sie konnte. Des andern Morgens stand sie zeitig auf, und ließ ihren Mann fragen, was er zu Mittag essen wollte. Joseph hatte mit Melisso seine Freude darüber, und gab Befehl, wie es sein sollte. Zur gesetzten Stunde kamen sie zusammen zu Tische, und fanden alles in der besten Ordnung angerichtet, wie sie es bestellt hatten. Sie lobten demnach den trefflichen Rath, den sie anfänglich mißverstanden hatten. Nach einigen Tagen nahm Melissus von Joseph Abschied, und reisete nach Hause, wo er einem verständigen Manne erzählte, was ihm Salomon gesagt hatte.

„Er konnte Dir keinen bessern und richtigern Rath geben (antwortete dieser). Du wirst wohl wissen, daß Du Niemand eigentlich liebst, und daß Du nur aus Stolz und Eitelkeit Dich gastfrei und dienstfertig gegen Andere bezeigst. Liebe demnach, wie Dir Salomon gerathen hat, so wirst Du wieder geliebt werden."

So ward das widerspenstige Weib gebessert, und Melissus erwarb sich Liebe, so bald er selbst liebte.

Zehnte Erzählung.

Domno Gianni wird von seinem Gevatter Pietro gebeten, seine Frau durch Verschwörung in eine Stute zu verwandeln. Indem er ihr aber den Schweif ansetzen will, verdirbt der Gevatter die ganze Verschwörung, indem er ihn unterbricht, und sagt, daß er keinen Schwanz daran haben will.

Die Erzählung der Königin erregte unter den Frauenzimmern ein wenig Gemurmel, indeß die Jünglinge sie herzlich belachten, worauf Dioneo das Wort nahm. „Meine schönen Damen (sprach er), die Schönheit einer Schaar schneeweißer Tauben wird weit mehr erhoben, wenn ein schwarzer Rabe dazwischen kömmt, als wenn ein weißer Schwan sich zu ihnen gesellt. So pflegt auch in einer Gesellschaft vieler vernünftigen Leute einer, der weniger gescheidt ist, oft dazu beizutragen, den Glanz und die Anmuth ihrer reifen Einsichten nicht nur zu erheben, sondern auch ihr Vergnügen und ihre Erheiterung zu vermehren. Da Ihr nun insgesammt sehr klug und vernünftig seid, so muß es Euch lieber sein, daß ich, als ein närrischer Kerl, durch meine Fehler Eure Vorzüge in ein größeres Licht stelle, als wenn ich sie durch meine größere Klugheit verdunkelte, und Ihr müßt mir um desto williger freien Spielraum lassen, mich so zu zeigen, wie ich bin, und müßt mich mit mehr Nachsicht ertragen, als ich erwarten dürfte, wenn ich klüger wäre. Ich will Euch also ein Märchen erzählen, das eben nicht lang ist, um Euch zu zeigen, wie nöthig es sei, sich genau an die Vorschrift derjenigen zu binden, welche durch Beschwörungen etwas zuwege bringen sollen, und wie leicht man durch das geringste Versehen den ganzen Zauber des Beschwörers wieder vernichten kann.

In Barletta war vor einigen Jahren ein Priester, der eine sehr magere Pfarre hatte, und deswegen seinen Unterhalt damit erwerben mußte, daß er mit einem Saumrosse auf den Märkten in Puglia umher zog, und Waaren kaufte und verkaufte. Bei dieser Gelegenheit machte er Bekanntschaft mit einem gewissen Pietro aus Tresanti, der mit seinem Esel dasselbige Gewerbe trieb, und aus guter Freundschaft und Vertraulichkeit pflegte er ihn nach der Weise der guten Leute in Puglia nicht anders zu nennen, als Gevatter Pietro, und wenn dieser nach Barletta kam, so nahm er ihn stets mit in seine Kirche, behielt ihn bei sich zu Nacht, und bewirthete ihn so gut, wie es seine Umstände erlaubten. Gevatter Pietro war ein sehr armer Mann und bewohnte in Tresanti ein Hüttchen, in

welchem er für sich, sein hübsches Weibchen und seinen Esel, nur kümmerlich Platz hatte; allein so oft Domno Gianni nach Tresanti kam, nahm er ihn bei sich auf, und suchte ihm aus Dankbarkeit für seine Bewirthung in Barletta nach bestem Vermögen wieder gütlich zu thun. Was jedoch das Nachtlager anlangte, so hatte Pietro nur ein einziges kleines Bettchen, in welchem er mit seiner hübschen jungen Frau schlief, und konnte ihm folglich nicht so gut betten, wie er gerne gethan hätte, sondern der Priester mußte sich in dem Stalle, wo seine Stute neben des Gevatters Esel stand, auf einer Streu neben ihr behelfen.

Das Weibchen hatte gehört, wie gut der Pfarrer ihren Mann in Barletta aufnähme, und sie hatte deswegen schon mehrmal, wenn er bei ihr eingekehrt war, Lust gehabt, sich bei einer Nachbarin ein Nachtlager auszubitten, damit der Pfarrer bei ihrem Mann im Bette schlafen könnte; allein er hatte es immer abgelehnt und endlich sprach er einmal deswegen im Scherz zu ihr: „Gevatterin Gemmata, mache Dir meinetwegen keine Sorgen; ich befinde mich recht bequem, denn wenn es mir einfällt, so verwandele ich meine Stute in ein schönes Mädchen und schlafe bei ihr, und mache sie hernach so bald ich will, wieder zum Pferde; darum mag ich mich nicht von ihr trennen.“

Das Weibchen nahm seinen Scherz für Ernst, und verwunderte sich sehr darüber. Sie säumte nicht, es ihrem Mann wieder zu sagen und setzte hinzu: „Wenn er so sehr Dein Freund ist, wie Du sagst, so solltest Du Dich die Beschwörung von ihm lehren lassen; so könntest Du mich zur Stute machen, und Dein Gewerbe mit Pferd und Esel zugleich treiben, so verdienten wir doppeltes Geld, und wenn wir wieder zu Hause kämen, so könntest Du mich wieder zur Frau machen.“

Gevatter Pietro, der mehr zum Gimpel, als zum Falken geheckt war, glaubte Alles; er folgte dem Rath seiner Frau, machte seine Worte bei dem Pfarrer, so gut ers verstand, und bat ihn, ihm sein Geheimniß mitzutheilen. Domno Gianni bemühte sich zwar, ihm seine Thorheit auszureden; weil es aber nichts half, so sprach er endlich: „Ei nun, wenn Du es so haben willst, so laß uns morgen früh vor Tage aufstehen, wie wir pflegen; so will ich Dir zeigen, wie Du es machen mußt. Das Schwerste dabei (wie Du wohl sehen wirst) ist, der Mähre den Schwanz anzusetzen.“

Gevatter Pietro und Gevatterin Gemmata konnten die ganze Nacht kaum schlafen, so groß war ihr Verlangen, diese Sache zu Stande zu bringen.

Sie standen vor Tagesanbruch auf, und weckten den Domno Gianni, der im bloßen Hemde zu seinen Gevattersleuten in die Kammer kam und sagte: „Ich wüßte außer Euch keinen Menschen in der Welt, dem ich dies zu Gefallen thäte, und ich thue es blos, weil Ihr es so sehr wünscht; aber wenn Ihr wollt, daß es gelingen soll, so müßt Ihr Alles genau befolgen, was ich Euch sage."

Sie versprachen, Alles gehörig zu beobachten. Domno Gianni zündete hierauf ein Licht an, gab es dem Gevatter in die Hand und sagte: „Gieb wohl Achtung, wie ich es mache und präge Dirs ins Gedächtniß; und wenn Du nicht Alles verderben willst, so hüte Dich ja, daß Du kein Wörtchen sprichst, zu Allem, was Du sehen oder hören magst."

Gevatter Pietro nahm das Licht, und versprach nochmals völligen Gehorsam. Domno Gianni ließ hierauf die Gevatterin, sowie sie aus dem Bette gekommen war, sich mit Händen und Füßen auf den Boden stellen, wie ein Pferd auf allen Vieren, und empfahl ihr gleichfalls, bei Allem, was geschehen würde, nicht ein Wörtchen zu reden. Darnach legte er ihr die Hand auf das Gesicht und auf den Kopf, und sagte: „Dies werde ein schöner Pferdekopf, und dies (indem er ihre Arme berührte) zwei schlanke Vorderfüße, und dieser volle Busen ein volles breites Bug." Eben so verfuhr er mit dem Rücken, den Seiten, den Schenkeln und Beinen, so daß zuletzt nur noch der Schwanz übrig blieb. Indem er Anstalt machte, ihr diesen anzusetzen, rief Gevatter Pietro, der bisher Alles ruhig angesehen hatte, aber hieran keinen Gefallen fand: „Heh da! Gevatter Domno Gianni, laßt mir den Schwanz weg, ich mag ihn nicht d'ran haben."

„O weh, Gevatter Pietro, was hast Du gemacht! (rief Domno Gianni, der in demselben Augenblick im Begriff war, den Zauber zu vollenden). Hab' ich Dir nicht gesagt, Du solltest kein Wort zu Allem sprechen, was Du sähest? Das Pferd stand auf dem Punkt, fertig zu werden, und nun machst Du mit Deinem Geschwätze, daß nimmermehr was daraus werden kann."

„Genug (sprach Pietro), daß ich keinen Schwanz daran verlange, und wenn er so nöthig war, so hättest Du mir sagen können, daß ich ihn selbst ansetzte. Du hättest ihn überdies nicht so niedrig anbringen sollen."

„Und Du würdest es beim ersten Versuche nicht so gut gemacht haben, wie ich," sprach Domno Gianni.

Das Weibchen richtete sich bei diesen Worten in die Höhe und sprach in

allem Ernst zu ihrem Mann: „Du bist doch ein rechter Pinsel, Dir und mir den Kram so einfältig zu verderben. Wo hast Du denn jemals ein Pferd ohne Schwanz gesehen? Beim Himmel! Du bist zwar ein armer Schlucker; allein Du verdienst es wahrlich nicht besser.“

Da nunmehro wegen des Einspruchs des Gevatters Pietro alle Hoffnung verloren war, aus seiner Frau ein Saumroß zu machen, so zog sie ganz traurig und verdrießlich ihre Kleider an, und Gevatter Pietro setzte nach, wie vor, mit seinem Esel allein seine Hantierung fort, und zog mit Domno Gianni auf die Messe nach Bitonto, und sprach ihn nie wieder um eine solche Gefälligkeit an.“

Ob über dies Märchen weidlich gelacht ward, davon mögen Diejenigen urtheilen, die noch künftig darüber lachen werden. Damit waren die Erzählungen geendigt, und die Königin krönte den Pamfilo als ihren Nachfolger; denn er war der Einzige, welcher dieser Ehre noch nicht theilhaftig geworden. „Du hast (sprach sie, indem sie ihm den Lorbeerkranz aufsetzte) ein schweres Werk zu vollbringen, indem es Dir, als dem Letzten, obliegt, meine Fehltritte wieder gut zu machen, und die Fehler aller Derjenigen, welche bisher das Amt geführt haben, mit welchem ich Dich jetzt bekleide. Möge der Himmel Dir Gnade dazu verleihen, so wie er mir sie verliehen hat, um Dich zum Könige wählen zu können.“

Pamfilo empfing mit Dank die ihm angetragene Würde und antwortete: „Eure Güte, und die Gesinnungen meiner übrigen Untergebenen werden es mir leicht machen, mein Amt mit Ruhm zu verwalten.“

Wie er hierauf nach der Weise seiner Vorgänger alles Nöthige mit dem Schaffner verabredet hatte, sprach er zu den Frauenzimmern, die auf ihn warteten: „Zärtliche Mädchen! Die weise Nachsicht unserer Königin Emilia hat Euch an dem heutigen Tage Raum gegeben, Euch von Eurer Anstrengung zu erholen, indem es Euch erlaubt war, von jedem Euch selbst gefälligen Gegenstande zu reden. Ich glaube, Ihr habt Kräfte genug gesammelt, um Euch unserer gewöhnlichen Ordnung wieder zu unterwerfen, und ich wünsche deswegen, daß gegen morgen eine Jede von Euch sich gefaßt mache, uns Beispiele von Menschen zu erzählen, welche entweder in verliebten Angelegenheiten oder in andern Fällen, irgend eine vorzüglich großmüthige oder uneigennützige Handlung ausgeübt haben. Wenn Ihr Euch von dergleichen Dingen unterredet oder sie vollbringet, so werden unfehlbar

Eure edelgesinnten Gemüther sich immer mehr zu tugendhaften Handlungen entflammen, und unser Leben, welches in diesem sterblichen Leibe nicht anders, als von kurzer Dauer sein kann, wird durch einen löblichen Nachruhm sich verewigen, welches ein Jeder, der nicht, den Thieren ähnlich, nur blos dem Bauche fröhnen will, nicht nur wünschen, sondern auch mit allem Fleiße durch seine Handlungen erstreben muß."

Die Aufgabe gefiel der ganzen löblichen Versammlung, welche sich jetzt mit Erlaubniß des neuerwählten Königs zerstreuete, und ihren Vergnügungen, so wie es einem Jeden am besten behagte, bis zum Abendessen nachging. Bei der Abendtafel wurden sie mit Fleiß und Ordnung bedient, und erhoben sich darauf zu ihren gewöhnlichen Tänzen. Zahllose Lieder wurden gesungen, welche mehr durch ihren angenehmen Inhalt reizten, als durch einen meisterhaften Vortrag; worauf der König Neifila befahl, noch ein Liedchen um seinetwillen zu singen, welches sie auch mit heller und lieblicher Stimme folgendermaßen begann:

Ich bin ein junges Mädchen, und es freut mich,
im Wonnemond ein Liedchen anzustimmen,
das mich die Lieb' und die Empfindung lehrten.

Ich geh' umher im Grünen, und betrachte
die weißen, goldenen und rothen Blümchen,
die Glut der Rose, und den Glanz der Lilie;
und dann vergleich' ich eine nach der andern
mit meines Trauten Bildniß, der durch Liebe
mein Herz gewann, und der mich ewig fesselt,
weil ich nur das, was ihm behagt, begehre.

Und find' ich eine, die nach meiner Meinung
ihm ähnlich ist, so pflück' ich sie behende,
und küsse sie, und kose mit ihr traulich,
entdeck' ihr meine heimlichsten Gedanken,
und was das Herz im Busen mir begehret.
Dann flecht' ich sie mit andern in mein Kränzchen,
mit meinem feinen goldnen Haar sie bindend.

Die Freude, die das Blümchen meinem Auge
gewährt, entzückt so lebhaft meine Sinnen,
als säh' ich den Geliebten gegenwärtig,
für den mein Herz mit Zärtlichkeit entbrannt ist
Wie vollends mich ihr süßer Duft bezaubert,
das können Worte nicht genug beschreiben;
durch Seufzer nur vermag ichs auszudrücken.

Nicht stürmen sie hervor aus meinem Busen,
so wild und heftig, wie bei andern Weibern;
nein, sanft und leise heben sie die Brust mir,
indem sie hin zu dem Geliebten fliehen.
Sie ahnend, eilt er schnell, mich zu beglücken;
kaum seufz' ich: „komm, ich sterbe vor Verlangen,"
so hält mich auch sein Arm bereits umfangen.

Neifila's Lied ward von dem Könige und von allen Frauenzimmern sehr gelobt, und weil es schon spät war, so entließ der König Jedermann zur Ruhe.

Zehnter Tag.

Unter dem Vorsitze des Pamfilo wird von lauter großmüthigen und uneigennützigen Handlungen erzählt.

Noch sah man im Westen das leichte Gewölk nur mit einem röthlichen Schimmer gefärbt, wie die nahen Strahlen der Sonne den Saum der östlichen Wolken bereits mit flammendem Golde verbrämten, und wie Pamfilo aufstand, und die Frauenzimmer und seine Mitgesellen wecken ließ. Mit langsamen Schritten gingen sie nach einem verabredeten Orte; Filomena und Fiammetta gingen dem Könige zur Seite, und die übrigen alle folgten ihm nach. Nachdem sie vieles wegen ihrer künftigen Lebensweise mit einander berathschlagt, und unter mancherlei Gesprächen einen langen Spaziergang zurückgelegt hatten, kehrten sie, weil die Sonne anfing, heißer zu scheinen, nach dem Platze zurück, ließen die Becher in dem Wasser des krystallenen Brunnen schwenken, und weilten nach eingenommenem Labetrunke bis zum Mittagessen in den anmuthigen Schatten des Gartens. Nach der Mahlzeit und dem Mittagsschlafe versammelten sie sich zu ihrem Könige, welcher Neifila auftrug, die erste Erzählung vorzutragen.

Erste Erzählung.

Ein Edelmann im Dienste des Königs von Spanien glaubt von ihm schlecht belohnt zu sein. Der König überzeugt ihn durch einen einleuchtenden Beweis, daß dieses nicht seine Schuld sei, und beschenkt ihn hernach ansehnlich.

„Meine Freundinnen (sprach Neifila)! Ich muß es mir billig zur großen Ehre rechnen, daß der König mich auserwählt hat, um zuerst von einem so erhabenen Gegenstande zu reden, als die Großmuth ist. Wie die Sonne der Schmuck des ganzen Himmels, so ist jene die Zierde, das Licht und der Glanz jeder andern Tugend. Ich will Euch demnach ein Ge-

schichtchen erzählen, das nach meinem Bedünken recht artig ist, und dessen Beherzigung gewiß nicht anders, als nützlich sein kann.

Wisset demnach, daß unter manchen andern adeligen Rittersleuten, die unsere Stadt von Alters her in ihren Mauern gezählt hat, Herr Ruggieri de' Figiovanni einer der besten, und vielleicht der vorzüglichste von allen war. Als einem reichen und hochherzigen Manne schien es ihm, nach der damaligen Sitte und der Art zu leben in Toscana, daß er daselbst nicht Gelegenheit genug hätte, seine großen Eigenschaften gehörig zu zeigen, weswegen er sich entschloß, sich auf eine Zeit lang an den Hof des Königs Alphonsus von Spanien zu begeben, welcher in jenen Zeiten vor allen andern Fürsten und Herren wegen seiner fürstlichen Tugenden besonders berühmt war. Er zog demnach, mit Waffen und Pferden wohl gerüstet, und mit einem ansehnlichen Gefolge von Dienern und Knechten nach Spanien, und ward von dem Könige sehr gnädig empfangen. Hier that er sich durch seinen glänzenden Aufwand und durch seine ritterlichen Handlungen sehr bald hervor, und zeigte sich als einen tapfern und verständigen Rittersmann. Nachdem er sich nun schon lange in Spanien aufgehalten, und das Benehmen des Königs fleißig beobachtet hatte, schien es ihm, daß dieser bald dem einen, bald dem andern, ohne Auswahl Schlösser, Städte und Landgüter schenkte, und sie manchmal Demjenigen gäbe, der sich wenig daraus machte, und da er selbst gar nichts geschenkt bekam, so glaubte er (weil er nicht weniger auf sich hielt, als er werth war), daß seine Ehre dadurch sehr gekränkt würde; daher er sich wieder zur Abreise entschloß, und vom Könige Abschied nahm. Der König ertheilte ihm denselben, und schenkte ihm eins der schönsten Maulthiere, welches dem Herrn Ruggieri bei seiner vorhabenden langen Reise wohl zu statten kam.

Der König befahl indessen einem vertrauten Diener, auf irgend eine Art Gelegenheit zu suchen, mit ihm zu reiten, ohne daß es jedoch den Anschein hätte, als wenn der König ihn abschickte, und sich alles, was Ruggieri von ihm sagen würde, so zu bemerken, daß er es ihm wieder erzählen könnte, und ihm dann am folgenden Tage den Befehl des Königs zu melden, zu ihm wieder zurück zu kommen.

Der Diener gab Achtung, wie Ruggieri aus der Stadt ritt, und fand bald Gelegenheit, unter dem Vorwande, daß er auch nach Italien reisen wollte, mit ihm Gesellschaft zu machen. Indem nun Ruggieri das Maulthier ritt, das ihm der König geschenkt hatte, und sich mit seinem Gefährten

in allerlei Gespräche einließ, sagte dieser unter andern, wie es ungefähr um die dritte Morgenstunde war: „Ich dächte, wir könnten auch unsere Thiere wohl einmal stallen lassen.“ Man hielt also still, und alle Thiere stallten, bis auf das Maulthier des Ruggieri. Man ritt demnach weiter, und der königliche Diener fuhr fort, auf alle Worte des Ritters zu merken. Indessen kam man an einen Fluß, wo man die Thiere trinken ließ, und nun stallte das Maulthier des Ritters mitten im Wasser.

„Daß Dich der Himmel züchtige! Du Bestie (sprach Ruggieri). Du bist eben so, wie der Herr, der Dich mir geschenkt hat.“

Diese Worte merkte sich der königliche Diener; denn obwohl er den ganzen Tag über Alles, was Ruggieri sagte, aufmerksam beobachtet hatte, so hatte er doch nichts von ihm gehört, als was zum größesten Lobe des Königs gereichte. Wie sie nun am folgenden Morgen wieder zu Pferde stiegen, um sich auf den Weg nach Toscana zu machen, that der Diener dem Ritter den Befehl des Königes kund, worauf Ruggieri den Augenblick umlenkte.

Wie der König hörte, was Ruggieri von dem Maulthiere gesagt hatte, ließ er ihn zu sich rufen, empfing ihn sehr gnädig, und fragte ihn, warum er ihn mit seinem Maulthiere, oder das Maulthier mit ihm verglichen hätte.

Ruggieri antwortete ihm freimüthig: „Sire, ich verglich das Maulthier mit Euch, weil Ihr Geschenke macht, wo sie übel angewandt sind, und schenkt denen nichts, die es Euch danken würden; so wie das Maulthier nicht stallte, da wo es sich schickte, sondern zur Unzeit, da wo es sich nicht schickte.“

„Herr Ruggieri (antwortete der König), wenn ich Euch keine Geschenke gemacht habe, so wie manchen Andern, die es viel weniger verdienten, als Ihr, so kömmt es nicht daher, daß ich Euch nicht für einen trefflichen Rittersmann, und der trefflichsten Ehrengeschenke würdig gehalten hätte; sondern der Zufall allein ist Euch nicht günstig gewesen. Daß nur dieser, und nicht ich, Schuld daran gewesen sei, davon will ich Euch einen überzeugenden Beweis geben.“

„Es verdrießt mich nicht, gnädiger Herr (versetzte Ruggieri), daß ich von Euch kein Geschenk erhalten habe, weil ich es mir nicht wünschte, um dadurch reicher zu werden; sondern es verdroß mich nur, daß Ihr nicht auf irgend eine Weise meinem Verdienste ein rühmliches Zeugniß widerfahren

ließet. Nichtsdestoweniger nehme ich Eure Rechtfertigung als gültig und befriedigend an, und bin bereit, Dasjenige zu sehen, was Ihr mir zeigen wollt; wiewohl ich auch ohne weiteres Zeugniß Euch willig glaube."

Der König führte ihn hierauf in einen großen Saal, in welchem er zwei große verschlossene Kisten hatte aufstellen lassen. Hier sprach er in Gegenwart vieler Zeugen zu dem Ritter: „Herr Ruggieri, in einer dieser Kisten ist meine Krone, das königliche Zepter, der Reichsapfel, und viele von meinen besten Gürteln, Mantelhaken, Ringen, und andern kostbaren Kleinoden. Die andere ist mit nichts, als Erde gefüllt. Wählet Euch eine davon, und betrachtet sie als Euer Eigenthum; vielleicht werdet Ihr sehen, ob ich, oder das Glück, bisher unerkenntlich gegen Eure Verdienste war."

Herr Ruggieri gehorchte dem Willen des Königes, und wählte eine von den Kisten, welche der König gleich zu öffnen befahl, und es fand sich, daß er Diejenige gewählt hatte, die mit Erde gefüllt war.

Der König sprach hierauf lächelnd zu ihm: „Ihr seht nun, Herr Ruggieri, wie wahr Dasjenige ist, was ich Euch von Eurem Schicksale gesagt habe; allein Eure Tugenden verdienen, daß ich mich den Wirkungen seines Eigensinns widersetze. Ich weiß, daß Ihr nicht geneigt seid, Euch in Spanien niederzulassen; deswegen schenke ich Euch hier weder Schloß noch Land, sondern jene Kiste, die Euch das Schicksal nicht gönnte, die ich Euch aber, ihm zum Trotz, schenke, um sie mit in Euer Land zu nehmen, und mein Geschenk, als einen Beweis Eurer Verdienste, zu Eurem Ruhme bei Euren Landsleuten aufzuweisen."

Ruggieri nahm die Kiste, dankte dem Könige dafür, wie es sich für ein so kostbares Geschenk gebührte, und kehrte vergnügt nach Toscana zurück."

Zweite Erzählung.

Ghino di Tacco nimmt den Abt von Cligny gefangen und vertreibt ihm seine Unverdaulichkeit. Wie der Abt nach Rom zurück kommt, versöhnt er den Ghino mit dem Pabste, und macht, daß er zum Spitalritter geschlagen wird.

Schon hatte die ganze Versammlung dem edelmüthigen Betragen des Königs Alphonsus gegen den florentinischen Ritter das gebührende Lob

gezollt, wie der König, der nicht weniger Gefallen daran gehabt hatte, Elisa auftrug, zunächst zu reden.

„Zarte Mädchen (sprach Elisa), man kann nicht leugnen, daß es nicht eine sehr löbliche und große Sache sei, wenn ein König Denjenigen, der ihm gedient hat, großmüthig belohnt hat. Allein was werden wir sagen, wenn man uns von einem Geistlichen erzählt, daß er eine sehr edelmüthige Handlung gegen einen Mann ausübte, den er hätte feindselig behandeln können, ohne daß ihm ein Mensch in der Welt einen Vorwurf deswegen würde gemacht haben? Wir müssen wahrlich gestehen, daß der König blos eine edle, tugendhafte Handlung verrichtete, daß aber der Geistliche ein wahres Wunder that; indem seine Mitbrüder fast alle eigennütziger, als die Weiber, und geschworne Feinde einer jeden großmüthigen Handlung sind. Denn so natürlich es auch einem jeden Menschen ist, sich für erlittene Beleidigungen zu rächen, so gibt es doch gewiß keine Art von Leuten, bei denen die Rachgier so sehr in Wuth ausartet, als bei den Geistlichen, welche den übrigen Menschen Geduld, Langmuth, und besonders Versönlichkeit wegen empfangener Beleidigungen predigen. Wie sich jedoch in diesem Stücke auch ein Geistlicher einst edelmüthig betragen hat, davon will ich Euch eine Geschichte erzählen.

Wie Ghino di Tacco, welcher wegen seiner Gewaltthätigkeiten und Räubereien berüchtigt genug ist, aus Siena verbannt, und mit dem Grafen Santafiore in Fehde begriffen war, wiegelte er Radicofani gegen den päbstlichen Stuhl auf, und ließ, so lange er sich daselbst aufhielt, durch seine Schnapphähne alle und jede Vorbeireisenden berauben.

Zu dieser Zeit war Bonifaz der Achte Pabst in Rom, und der Abt von Cligny, welcher für einen der reichsten Prälaten in der Welt gehalten wird, kam an seinen Hof, und wie er sich einst den Magen verdorben hatte, riethen ihm die Aerzte, nach den Bädern von Siena zu gehen, die ihn gewiß wieder gesund machen würden. Wie er die Erlaubniß dazu vom Pabste erhalten hatte, machte er sich mit einem großen Gefolge von Leuten, Pferden, Lastthieren und Gepäcke auf den Weg, ohne sich um den berüchtigten Ghino zu bekümmern.

So bald Ghino von seinem Anzuge Nachricht bekam, lauerte er ihm auf, und schloß ihn ein in einem engen Passe mit allen seinen Leuten, bis auf den letzten Mann. Wie er ihn in der Falle hatte, schickte er einen von seinen verschmitztesten Knappen unter einer hinreichenden Bedeckung an den

Abt, und ließ ihn sehr höflich einladen, bei ihm im Schlosse einzukehren. Der Abt gab zornig zur Antwort, er wollte nicht, weil er mit Ghino nichts zu schaffen hätte, sondern er wäre entschlossen, weiter zu reisen, und er wollte sehen, wer es ihm wehren sollte.

Der Abgesandte erwiederte mit aller Höflichkeit: „Hochwürdiger Herr, Ihr seid an einen Ort gekommen, wo wir uns außer der Allmacht Gottes vor Niemand fürchten, und wo die Bannstrahlen und Interdicte sammt und sonders in die Acht erklärt sind; Ihr werdet demnach am besten thun, Euch in diesem Stücke dem Ghino gefällig zu beweisen."

Während dieser Unterredung hatten die Knappen des Ghino den Abt und die Seinigen bereits von allen Seiten umringt; er zog demnach, wie er sich gefangen sahe, voll Unmuth mit dem Abgesandten nach dem Schlosse, und seine Leute und sein Gepäck mit ihm. Hier hatte Ghino die Anstalt so getroffen, daß man den Abt ganz einsam in ein kleines dunkles Kämmerchen des Palastes einsperrte; alle Uebrigen aber wurden, ein Jeder seinem Range gemäß, in dem Schlosse ganz bequem untergebracht. Die Pferde und das Gepäcke wurden, ohne das Geringste davon anzutasten, in Sicherheit gebracht, und wie dieses geschehen war, ging Ghino selbst zu dem Abte, und sprach zu ihm: „Herr Ghino, dessen Gast Ihr seid, läßt Euch bitten, ihm anzuzeigen, wohin Ihr Willens waret zu reisen, und in welcher Absicht."

Der Abt war klug genug, seinen Stolz an die Seite zu setzen, und sagte ihm, wohin er wollte, und weswegen.

Wie Ghino dieses hörte, begab er sich weg, und nahm sich vor, ihn ohne Bäder gesund zu machen. Er ließ sein Kämmerchen tüchtig einheizen und wohl bewachen, und kam nicht eher wieder zu ihm, als am folgenden Morgen, da er ihm auf einem weißen Tafeltuche ein Paar Schnitte geröstetes Brot vorsetzte, und einen tüchtigen Becher voll Vernaccia von des Abts eigenem Vorrath, wobei er zu ihm sagte: „Herr Abt, wie Ghino jünger war, legte er sich auf die Heilkunde, und er sagt, er habe nie eine bessere Heilart für einen verdorbenen Magen gefunden, als die er bei Euch anwenden will. Die beiden Dinge, die ich Euch hier vorsetze, sollen zum Anfange dienen; nehmt sie also, und habt guten Muth."

Der Abt, der mehr Lust hatte, zu essen, als zu schwatzen, aß das Brot und trank den Wein, wiewohl nicht mit der besten Laune, und sprach hernach

Manches in einem hohen Tone, hatte Vieles zu fragen und zu erinnern, und verlangte vor allen Dingen den Ghino zu sprechen.

Ghino ließ einige Dinge, als gleichgültig, unerwiedert, antwortete auf einige andere sehr höflich, und versicherte, daß Ghino ihn besuchen würde, so bald er Zeit hätte. Hierauf verließ er ihn wieder, und kam am folgenden Tage um dieselbe Zeit abermals mit seiner gewöhnlichen Portion Brot und Wein, und hielt ihn auf diese Weise so lange hin, bis er bemerkte, daß der Abt anfing, trockne Bohnen zu essen, die er absichtlich in der Kammer hatte liegen lassen. Wie er dieses gewahr ward, fragte er ihn in Ghino's Namen, wie er meinte, daß es nunmehr um seinen Magen stände.

Der Abt antwortete: „Ich würde glauben, mich wohl zu befinden, so bald ich nur nicht mehr in seinen Händen wäre, und nächst diesem habe ich kein größeres Verlangen, als mich einmal wieder satt zu essen; so gut finde ich mich durch seine Arznei hergestellt."

Ghino ließ demnach mit des Abts eigenem Geräthe einen schönen Saal für ihn und seine Begleiter zurüsten, und ein großes Mahl bereiten, zu welchem er, außer den Leuten des Abts, auch viele Einwohner des Ortes einladen ließ. Des andern Morgens ging er zu dem Abte, und sagte: „Mein Herr, da Ihr Euch jetzt wohl befindet, so ist es Zeit, daß Ihr Euer Krankenzimmer verlaßt." Er nahm ihn hierauf bei der Hand, und führte ihn in den für ihn bereiteten Saal, wo er ihn bei seinen Leuten ließ, und indessen Anstalt machte, daß es bei dem Gastmahle recht festlich zuginge. Der Abt unterhielt sich ein wenig mit den Seinigen, und erzählte ihnen, wie er gelebt hätte, dagegen sie ihm alle beschrieben, wie trefflich sie von Ghino wären bewirthet worden. Wie nun die Mittagstunde kam, ließ Ghino den Abt und die übrigen Gäste über der Tafel auf's Beste bedienen, gab sich aber immer noch nicht zu erkennen. Nachdem der Abt eine gute Weile am Tische zugebracht, und Ghino indessen veranstaltet hatte, daß alle sein übriges Geräth und Gepäcke in einem andern großen Saale aufgestellt, und seine sämmtlichen Pferde, bis auf das schlechteste Saumroß in einen Hof geführt waren, welcher unter den Fenstern des Saales war, ging dieser zu dem Abte, und fragte ihn, wie er sich befände, und ob er glaubte, genugsam Kräfte gesammelt zu haben, um weiter zu reisen.

Der Abt antwortete, er fühle sich stark genug, und seinen Magen genugsam wieder hergestellt, und ihm würde völlig wohl sein, wenn er nur nicht mehr in der Gewalt des Ghino wäre.

Ghino führte ihn darauf in den andern Saal, wo seine Sachen und seine Diener waren, ließ ihn an ein Fenster treten, von welchem er alle seine Pferde übersehen konnte, und sagte: „Herr Abt, Ihr müßt wissen, daß Ghino ein Edelmann ist, den seine vielen und mächtigen Feinde von Haus und Hof gejagt haben. Die Nothwendigkeit, sich seiner Haut zu wehren und seine adeligen Rechte zu verfechten (und nicht der Muthwille, oder böse Absichten) haben ihn gezwungen, auf der Landstraße zu rauben, und sich gegen den päbstlichen Stuhl aufzulehnen. Ich selbst bin dieser Ghino. Weil Ihr mir nun ein rechtschaffener Herr zu sein scheint, so bin ich nicht Willens, nachdem ich Euch Euren Magen wieder in Ordnung gebracht habe, Euch so zu behandeln, wie ich es mit manchen Anderen machen würde, wenn ich ihn so, wie Euch, in meine Gewalt bekäme, und dem ich ein Lösegeld nach meinem Gefallen vorschreiben würde; sondern ich bitte Euch nur, mir in Rücksicht auf meine Umstände so viel von dem Eurigen mitzutheilen, als Euch selbst beliebt Hier seht Ihr alle Eure Sachen vor Euch, und aus diesem Fenster könnt Ihr im Hofe alle Eure Pferde sehen. Nehmt demnach so viel ihr wollt, davon zurück, ja nehmet Alles, wenn es Euch gefällt, und bedienet Euch von Stund' an Eures freien Willens, zu gehen, oder zu bleiben, wie es Euch beliebt."

Der Abt verwunderte sich sehr, eine so biedere Sprache von einem Straßenräuber zu hören, und empfand darüber so viel Wohlgefallen, daß sein Zorn und Unwillen in einem Augenblicke verschwanden, und sich in Wohlwollen verwandelten. Er ward auf der Stelle des Ghino Freund, umarmte ihn, und sagte: „Ich schwöre bei Gott, daß ich, um die Freundschaft eines solchen Mannes zu gewinnen, für welchen ich Dich jetzt halte, mir viel größere Unannehmlichkeiten würde gefallen lassen, als ich bisher glaubte, von Dir erlitten zu haben. Verwünscht sei die Ursache, die Dich gezwungen hat, ein so schmähliches Gewerbe zu ergreifen!"

Nach diesen Worten ließ er von seinem beträchtlichen Gepäcke nur ein Weniges, ingleichen nur die nothwendigsten Pferde nehmen, ließ alles Uebrige dem Ghino, und kehrte nach Rom zurück. Der Pabst hatte von der Aufhebung des Abtes schon gehört, und obwohl es ihn sehr verdroß, so konnte er sich doch nicht enthalten, ihn zu fragen, wie ihm das Bad bekommen wäre.

Lächelnd antwortete der Abt: „Heiliger Vater, ich habe viel näher, als bei den Bädern, einen trefflichen Arzt gefunden, der mich vollkommen wieder

hergestellt hat.“ Er erzählte ihm hierauf, wie es ihm gegangen war. Der Pabst lachte darüber, und der Abt, von Edelmuth getrieben, bat sich in der Folge des Gesprächs eine Gnade von ihm aus. Der Pabst, der sich ganz etwas Anders vermuthete, versprach ihm willig, sein Begehren zu erfüllen, worauf der Abt sagte: „Heiliger Vater, was ich von Euch bitten will, ist, daß Ihr meinen Arzt, Ghino di Tacca, zu Gnaden aufnehmt; denn unter allen Biedermännern, die ich je kennen lernte, ist er gewiß Einer von den ersten, und das Böse, was er begeht, schreibe ich mehr auf die Rechnung des Schicksals, als auf die seinige, und wenn Ihr seine Lage verbessert, indem Ihr ihm irgend Etwas anweiset, wovon er anständig leben kann, so zweifle ich nicht, daß Ihr in kurzer Zeit ebenso von ihm denken werdet, wie ich.“

Wie der Pabst dieses hörte, welcher selbst großmüthig war und redliche Männer hochschätzte, zeigte er sich sehr bereitwillig und sagte: wenn Ghino wirklich ein solcher Mann wäre, wie der Abt ihn beschriebe, so möchte er ihn nur auf sein Wort kommen lassen.

Ghino kam also auf Veranstaltung des Abtes unter sicherem Geleit nach Hofe. Der Pabst erkannte bald seine guten Eigenschaften, nahm ihn zu Gnaden auf, ließ ihn zum Spitalritter schlagen und schenkte ihm eine Großpriorei des Ordens, die er auch als ein Diener und Freund der heiligen Kirche und des Abts von Cligny Zeitlebens besaß.“

Dritte Erzählung.

Mithridanes, der im Begriff ist, den Nathan aus Eifersucht über seine Wohlthätigkeit umzubringen, trifft ihn an, ohne ihn zu kennen, und erfährt von ihm selbst, wie er ihm am leichtesten beikommen kann. Dem zu Folge findet er ihn in einem Wäldchen, wird beschämt indem er ihn erkennt, und wird sein Freund.

Alle und Jede betrachteten es wie ein halbes Wunder, daß ein Geistlicher irgend etwas Edles und Großes hätte thun können. Wie indessen die Frauenzimmer aufhörten, davon zu reden, befahl der König dem Filostrato, eine neue Geschichte zu erzählen.

„Edle Jungfrauen (sprach Filostrato)! Groß war die Freigebigkeit des Königs von Spanien, und vielleicht war die Großmuth des Abts von Cligny vollends etwas Unerhörtes: doch werdet Ihr vermuthlich mit

nicht geringerer Verwunderung von einem Manne hören, dessen Edelmuth gegen einen Andern, der ihm nach seinem Blut und Leben stand, so weit ging, daß er selbst sich Mühe gab, ihm Beides aufzuopfern, welches auch gewiß geschehen wäre, wenn Jener es ihm hätte rauben wollen; wie ich Euch in einer kurzen Geschichte erzählen will.

Wenn wir den Versicherungen einiger Genueser und anderer Reisenden, die in Kitay gewesen sind, Glauben beimessen können, so lebte daselbst einst ein sehr vornehmer und überaus reicher Mann, Namens Nathan. Dieser hatte ein Landhaus, nicht fern von einer Heerstraße, welche ein Jeder nothwendig ziehen mußte, der entweder vom Morgenlande nach dem Abendlande, oder vom Abend- nach dem Morgenlande reisen wollte. Da er nun ein wohlthätiger, gastfreier Mann war und seine edelmüthigen Gesinnungen gern durch Handlungen an den Tag legen mochte, so ließ er, weil es an Handwerkern nicht fehlte, in kurzer Zeit einen von den größesten, prächtigsten und schönsten Palästen, die man jemals gesehen hat, erbauen, und daselbst Alles in reichlicher Menge anschaffen, was nöthig war, um jeden Biedermann nach Stand und Würden aufzunehmen und zu bewirthen, und seine zahlreiche Dienerschaft mußte einen Jeden, welcher ging und kam, mit Fröhlichkeit empfangen und ihm aufwarten.

Wie er schon alt und betagt war und dennoch in seiner Gastfreiheit nicht ermüdete, kam von ungefähr das Gerücht von ihm zu den Ohren eines Jünglings, Namens Mithridanes, der in einem nicht weit entfernten Lande wohnte. Da er sich bewußt war, eben so reich zu sein wie Nathan, so ward er eifersüchtig auf seine Tugenden und auf seinen Ruhm, und beschloß, denselben durch eine noch größere Freigebigkeit zu verlöschen oder zu verfinstern. Er ließ demnach einen ebenso geräumigen Palast bauen, wie der des Nathan, und fing an, einen jeden Vorüberreisenden mit dem größesten Aufwande zu bewirthen, so daß er sich wirklich in kurzer Zeit keinen geringen Namen erwarb. Es traf sich jedoch einmal, indem der junge Mann allein in dem Hofe seines Palasts wandelte, daß ein armes Weiblein durch eine von den vielen Pforten zu ihm hinein kam und ihn um ein Almosen bat, welches er ihr auch gab. Sie kam durch eine andere Pforte wieder herein und bat ihn um ein zweites Almosen, das sie gleichfalls empfing, und so fuhr sie zwölfmal nacheinander fort. Wie sie endlich auch noch das dreizehnte Mal wieder kam, sagte Mithridanes: „Gute Frau, Du wiederholst ziemlich oft Deine Bitte.“ Inzwischen gab er ihr doch wieder

ein Almosen. Wie die Alte seine Worte hörte, rief sie: „O wie bewundernswürdig ist die Wohlthätigkeit des Nathan! Ich bin zu ihm durch die zweiunddreißig Pforten eingegangen, die sein Palast ebensowohl wie dieser hat, und habe ihn um Almosen gebeten, und jedesmal hat er es mir gegeben, ohne sich auch nur einmal merken zu lassen, daß er mich wieder erkannt hätte; und hier erkennt man mich schon das dreizehnte Mal und macht mir Vorwürfe."

Mit diesen Worten ging die Alte davon und kam nicht wieder. Wie Mithridanes hörte, was sie sagte, und das Lob des Nathan als eine Schmälerung seines eigenen Ruhmes betrachtete, ward er bis zur Wuth entrüstet und dachte: „Wehe mir! wenn werde ich die Freigebigkeit des Nathan, die ich zu übertreffen gedachte, in großen Dingen auch nur erreichen, da ich es ihm im Kleinen nicht einmal gleich thun kann? Wahrlich, alle meine Mühe ist vergebens, wenn ich nicht ihn selbst aus dem Wege räume, und da ihn seine Jahre nicht unter die Erde bringen, so muß ich es nur bald mit eigenen Händen thun." In dieser Anwandlung von Jähzorn machte er sich auf und stieg, ohne sich mit Jemand über seinen Plan zu besprechen, mit einigen wenigen Begleitern zu Pferde, kam am dritten Tage an den Ort, wo Nathan wohnte, und befahl seinen Begleitern, sich nicht merken zu lassen, daß sie ihm angehörten, sondern sich so lange selbst Herberge zu suchen, bis sie nähere Nachricht von ihm erführen.

Er war gegen Abend angekommen. Wie er nun seine Begleiter entfernt hatte, begegnete ihm von ungefähr Nathan selbst, der ohne alle Begleitung, nicht weit von seinem schönen Palaste, in ganz schlichter Kleidung spatzieren ging. Er kannte ihn nicht und fragte ihn, ob er ihm nicht sagen könnte, wo Nathan wohnte.

„Mein Sohn (antwortete Nathan freundlich), das kann Dir in dieser ganzen Gegend Niemand besser sagen, als ich; und wenn Du willst, so bin ich bereit, Dich selbst hinzuführen."

Der Jüngling erwiederte, daß ihm dieses sehr lieb sein würde; allein wenn es möglich wäre, so müßte es auf solche Weise geschehen, daß er von Nathan weder gekannt, noch gesehen würde.

„Auch dieses will ich Dir zu Gefallen thun, weil Du es wünschest," sprach Nathan.

Mithridanes stieg also vom Pferd und ging mit Nathan, der ihn mit allerlei angenehmen Gesprächen unterhielt bis an seinen Palast, wo

Nathan einem von seinen Dienern befahl, das Pferd des Fremdlings in Acht zu nehmen, und ihm zugleich heimlich in's Ohr sagte, er möchte eiligst alle Leute im Hause warnen, sich gegen den jungen Fremdling nicht merken zu lassen, daß er ihr Herr wäre. Wie sie in den Palast traten, führte er den Mithridanes in ein schönes Zimmer, wo ihn Niemand gewahr ward, außer denen, die er selbst zu seiner Aufwartung bestellte; und hier ließ er ihn aufs Beste verpflegen und leistete ihm selbst Gesellschaft.

Mithridanes, den er immer um sich hatte, konnte zwar nicht umhin, ihn wie einen Vater zu verehren; doch fragte er ihn einst, wer er wäre.

„Ich bin (gab er ihm zur Antwort) nur einer der geringsten Diener des Nathan. Von meiner Jugend an bin ich mit ihm aufgewachsen und bin bei ihm alt geworden; ich bin aber bei ihm nie weiter gekommen, als Du siehst; denn obgleich ein jeder Andere Ursache hat, mit ihm zufrieden zu sein, so kann ich mich seiner doch nicht sehr rühmen."

Aus diesen Worten schöpfte Mithridanes Hoffnung, seinen bösen Anschlag leicht und mit weniger Gefahr ausführen zu können. Nathan fragte ihn darauf ohne Umschweif, wer er wäre, und welche Absicht ihn hergeführt hätte, und erbot sich, ihm in Allem nach seinem Vermögen mit Rath und That beizustehen. Mithridanes stand ein wenig bei sich an, was er ihm antworten sollte, entschloß sich aber am Ende, sich ihm gänzlich anzuvertrauen, und nachdem er in einer langen Vorrede ihn um Treue und Verschwiegenheit gebeten hatte, forderte er Rath und Beistand von ihm, indem er ihm zuleich seinen Namen und seine Absicht ohne Zurückhaltung entdeckte.

Nathan konnte zwar die Rede und den grausamen Vorsatz des Mithridanes nicht ohne innerliche Erschütterung mit anhören; doch faßte er sich und antwortete ihm mit ruhigem Blicke, ohne sich lange zu bedenken: „Mithridanes, Dein Vater war ein edler Mann und Du willst ihm nicht nachstehen, und hast deswegen das große Werk unternommen, Dich gegen alle Menschen freigebig und wohlthätig zu beweisen. Ich tadle Dich auch nicht, daß Du dem Nathan seine Tugenden beneidest, denn wenn ihm Viele nacheiferten, so würde die Welt, die voll Elends ist, bald gut und glücklich werden. Dein Vorsatz, den Du mir eröffnet hast, soll ganz gewiß verschwiegen bleiben; darin kann ich Dir jedoch besser mit gutem Rath, als mit thätiger Hilfe beistehen.

Mein Rath ist dieser: Du siehst von hier aus in einer Entfernung von

ungefähr einer halben Meile ein kleines Gehölz, in welchem Nathan jeden Morgen ganz allein eine geraume Zeit zu seinem Vergnügen umherwandelt. Dort kannst Du ihn ohne Mühe finden und mit ihm verfahren, wie Du es für gut findest. Solltest Du ihn tödten, so geh, um sicher wieder nach Hause zu gelangen, nicht denselben Weg, den Du hergekommen bist, sondern folge demjenigen, der Dich, wie Du sehen wirst, linker Hand aus dem Gehölze führt. Er ist zwar etwas weniger gebahnt, als der andere; allein er führt Dich näher und sicherer nach Hause."

Wie Mithridanes diese Weisung erhalten und Nathan sich entfernt hatte, gab er in der Stille seinen Leuten, die auch in demselben Palaste waren, Nachricht, wo sie ihn am folgenden Tage erwarten sollten. Sobald der neue Tag anbrach, ging Nathan, dem Rathschlage gemäß, welchen er dem Mithridanes gegeben hatte, allein in das Wäldchen und seinem Tode entgegen. Mithridanes stand gleichfalls auf, nahm seinen Bogen und sein Schwert, die einzigen Waffen, die er hatte, stieg zu Pferde und ritt nach dem Wäldchen zu, wo er von ferne den Nathan, ganz allein wandelnd, gewahr ward. Da er wünschte, ihn erst zu sehen und reden zu hören, ehe er ihn erschlüge, so sprengte er auf ihn zu, ergriff ihn bei der Binde, die er um das Haupt trug, und sprach: „Alter, Du bist des Todes."

„Dann habe ich ihn verdient," antwortete Nathan.

Wie Mithridanes seine Stimme hörte und sein Angesicht erblickte, erkannte er ihn augenblicklich für Denjenigen, der ihn so gütig aufgenommen, so vertraulich begleitet und ihm so aufrichtig gerathen hatte. Sein Haß verließ ihn, sein Zorn verwandelte sich in Schamröthe, er warf sein Schwert, das er schon gezückt hatte, von sich; sprang vom Pferde, warf sich dem Greise mit Thränen zu Füßen und sagte: „Jetzt, theurer Vater, erkenne ich in der That Eure Großmuth, indem ich sehe, wie Ihr mit Vorbedacht Alles selbst eingeleitet habt, um Euer Leben in meine Hände zu liefern, welchem ich ohne Ursache nachgestellt und Euch dieses selbst offenbart habe. Aber Gott, der in dem entscheidenden Augenblicke besser über mich und über meine Pflicht wachte, als ich selbst, hat mir die Augen geöffnet, welche mein schändlicher Neid mir verschlossen hatte; und je mehr Ihr bereit gewesen seid, mir zu willfahren, um desto mehr ist es meine Pflicht, mein Verbrechen zu bereuen. Rächet Euch demnach an mir, so wie Ihr glaubt, daß mein Vergehen es verdient."

Nathan hieß ihn aufstehen, umarmte ihn zärtlich und sagte: „Mein

Sohn, Du magst Deinen Vorsatz böse nennen oder nicht, so brauchst Du deswegen nicht um Vergebung zu bitten; denn Du faßtest ihn nicht aus Haß, sondern aus Ruhmsucht. Sei demnach unbesorgt vor mir, und sei versichert, daß kein Mensch in der Welt Dich mehr liebt, als ich, indem ich Deinen emporstrebenden Geist erwäge, der Dich antreibt, nicht Reichthümer anzuhäufen, wie die Geizigen thun, sondern Deine gesammelten Schätze wohl anzuwenden. Schäme Dich auch nicht, daß Du getrachtet hast, mir das Leben zu nehmen, um Dich berühmt zu machen, und glaube ja nicht, daß ich mich darüber verwundere. Die größesten Kaiser und die berühmtesten Könige haben fast durch keine andere Kunst ihre Grenzen erweitert und folglich ihren Ruhm vermehrt, als durch Todtschlag, und zwar haben sie nicht, wie Du thun wolltest, nur einen Menschen, sondern viele Tausende hingeopfert, Länder verheert und versengt, und Städte dem Erdboden gleich gemacht. Wenn Du demnach, um Dich berühmter zu machen, mich einzelnen Mann aus dem Wege räumen wolltest, so thatest Du nichts Außerordentliches, sondern etwas sehr Gewöhnliches."

Mithridanes suchte sein verkehrtes Vorhaben nicht zu bemänteln, sondern wußte es dem Nathan Dank, daß er selbst es so glimpflich entschuldigte. Indem er das Gespräch fortsetzte, bezeigte er ihm sein Erstaunen darüber, daß Nathan sich hätte entschließen können, seine Absicht zu befördern und ihm selbst dazu Rath zu geben.

Nathan antwortete: „Mithridanes, Du mußt Dich über meinen Rath und über meinen Entschluß nicht wundern; denn seitdem ich Herr über meine Handlungen gewesen bin und gesucht habe, Dasjenige zu thun, was Du gleichfalls unternommen hast, ist Niemand zu mir in mein Haus gekommen, dem ich nicht nach meinem besten Vermögen Alles gewährt hätte, was er von mir verlangte. Du kamst und trachtetest nach meinem Leben, und wie ich Dich Deinen Wunsch äußern hörte, wollte ich nicht, daß Du der Einzige sein solltest, der mich unbefriedigt verließe; darum entschloß ich mich ohne Bedenken, Dir mein Leben aufzuopfern, und damit es Dir nicht fehlte, so gab ich Dir selbst den Anschlag, wie Du mir mein Leben rauben könntest, ohne das Deinige in Gefahr zu setzen. Und darum sage ich Dir noch einmal und bitte Dich, nimm es mir, wenn es Dir behagt, und erfülle Deinen Wunsch; ich wüßte nicht, wie ich es besser verlieren könnte. Ich habe es nun achtzig Jahr genossen und es nach meinem Wohlgefallen und Vergnügen angewandt, und ich weiß, daß mir nach dem Gange, welchen die Natur

gewöhnlich mit andern Menschen und mit allen Dingen überhaupt nimmt, nur noch eine kleine Frist übrig bleibt, und diese zu verschenken, wie ich bisher meine Schätze verschenkt und verwendet habe, scheint mir besser, als mein Leben so lange behalten zu wollen, bis die Natur es mir wider meinen Willen abnimmt. Hundert Jahre sind nur ein kleines Opfer, wie viel mehr denn sechs oder acht, die ich noch erleben könnte? Nimm es also, wenn es Dir behagt; ich bitte Dich darum, denn in meinem ganzen Leben habe ich noch Niemand gefunden, der es begehrt hätte, und wenn Du, der Du darnach trachtetest, es nicht nimmst, so weiß ich nicht, wenn sich ein Liebhaber dazu finden wird. Und gesetzt, es fände sich auch ein Anderer, so weiß ich doch, daß es mit den Jahren immer mehr von seinem Werthe verliert. Nimm es denn, ich bitte Dich, ehe es noch mehr in seinem Werthe sinkt."

Mithridanes schämte sich und sprach: „Gott bewahre, daß ich ein so theures Gut, wie Euer Leben, Euch rauben oder länger darnach trachten sollte, wie ich einst gethan habe! Ehe ich die Jahre desselben verkürzen wollte, wünschte ich lieber, wenn es möglich wäre, sie mit den meinigen zu verlängern."

„Und wenn Du das könntest, wolltest Du es dann wirklich auch thun?" fragte Nathan hastig.

„Ja wohl!" antwortete Mithridanes mit Freudigkeit.

„Wohlan, so thue was ich Dir sagen will (sprach Nathan). Du, als ein junger Mann, bleibst unter dem Namen Nathan in diesem Hause, und ich beziehe das Deinige und lasse mich künftig Mithridanes nennen."

Mithridanes antwortete: „Wenn ich so löblich zu handeln verstände, wie Ihr es versteht und verstanden habt, so würde ich ohne langes Bedenken Euer Anerbieten annehmen; allein da ich gewiß weiß, daß mein Betragen den Ruhm des Nathan nur vermindern würde, und da ich einem Andern Dasjenige nicht verderben mag, was ich an mir selbst nicht zur Vollkommenheit zu bringen verstehe, so muß ich es ausschlagen."

So führten Mithridanes und Nathan noch manche angenehme Gespräche mit einander, und gingen zusammen zurück nach dem Palaste, wo Nathan den Mithridanes noch einige Tage aufs Gastfreieste bewirthete, und ihn mit aller Sorgfalt und Weisheit in seinem großen und löblichen Bestreben bestärkte. Wie endlich Mithridanes den Wunsch äußerte, mit den Seinigen wieder nach Hause zu reisen, entließ ihn Nathan, nachdem

er ihn völlig überzeugt hatte, daß er ihn an Güte und Wohlwollen nimmermehr würde übertreffen können."

Vierte Erzählung.

Herr Gentile de Carisendi kommt von Modena und rettet eine geliebte Dame, die man für todt gehalten hatte, aus dem Grabe. Nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen ist, wird sie von einem Knaben entbunden, und Herr Gentile überliefert sie sammt ihrem Kinde ihrem Gemahl.

Alles staunte vor Wunder, daß Jemand sein eigenes Blut und Leben aufopfern könnte, und man gestand sich einmüthig, daß Nathan den König von Spanien und den Abt von Cligny an Großmuth übertroffen hätte. Nachdem jedoch Vieles darüber hin und her war gesprochen worden, gab der König Lauretta einen Wink, das Wort zu nehmen, welches auch unverzüglich geschah.

„Meine jungen Freundinnen (sprach sie), man hat uns lauter sehr schöne und herrliche Sachen erzählt, und wir Alle sind noch so voll von den erhabenen und trefflichen Dingen, die wir gehört haben, daß ich nicht weiß, was uns noch übrig bleibt, wenn wir nicht die Liebesgeschichten zu Hülfe nehmen, die uns noch immer reichlichen Stoff zur Unterhaltung darbieten. Deswegen, und weil überdies solche Dinge unsern jugendlichen Jahren am meisten angemessen sind, will ich Euch von einer edelmüthigen Handlung eines Liebhabers erzählen. Ihr werdet sie nach reiflicher Ueberlegung vielleicht nicht weniger bewundern, als irgend etwas von dem, was man Euch bereits gezeigt hat, wenn es wahr ist, daß man gern seine Schätze aufopfert, alle Feindseligkeiten vergißt, und sein Leben, ja was noch mehr ist, seine Ehre und seinen guten Namen tausend Gefahren aussetzt, um zu dem Besitze des geliebten Gegenstandes zu gelangen.

In der berühmten Stadt Bologna in der Lombardei war einmal ein Rittersmann, der nicht weniger wegen seiner Tugenden, als wegen seines Adels, sehr hochgeachtet war, und Messer' Gentile Carisendi hieß. Dieser junge Edelmann verliebte sich in eine Dame, Namens Madonna Catalina, die Gattin eines gewissen Niccoluccio Caccianimico; weil sie aber seine Liebe nicht erwiederte, so ging er aus Verzweiflung nach Modena, wo er zum Stadthauptmann erwählt ward. Wie Nicco-

luccio nun einst von Bologna abwesend war, und seine Frau, die sich hoch schwanger befand, sich auf einem Landhause, ungefähr drei Meilen von der Stadt aufhielt, bekam sie plötzlich einen so heftigen Anfall von Krankheit, daß alle Merkmale des Lebens bei ihr verschwanden, und daß sie deswegen auch von ihrem Arzte für todt gehalten ward. Weil nun ihre nächsten Verwandten versicherten, von ihr gehört zu haben, daß sie in ihrer Schwangerschaft noch nicht so weit gekommen wäre, daß die Frucht zur Reife gediehen sein könnte, so ward sie ohne weitere Umstände, unter vielen Thränen der Ihrigen in einem Kirchengewölbe beigesetzt. Dieses ward dem Herrn Gentile unverzüglich von einem Freunde gemeldet, und so wenig er sich auch der Güte seiner Dame zu rühmen hatte, so betrübte er sich doch über diese Nachricht, und dachte bei sich selbst: „Katharina Du bist nun todt. In Deinem Leben konnte ich nie einen Blick von Dir erhalten; doch jetzt, da Du Dich nicht wider mich sträuben kannst, will ich Dir wenigstens im Tode noch einen Kuß rauben.“ Es war schon Abend, wie er mit diesem Vorsatze in Begleitung eines Dieners heimlich zu Pferde stieg, und ungesäumt nach dem Orte ritt, wo die Dame begraben lag. Er öffnete das Grab, legte sich an die Seite der geliebten Leiche, und seine Wange an die ihrige, und küßte sie einigemal mit vielen Thränen. Wie nun aber die Begierden der Menschen keine Grenzen kennen, sondern immer weiter und weiter gehen, zumal bei den Verliebten, so dachte Dieser auch, indem er schon im Begriff war, wieder weg zu gehen: „Ei, warum soll ich nicht, da ich einmal hier bin, einmal ihren Busen berühren, da ich sie nie wieder berühren werde und nie berührt habe?“ Er konnte diesem Triebe nicht widerstehen, legte seine Hand auf ihren Busen, und glaubte nach einer kleinen Weile zu fühlen, daß ihr Herz unter seiner Hand schlüge. Wie er nun alle Furcht beiseite setzte, und fortfuhr, sie genauer zu beobachten, überzeugte er sich bald, daß sie nicht todt war, wiewohl er nur wenige und schwache Spuren des Lebens an ihr bemerkte. Er hob sie demnach mit Hilfe seines Dieners sanft aus dem Grabe, setzte sie vor sich auf sein Pferd, und brachte sie in der Stille nach seinem Hause in Bologna. Seine Mutter, eine vortreffliche und verständige Frau, welche das Haus bewohnte, und von ihrem Sohne den ganzen Vorgang erfuhr, eilte, sie durch laue Bäder und gelinde Erwärmung wieder herzustellen, und es gelang ihr, die schlummernden Lebensgeister bei ihr wieder zu erwecken. Indem sie zur Besinnung kam, hob ein tiefer Seufzer ihre Brust, und sie fragte, wo sie wäre.

„Sei ruhig, Liebe (antwortete die verständige Matrone); Du bist in guten Händen.“

Wie sie sich endlich völlig erholte und um sich blickte, und nicht wußte, an welchem Orte sie sich befand, und wie sie vollends den Gentile um sich sahe, fragte sie voll Verwunderung seine Mutter, wie sie dahin gekommen wäre.

Herr Gentile erzählte ihr Alles umständlich; sie ward sehr gerührt dadurch, und dankte ihm nach einer kleinen Weile von ganzem Herzen; doch beschwor sie ihn zugleich bei seiner Rittersitte, sich in seinem Hause kein Betragen gegen sie zu erlauben, welches ihrer Ehre, und der Ehre ihres Gemahls zuwider wäre, und sie, sobald es Tag würde, nach ihrem eigenen Hause bringen zu lassen.

„Madonna (erwiederte Gentile), was auch sonst meine Wünsche gewesen sein mögen, so will ich doch weder jetzt noch künftig, weder hier noch anderswo, Euch anders begegnen, als einer geliebten Schwester, nachdem mir Gott die Gnade erwiesen hat, Euch aus dem Grabe mir lebendig wieder zu geben, und meine vormalige Liebe zum Werkzeuge Eurer Erweckung zu gebrauchen. Weil jedoch die Wohlthat, die Euch durch mich in dieser Nacht widerfahren ist, einige Belohnung verdient, so müßt Ihr mir eine Gefälligkeit nicht abschlagen, um welche ich Euch bitten will.“

Sie gab ihm liebreich zur Antwort, sie wäre willig, ihm Alles zu gewähren, was sie ohne Verletzung ihrer Ehre vermögend wäre zu thun.

„Madonna (sprach hierauf Gentile), alle Eure Verwandten und Jedermann in Bologna glauben ganz gewiß, daß Ihr gestorben seid, und Niemand wird Euch in Eurem Hause erwarten. Ich bitte Euch deswegen, so lange bei meiner Mutter hier verborgen zu bleiben, bis ich von Modena wieder herkomme, welches nicht lange währen soll. Ich wünsche dieses aus keiner andern Ursache, als weil ich Euch gerne, als ein kostbares Geschenk, in Gegenwart der angesehensten Männer dieser Stadt Eurem Gemahl überliefern möchte.“

Die Dame, welche wußte, wie Vieles sie dem Ritter zu danken hatte, und sein Begehren anständig fand, bequemte sich, ihm gefällig zu sein, und versprach es ihm auf ihre Ehre, obgleich sie sehnlich gewünscht hätte, die Ihrigen unverzüglich durch ihre Auferweckung zu erfreuen. Doch kaum hatte sie ihre Antwort von sich gegeben, so fühlte sie, daß die Stunde ihrer Entbindung sich einstellte, in welcher ihr die Mutter des Gentile so lieb-

reich Beistand leistete, daß sie in einer kleinen Weile einen schönen gesunden Knaben zur Welt brachte. Dieser Umstand verursachte dem Herrn Gentile und ihr selbst eine doppelte Freude. Herr Gentile machte Anstalt, daß sie mit allem Nöthigen wie seine eigene Gemahlin bedient ward, und ritt hierauf nach Modena, wo er so lange blieb, bis die Zeit seiner Amtsverwaltung zu Ende ging. Wie er nun nach Bologna zurück kam, veranstaltete er am Tage seiner Ankunft ein großes Gastmahl in seinem Hause, zu welchem viele angesehene Leute, und unter Andern auch Niccoluccio Caccianimico, eingeladen wurden. Wie er nun ankam und vom Pferde stieg, und seine Gäste versammelt fand, und auch die Dame frischer und gesunder als jemals mit ihrem Kleinen vorgefunden hatte, setzte er sich mit großer Freude mit seiner Gesellschaft zu Tische, und ließ sie mit den herrlichsten Speisen bedienen. Wie die Mahlzeit fast zu Ende ging und er vorher der Dame seine Absicht entdeckt, und mit ihr Abrede genommen hatte, wie sie sich verhalten sollte, sprach er zu seinen Gästen: „Meine Herren, ich habe gehört, das man in Persien einen Gebrauch haben soll, den ich sehr gut finde, nämlich, daß man einen Freund, den man besonders ehren will, zu sich einladet, und ihm diejenige Person zeigt, die man am liebsten hat, sie sei Weib, Geliebte, Tochter, oder wer sie wolle, zum Zeichen, daß man ihm eben so gerne sein eigenes Herz (wenn man könnte) zeigen würde, als man ihm diese sehen läßt. Ich bin Willens, diese Sitte hier in Bologna zu beobachten. Ihr, meine Herren, habt mich an meinem Tische mit Eurer Gegenwart beehrt, und ich will suchen, Euch auf gut Persisch wieder eine Ehre zu erweisen, indem ich Euch Dasjenige zeige, was mir in der Welt das Liebste ist und sein muß. Ehe ich aber Dieses thue, bitte ich Euch, mir vorher eine Frage zu beantworten, die ich Euch vortragen will. Ein Mann hat in seinem Hause einen guten treuen Diener, welcher gefährlich krank wird. Ohne das Ende dieses Menschen abzuwarten, läßt ihn sein Herr auf die Straße hinaustragen und bekümmert sich weiter nicht um ihn. Ein Fremder geht vorüber, hat Mitleiden mit dem Kranken, nimmt ihn in sein Haus, und bringt ihn mit vieler Mühe und Pflege wieder zu seiner Gesundheit. Nun möchte ich gerne wissen, ob sein voriger Herr sich mit Recht würde beklagen können, wenn ihn Jener in seinem Dienste behielte, und sich weigerte, ihn wieder heraus zu geben?"

Die Herren sagten Verschiedenes über diese Frage, und baten zuletzt einstimmig den Niccoluccio Caccianimico, der ein sehr guter und an-

genehmer Redner war, sie zu beantworten. Niccoluccio begann damit, daß er die persische Sitte lobte, und sagte hierauf, er wäre mit allen übrigen Herren der Meinung, der erste Herr habe nicht mehr das geringste Recht an seinen Diener, da er ihn in seiner hilflosen Lage nicht nur verlassen, sondern gar verstoßen habe. Er sei vielmehr, vermöge der empfangenen Wohlthaten, der Knecht des zweiten geworden, und wenn Dieser ihn behalte, so geschehe dem ersten dadurch weder Gewalt, noch Unrecht, oder irgend eine Beleidigung.

Alle übrigen Gäste, unter welchen sich viele verständige Männer befanden, erklärten einstimmig, daß sie eben der Meinung wären, welche Niccoluccio geäußert hätte. Der Ritter, dem diese Antwort sehr lieb war, und dem es noch mehr Vergnügen machte, daß Niccoluccio sie gegeben hatte, sagte, er selbst wäre gleichfalls dieser Meinung. „Und nunmehr (sprach er) ist es Zeit, daß ich Euch die versprochene Ehre erweise.“ Er rief hierauf zwei seiner Diener, sandte sie zu der Dame, die er aufs Prächtigste hatte kleiden und schmücken lassen, und ließ sie bitten, die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Sie trat bald darauf, mit ihrem niedlichen Knaben auf dem Arm, begleitet von den beiden Dienern, in den Saal, und setzte sich auf Begehren des Ritters neben einem von den Gästen. „Meine Herren (sprach Herr Gentile), hier seht Ihr Diejenige, die mir jetzt und immer das Liebste in der Welt ist und sein wird. Betrachtet sie, und urtheilet selbst, ob sie es verdient, und ob ich Recht habe.“

Die Herren bezeigten ihr ihre Ehrerbietung, priesen sie sehr, und erklärten dem Ritter, daß sie ihm von Rechtswegen theuer sein müßte; und indem sie sie mit Aufmerksamkeit betrachteten, so waren Viele unter ihnen, welche sie für Diejenige würden gehalten haben, die sie wirklich war, wenn sie nicht geglaubt hätten, daß sie todt wäre. Am meisten heftete Niccoluccio seine Augen auf sie, und indem der Ritter sich auf einen Augenblick entfernt hatte, konnte er seine Neugier, zu wissen, wer sie wäre, nicht zurück halten und fragte sie, ob sie aus Bologna wäre oder nicht.

Es kostete der Dame viele Ueberwindung, auf die Frage ihres Gemahls nicht zu antworten; allein sie schwieg, weil sie es dem Ritter versprochen hatte. Ein Anderer fragte sie, ob der Knabe ihr eigenes Kind wäre; wieder ein Anderer, ob sie die Gattin des Gentile oder ob sie sonst mit ihm verwandt wäre; allein sie gab Keinem eine Antwort. Indem nun Herr Gentile wieder herein trat, sprach Einer von den Gästen: „Mein Herr, Ihr

habt da in der That eine große Schönheit; allein sie scheint ja stumm zu sein. Ist sie es wirklich?"

„Meine Herren (antwortete Gentile), es ist kein geringer Beweis ihrer Tugend, daß sie in Eurer Gegenwart nicht gesprochen hat."

„So saget uns denn selbst, wer sie ist!" sprach Jener.

„Das will ich gerne thun (versetzte der Ritter), wenn Ihr Alle mir versprechen wollt, daß Niemand sich von seiner Stelle bewegen will, bis ich meine Erzählung geendigt habe."

Ein Jeder versprach es, und da die Tafel bereits aufgehoben war, so setzte sich Herr Gentile neben die Dame, und sagte: „Meine Herren, eben diese Dame ist der gute, treue Diener, wegen dessen ich Euch vorhin meine Frage vorlegte. Die Ihrigen schätzten sie so wenig, daß sie sie, wie eine geringfügige und unnütze Sache auf die Straße warfen, wo ich sie aufnahm, und durch meine Sorgfalt und Mühe sie aus dem Tode in's Leben zurückbrachte. Gott hat meine gute Absicht angesehen, und hat sie aus einer reizlosen Leiche wieder so schön werden lassen, wie Ihr sie seht. Damit Ihr aber deutlich versteht, wie dieses zugegangen ist, so will ich es Euch kürzlich erklären."

Er erzählte hierauf Alles, was von dem ersten Anbeginn seiner Liebe, als zur gegenwärtigen Stunde vorgefallen war, zum großen Erstaunen aller Anwesenden, und er beschloß mit diesen Worten: „Wenn Ihr demnach alle (und Niccoluccio insbesondere) nicht seit wenigen Augenblicken Eure Meinung geändert habt, so gehört diese Dame mit allem Rechte mir, und kein Anderer darf sie von Rechtswegen mir abfordern."

Alle schwiegen, und waren voll Erwartung, was er weiter sagen würde, und Niccoluccio nebst einigen Andern, so wohl als die Dame, waren bis zu Thränen gerührt. Doch Herr Gentile stand auf, nahm das Knäbchen auf seinen Arm, und die Dame bei der Hand, ging zum Niccoluccio, und sprach zu ihm: „Steh auf, Gevatter, ich übergebe Dir hier nicht Deine Frau, die von Dir und von ihren Verwandten verwahrloset ward, sondern meine Gevatterin, nebst diesem Knaben, von dem ich versichert bin, daß Du ihn gezeugt hast. Ich habe ihn aus der Taufe gehoben, und ihm den Namen Gentile gegeben; und ich beschwöre Dich, Deine Frau darum nicht minder zu lieben, weil sie fast drei Monate in meinem Hause gewohnt hat, denn ich schwöre Dir bei dem Gott, der es mir vielleicht eingegeben hat, mich in sie zu verlieben, damit meine Liebe ihr das Leben

retten möchte, daß sie weder in dem Hause ihrer Eltern, noch in dem Deinigen jemals keuscher gelebt hat, als in dem meinigen bei meiner Mutter." Hierauf sprach er zu der Dame: „Madonna, ich erlasse Euch von diesem Augenblick an Eures Versprechens, und übergebe Euch frei und ledig Eurem Niccoluccio." Indem er demselben mit diesen Worten seine Gattin und sein Söhnchen in die Arme geliefert hatte, trat er zurück, und setzte sich nieder.

Niccoluccio empfing seine Gemahlin und ihr Kind mit desto größerer Wonne, je weniger er dieses hatte hoffen können. Er dankte dem Ritter nach seinem besten Vermögen, und alle Uebrigen, die bis zu Thränen gerührt waren, überhäuften ihn (so wie Jeder, der davon hörte) mit Lobeserhebungen. Donna Catalina ward mit unbeschreiblicher Freude in ihrem Hause empfangen, und noch lange darnach ward sie von den Bolognesern wie eine Auferstandene mit Wunder betrachtet, und Messer' Gentile blieb nach dieser Zeit ein beständiger Freund des Niccoluccio und aller seiner und Catalina's Verwandten.

Was sagt Ihr dazu, meine holden Mädchen? Meint Ihr, daß ein König, der sein Zepter und seine Krone verschenkt; daß ein Abt, welcher ohne Mühe und Kosten einen Straßenräuber mit dem Pabst aussöhnt; oder daß ein abgelebter Greis, der seine Kehle dem Dolche seines Feindes darbietet, etwas so Großes gethan habe, als Messer' Gentile? Er, ein junger feuriger Mann, welcher mit Recht auf Dasjenige Anspruch machen zu können glaubte, was ein Anderer weggeworfen, und was er zu seinem Glücke gefunden und aufgehoben hatte, und welcher dennoch seine Glut nicht nur aus Mäßigung unterdrückte, sondern freiwillig Dasjenige, woran er sonst mit allen seinen Sinnen und Gedanken gehangen, und es gern hätte rauben mögen, zurückgab, wie er es in seinen Händen hatte? Wahrlich, mich däucht, Alles was wir gehört haben, reicht nicht bis an dieses Uebermaß von Heldenmuth."

Fünfte Erzählung.

Madonna Dianora fordert von Herrn Ansaldo im Jänner einen Garten, so schön und blühend, wie im Mai. Ansaldo verschafft ihn ihr mit Hilfe eines Schwarzkünstlers. Ihr Gemahl erlaubt ihr darauf, dem Ansaldo zu Willen zu sein; wie dieser aber seine Großmuth erfährt, erläßt er ihr das gegebene Versprechen, und auch der Schwarzkünstler thut Verzicht auf die ihm von Ansaldo versprochene Belohnung.

Nachdem ein Jeder in dem fröhlichen Kreise den Herrn Gentile mit Lobsprüchen bis in den Himmel erhoben hatte, forderte der König Emilia auf zur Nachfolge. Sie schien den Augenblick zum Reden kaum erwarten zu können, und begann, indem sie schnell das Wort nahm, folgendermaßen: „Zarte Mädchen, Niemand kann mit Grund leugnen, daß Herr Gentile nicht sehr großmüthig gehandelt hätte; wenn man aber behaupten wollte, daß ihn Niemand übertreffen könnte, so ließe sich vielleicht ohne Mühe beweisen, daß man wohl noch mehr leisten könne; und davon will ich Euch eine kleine Geschichte erzählen.

Im Friaul, einem Lande, das zwar ein wenig kalt, aber voll angenehmer Gebirge, fischreicher Ströme, und klarer Quellen ist, liegt eine Stadt, Namens Udine, in welcher einst eine schöne und edle Dame wohnte, Dianora genannt, die Gattin eines sehr reichen Mannes, welcher Gilberto hieß, und ein sehr gefälliger angenehmer Mann war. Diese Dame verdiente wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften die Liebe eines gewissen adeligen und angesehenen Herrn, Namens Ansaldo Gradense, welcher ein allgemein beliebter Mann, und als ein tapfrer Ritter und feiner Weltmann überall gleich berühmt war. Dieser liebte sie mit Inbrunst, und that alles, was er konnte, um ihre Gegenliebe zu gewinnen, und schickte deswegen nicht selten Botschaften an sie: allein er gab sich vergebliche Mühe. Weil ihr nun die Bitten des Ritters endlich zur Last wurden, und weil sie fand, daß er sich nicht abhalten ließ, sie mit seiner Liebe und mit seiner Zudringlichkeit zu verfolgen, obwohl sie ihm Alles abschlug, so kam sie auf den Einfall, durch eine sonderbare Forderung, die er nach ihrer Meinung nie würde erfüllen können, ihn sich vom Halse zu schaffen. Sie sprach demnach einst zu einer gewissen Frau, die er oft zu ihr zu schicken pflegte: „Gute Frau, Du hast mir oft versichert, daß Herr Ansaldo mich über alles liebt, und hast mir in seinem Namen sehr beträchtliche Geschenke versprochen; die er aber gerne für sich behalten mag, weil sie mich nie bewegen können, ihn zu lieben, und

seinen Wünschen nachzugeben; wenn ich aber wüßte, daß er mich wirklich so sehr liebte, wie Du sagest, so würde ich mich geneigt finden lassen, ihn wieder zu lieben, und zu thun was er verlangt. Wenn er mir nun solche Beweise davon geben wollte, wie ich fordere, so würde er über mich gebieten können."

„Was begehrt Ihr denn, das er thun soll, Madonna?" fragte die Alte.

Sie antwortete: „Ich verlange im nächsten Jänner nahe vor dieser Stadt einen Garten voll frischer Kräuter, duftender Blumen, und belaubter Bäume, so schön, wie man sie im Mai nur haben kann. Wenn er mir diesen nicht verschafft, so laß ihn weder Dich, noch Andere jemals wieder zu mir schicken; denn wenn er mich noch weiter reizte, so würde ich, nachdem ich bisher meinem Gemahl und meinen Verwandten Alles verschwiegen habe, es ihnen endlich klagen, und würde suchen, ihn mir vom Halse zu schaffen."

Wie der Ritter hörte, was sie verlangte, fand er die Sache zwar äußerst schwierig, wo nicht unmöglich, und merkte wohl, daß ihre Forderung nichts anderes zur Absicht hatte, als ihm alle Hoffnung zu benehmen; doch nahm er sich vor, nichts unversucht zu lassen, wie weit er ihr Begehren erfüllen könnte. Er schickte deswegen in allen vier Weltgegenden umher, um Jemand aufzusuchen, bei dem er Rath und Hilfe finden könnte, und es gelang ihm wirklich, Jemand anzutreffen, der ihm für einen ansehnlichen Lohn versprach, das Verlangte durch Schwarzkunst zuwege zu bringen. Herr Ansaldo schloß demnach für eine sehr beträchtliche Summe einen Vertrag mit ihm, und sah mit Sehnsucht der bestimmten Zeit entgegen. Wie diese heran kam, und die Kälte sehr heftig, und Alles mit Eis und Schnee bedeckt war, wußte der Künstler es durch seine verborgene Wissenschaft in der Neujahrsnacht zu veranstalten, daß am folgenden Morgen (laut der Versicherung Derjenigen, die es gesehen haben) auf einer schönen Ebene vor der Stadt auf einmal einer der schönsten Gärten, die man jemals irgendwo gesehen hatte, mit Gras und Bäumen, Blumen und Früchten aller Art zum Vorschein kam. Wie Herr Ansaldo dieses zu seiner großen Freude gewahr ward, ließ er die herrlichsten Früchte und die schönsten Blumen abpflücken, schickte sie heimlich zu seiner Dame, und ließ sie einladen, den Garten, den sie verlangt hätte, zu besehen, und sich dadurch von der Größe seiner Liebe zu überzeugen. Zugleich ließ er sie bitten, sich ihres Versprechens zu erinnern, und als eine brave Frau für die Erfüllung desselben zu sorgen.

Wie sie die Früchte und Blumen sahe, und bereits von einigen Leuten von dem wunderbaren Garten gehört hatte, fing sie an, ihr Versprechen zu bereuen. Allein ungeachtet ihrer Reue trieb sie doch die Neugier, mit einigen anderen Damen aus der Stadt den Garten zu besehen, und konnte nicht umhin, ihn zu bewundern; doch kehrte sie höchst betrübt nach Hause zurück, indem sie bedachte, wozu sie sich anheischig gemacht hatte. Ihr Schmerz war so groß, daß sie ihn nicht gänzlich verbergen konnte, sondern auch äußerliche Merkmale davon blicken ließ, welche ihr Mann gewahr ward, und in sie drang, ihm die Ursache davon zu eröffnen. Lange schwieg sie vor Scham; doch endlich fühlte sie sich genöthigt, ihm Alles ausführlich zu entdecken. Gilberto zürnte anfänglich sehr, wie er es hörte; doch wie er die wohlgemeinte Absicht seiner Gemahlin in Betrachtung zog, ließ er seinen Zorn fahren, und sagte: „Dianora, es ziemt sich nicht für eine kluge und sittsame Frau, dergleichen Gesandtschaften zu empfangen, und mit Jemand unter irgend einer Bedingung einen Handel über ihre Keuschheit zu schließen. Die Worte gehen durch das Ohr ein in das Herz, und machen viel mehr Eindruck, als Mancher sich vorstellt, und den Verliebten ist fast nichts unmöglich. Du hast folglich übel gethan, zuerst Gehör zu geben, und hiernächst einen Vertrag einzugehen. Weil ich jedoch die Reinigkeit Deines Herzens kenne, so will ich Dir, um Dich Deines Versprechens zu entledigen, verstatten, was wohl kein Anderer erlauben würde; und dazu bewegt mich zum Theil die Furcht vor dem Schwarzkünstler, mit dessen Hilfe Herr Ansaldo, wenn Du ihm nicht Wort hieltest, sich vielleicht an uns rächen könnte. Du sollst demnach zu ihm gehen, und suchen ihn, wo möglich, zu bewegen, Dich ohne Verletzung Deiner Keuschheit von Deinem Versprechen zu entbinden. Gelingt Dir aber dieses nicht, so überlaß ihm für diesmal Deine Person, ohne ihm Dein Herz zu schenken.“

Die Dame weinte, wie sie die Rede ihres Mannes hörte, und wollte durchaus von der Erlaubniß ihres Mannes nicht Gebrauch machen. Gilberto aber bestand, aller ihrer Weigerungen ungeachtet, auf seinem Willen. Sie ging demnach am folgenden Morgen früh, bei Anbruch des Tages, ungeschmückt, unter Vortretung zweier Diener, und von einem Kammermädchen gefolgt, nach dem Hause des Herrn Ansaldo. Wie dieser hörte, daß seine Dame zu ihm kam, wunderte er sich sehr, stand auf, und ließ den Schwarzkünstler rufen. „Du sollst sehen (sprach er zu ihm), welchen Schatz mir Deine Kunst verschafft hat.“ Hierauf ging er mit ihm, ohne in seinem

Betragen irgend eine unordentliche Begierde blicken zu lassen, der Dame ehrerbietig entgegen, führte sie in ein schönes Zimmer, in welchem ein großes Feuer brannte, nöthigte sie zum Sitzen, und sprach zu ihr: „Madonna, wenn meine unwandelbare Liebe einige Vergeltung von Euch verdient, so bitte ich Euch, die Güte zu haben, mir die wahre Ursache zu sagen, warum Ihr zu dieser ungewöhnlichen Stunde, und in solcher Begleitung zu mir kommt?“

Mit verschämtem Blick und mit Thränen in den Augen gab sie ihm zur Antwort: „Mein Herr, mich hat weder meine Liebe zu Euch, noch mein gegebenes Versprechen hergeführt, sondern der Befehl meines Gemahls, welcher mehr Rücksicht auf die Rastlosigkeit Eurer ungeziemenden Liebe genommen hat, als auf seine eigene Ehre und auf die meinige, und nur auf diesen Befehl bin ich für diesmal erbötig, mich Eurem Willen zu unterwerfen.“

Wenn Herr Ansaldo sich über die ersten Worte der Dame verwunderte, so erstaunte er noch mehr über die Großmuth des Herrn Gilberto, welche auf einmal seine brünstige Liebe in ein edleres Mitgefühl verwandelte. „Madonna (sprach er)! das wolle Gott nimmermehr (wenn es sich so verhält, wie Ihr sagt), daß ich die Ehre Desjenigen verletzen sollte, der mit meiner Liebe so viel Nachsicht hat. Ihr sollt nicht länger, als es Euch selbst beliebt, und nicht andern, als wenn Ihr meine Schwester wäret, hier verweilen, und Euch, so bald es Euch gefällt, wieder entfernen. Danket Eurem Gemahl in meinem Namen in solchen Ausdrücken, die Ihr selbst für angemessen haltet, für seine große Güte, und betrachtet mich in Zukunft jederzeit wie Euren Bruder und Diener.“

Die Dame war froher, als jemals, wie sie diese Worte hörte. Sie antwortete: „Ich konnte in Rücksicht auf Eure Gesinnungen mit Recht bei meinem Besuche keine andere Behandlung von Euch erwarten, als die Ihr mir widerfahren laßt, und ich bleibe Euch dafür auf immer verbunden.“ Sie nahm hierauf mit Hochachtung Abschied von ihm, und begab sich mit ihren Begleitern zurück zu ihrem Gemahl, welchem sie Alles erzählte, was vorgefallen war: weswegen zwischen ihm und Herrn Ansaldo die vertrauteste Freundschaft angeknüpft ward.

Wie der Schwarzkünstler, welchem Herr Ansaldo die versprochene Belohnung geben wollte, die Großmuth des Gilberto gegen Ansaldo, und des Ansaldo gegen die Dame sahe, sprach er: „Behüte der Himmel,

daß ich in Ansehung meines Lohns weniger edelmüthig handeln sollte, als Gilberto in Rücksicht auf seine Ehre, und Ihr in Ansehung Eurer Liebe! Das Geld ist bei Euch in den würdigsten Händen, und ich bitte Euch, es zu behalten."

Der Ritter hielt sich für beschämt, und wollte ihn bewegen, wo nicht Alles, doch wenigstens einen Theil des Goldes anzunehmen, allein seine Mühe war umsonst. Nach dreien Tagen ließ der Künstler den Garten wieder verschwinden, der Ritter nahm Abschied von ihm, und verbannte aus seinem Herzen seine ungebührliche Liebe, die sich in der Folge in zärtliche Freundschaft für die Dame verwandelte.

Was sagen wir nun, meine liebenswürdigen Damen? Wollen wir eine, wegen vergeblich genährter Hoffnung schon lau gewordene Liebe zu einer halb todten Frau höher schätzen, als das Betragen des Herrn Ansaldo, der noch mit völliger Inbrunst liebte, und der in dem Augenblicke, da seine Erwartung auf's Höchste gespannt war, die so sehnlich erwünschte Beute, so zu sagen, schon in seinen Armen hatte? Mich däucht, es wäre thöricht, wenn man diesen Edelmuth mit jenem vergleichen wollte.

Sechste Erzählung.

Der siegreiche König Karl der Alte verliebt sich in ein junges Mädchen, schämt sich aber seiner thörichten Leidenschaft, und vermählt sie und ihre Schwester mit würdigen Männern.

Wer alles beschreiben wollte, was die Damen untereinander darüber sprachen, wer in der Begebenheit mit Madonna Dianora sich am großmüthigsten bewiesen hätte, Gilberto, Ansaldo, oder der Schwarzkünstler, der hätte vieles zu erzählen. Genug, nachdem der König ihnen etwas Zeit zu ihrem Wortwechsel gegönnt hatte, gab er Fiammetta einen Wink, durch eine neue Erzählung dem Streit ein Ende zu machen. Sie zauderte nicht, und sprach: „Edle Mädchen, ich bin immer der Meinung gewesen, in einer Gesellschaft, wie die unsrige, müßte man so sehr bei allgemeinen Bemerkungen bleiben, daß die gar zu genaue Ausdeutung des Gesagten den Uebrigen keinen Anlaß zum Streit geben könnte. Dieses schickt sich besser für junge Studenten in ihren Schulen, als für uns, die

wir mit dem Rocken und mit der Spindel genug zu thun haben. Obwohl ich demnach eben jetzt etwas im Sinne hatte, das vielleicht verschiedene Urtheile veranlassen könnte, so will ich dieses lieber an die Seite setzen, da ich finde, daß Ihr über das vorhin Gesagte noch uneinig seid, und will Euch statt dessen erzählen, wie einst ein nicht gemeiner Mann, sondern ein großer König, eine adelige Handlung ausübte, die ihm nicht zur Unehre gereichte.

Ihr alle mögt wohl schon oft von dem Könige Karl dem Alten, oder dem Ersten, gehört haben, durch dessen tapfres Unternehmen und seinen darauf folgenden herrlichen Sieg über den König Manfredi die Ghibellinen aus Florenz vertrieben, und die Guelfen wieder in den Besitz desselben versetzt wurden. Bei diesen Umständen war ein gewisser Rittersmann, Namens Messer' Neri degli Uberti mit allen den Seinigen und mit einem großen Vermögen von dort ausgewandert, wollte sich aber nirgends anders, als unter dem Schutze des Königs Karl niederlassen; und um in einer ruhigen Einsamkeit zu leben, und seine übrigen Tage in Ruhe zuzubringen, zog er nach Castell' a Mare, und kaufte sich ungefähr einen Bogenschuß von der Stadt ein Gütchen mitten unter Oelbäumen, Nußbäumen und Kastanien, welche in der Gegend häufig wachsen, ließ sich daselbst ein hübsches bequemes Landhaus bauen, neben dem Hause einen schönen Garten anlegen, und mitten in demselben (weil er an fließendem Wasser keinen Mangel hatte) einen großen klaren Fischteich nach unserer Art, welchen er mit allerlei schmackhaften Fischen besetzen ließ. Indem er sich hier die Verschönerung seines Gartens zum einzigen Geschäfte machte, traf es sich, daß König Karl in der heißen Jahreszeit sich nach Castell a Mare begab, um daselbst eine Zeitlang auszuruhen. Weil er nun von dem schönen Garten des Herrn Neri hörte, bekam er Lust, ihn zu sehen, und da man ihm gesagt hatte, wer er war, so glaubte er, weil er von der gegenseitigen Partei war, mit ihm desto weniger Umstände machen zu können, und ließ ihm sagen, er wollte am folgenden Abend nebst vier Cavalieren in seinem Garten mit ihm zu Nacht essen.

Dem Herrn Neri war dieses sehr lieb; er ließ alles aufs Herrlichste zubereiten, und traf mit den Seinigen Anstalten, um dem Könige den Empfang in seinem schönen Garten recht angenehm zu machen. Nachdem der König den ganzen Garten und das Haus besehen, und alles sehr schön gefunden hatte, fand er die Tafeln neben dem Fischteiche gedeckt, und setzte sich nach dem Händewaschen an eine derselben nieder. Dem Grafen Guido

von Montfort, einem der Cavaliere, die mit ihm gekommen waren, befahl er sich an der einen Seite neben ihm zu setzen, und an der andern mußte Herr Neri Platz nehmen. Die übrigen drei Herren mußten auf seinen Befehl nach der Anweisung des Herrn Neri bei der Tafel aufwarten. Die niedlichsten Speisen wurden aufgetragen, die Weine waren von den besten und köstlichsten, und alles ging mit der schönsten und löblichsten Ordnung zu, ohne alles Geräusch und Verwirrung, welches dem Könige ungemein gefiel. Indem er nun an der Tafel saß, und sich in der lieblichen Einsiedelei recht wohl behagte, traten zwei junge Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren in den Garten, deren goldene Locken in feinen Ringeln ihre Schultern umflossen, und mit leichten ländlichen Kränzen gekrönt waren. Ihre Angesichter glichen an Zartheit der Züge und Farbe mehr Engeln, als Menschen, und ihre schneeweißen Kleider von der allerfeinsten Leinwand schlossen auf der bloßen Haut vom Gürtel aufwärts fest an, indeß sie sich nach unten erweiterten, und bis über die Aenkel hinabreichten. Die eine trug ein Paar Hamen auf der Schulter, die sie mit der Linken faßte, und in der Rechten hielt sie eine lange Stange. Die andere, welche ihr nachfolgte, hatte auf der linken Schulter eine Pfanne, unter dem Arm ein Reisigbündel, und in der Hand einen Dreifuß, und in der Rechten einen Oelkrug und eine kleine brennende Fackel.

Der König verwunderte sich, wie er die Mädchen kommen sahe, und war begierig, zu sehen, was dieses zu bedeuten hätte. Indem die Mädchen sich näherten, bogen sie ehrerbietig und bescheiden die Knie vor dem Könige, und gingen nach der Treppe, wo man in den Teich hinabstieg. Die eine, welche die Pfanne trug, setzte dieselbe nebst den übrigen Sachen nieder, nahm die Stange von der andern, und beide stiegen hinab in das Wasser, welches ihnen bis an die Brust reichte. Einer von den Dienern des Herrn Neri zündete eiligst Feuer an, setzte die Pfanne auf den Dreifuß, that Oel hinein, und wartete, daß die Mädchen ihm Fische zuwürfen. Die eine jagte mit ihrer Stange die Fische aus ihren Schlupfwinkeln ihrer Schwester zu, und diese fing sie, zur nicht geringen Ergötzung des Königes, mit ihren Hamen auf, und so erhielten sie in der Geschwindigkeit eine große Menge Fische, welche der Diener fast lebendig in die Bratpfanne that, indeß die Mädchen von Zeit zu Zeit einige von den schönsten dem Könige, dem Grafen Guido, und ihrem Vater zuwarfen. Der König belustigte sich, die Fische auf der Tafel herumspringen zu sehen, und sie freundlich scherzend den Mädchen

wieder zuzuwerfen, und dieser Scherz ward so lange fortgesetzt, bis der Diener alle diejenigen gebraten hatte, die ihm waren gegeben worden. Diese wurden jedoch mehr als ein Zwischengericht aufgetragen, als daß sie eine Hauptschüssel hätten vorstellen sollen. Wie die Mädchen fanden, daß die Fische fertig waren, und wie sie genug gefischt hatten, stiegen sie wieder aus dem Wasser, in welchem ihr feines leichtes Gewand sich so fest an ihre schönen zarten Glieder angelegt hatte, daß es fast keine einzige ihrer Schönheiten mehr verhüllte. Jede von ihnen hob die Geräthe wieder auf, die sie mitgebracht hatte, ging züchtig erröthend vor dem Könige vorüber, und begab sich wieder nach Hause.

Der König, der Graf und die dienenden Cavaliere hatten die liebenswürdigen Mädchen aufmerksam betrachtet, und ihre Schönheit und reizende Gestalt, und nicht weniger ihre Anmuth und Artigkeit, heimlich bewundert; vorzüglich aber war der König von ihnen ganz entzückt worden. Er hatte in dem Augenblicke, da sie aus dem Wasser stiegen, einen jeden ihrer Reize mit einem so aufmerksamen Staunen gemustert, daß er nichts würde gefühlt haben, wenn man ihn auch mit Nadeln gestochen hätte, und je mehr er an sie dachte, ohne jedoch zu wissen, wer sie wären, um desto lebhafter erwachte in seinem Herzen die Begierde, ihnen zu gefallen, und ließ ihn deutlich genug merken, daß er Ursache hätte, sich sehr in Acht zu nehmen, um nicht verliebt zu werden, inzwischen wußte er selbst nicht, welcher von beiden er den Vorzug geben sollte; so sehr waren sie in allen Dingen einander ähnlich. Nachdem er eine Zeitlang darüber hin und her gedacht hatte, fragte er endlich den Herrn Neri, wer die beiden Jungfrauen wären?

„Sire (antwortete Herr Neri), sie sind meine Töchter und Zwillingsgeschwister Die eine nennt man Ginevra die Schöne, und die andere Isotta die Goldlockige.“

Der König rühmte sie sehr, und ermahnte ihn, sie zu verheiraten, worauf aber Herr Neri so viel möglich vermied, eine bestimmte Antwort zu geben. Indem nun die Mahlzeit bis auf den Nachtisch vorbei war, kamen die beiden Jungfrauen wieder, in schönen seidenen Gewändern, mit zwei großen silbernen Schüsseln, gefüllt mit allerlei Früchten, welche die Jahrszeit darbot, und stellten sie vor dem Könige auf die Tafel. Darauf traten sie einige Schritte zurück, und sangen ein Lied, welches mit den Worten anfing:

Wie weit Du, Liebe, mich gebracht
das ist fürwahr nicht leicht gesagt.

mit so vieler Anmuth und Lieblichkeit, daß der König, der sie mit Wonne betrachtete und ihnen zuhörte, glaubte, alle Schaaren der Engel wären vom Himmel herabgekommen, um ihm vorzusingen. Wie sie gesungen hatten, neigten sie sich ehrerbietig, und baten den König um Urlaub, den er ihnen auch mit freundlicher Miene ertheilte, obwohl es ihm innerlich leid war, daß sie sich entfernten.

Nach geendigtem Gastmahl stieg der König mit seinen Begleitern zu Pferde, und kehrte mit ihnen unter allerlei Gesprächen nach seinem Hoflager zurück. Er verschwieg seine Empfindungen; da er aber, ungeachtet der wichtigsten Staats-Angelegenheiten, die ihn beschäftigten, die Anmuth und die Reize der schönen Ginevra nicht vergessen konnte, um derentwillen er auch ihre Schwester, die ihr so sehr ähnlich war, mit liebte, so verwickelte er sich dergestalt in dem Netze der Liebe, daß er fast an nichts Anderes denken konnte, und deswegen unter allerlei Vorwand einen beständigen Umgang mit Herrn Neri unterhielt, und ihn fleißig in seinem schönen Garten besuchte, um die liebenswürdige Ginevra zu sehen.

Wie er es endlich nicht länger aushalten konnte, und weil er kein anderes Mittel wußte, auf den Einfall kam, nicht nur Ginevra, sondern auch zugleich ihre Schwester dem Vater zu entführen, entdeckte er dem Grafen Guido sowohl seine Liebe, als seine Absicht. Da der Graf aber ein rechtschaffener Mann war, so gab er ihm zur Antwort: „Sire, ich wundere mich über das, was Ihr mir saget, und ich verwundere mich darüber mehr, als ein Anderer, je genauer ich glaube, Eure Gesinnungen von Jugend auf gekannt, und aufmerksamer, als irgend ein Anderer, beobachtet zu haben. Da ich nun in Euren Jugendjahren, in welchen die Liebe sich am leichtesten ihrer Beute bemächtigt, nie bemerkt habe, daß Ihr mit dieser Leidenschaft bekannt wäret, so kommt es mir jetzt, da Ihr dem Alter entgegen geht, so fremd und sonderbar vor, Euch sagen zu hören, daß Ihr verliebt seid, daß ich es fast für ein Wunder halten muß; und wenn es mir zukäme, Euch darüber Vorstellungen zu machen, so wüßte ich wohl, was ich Euch sagen würde, wenn ich bedenke, daß Ihr Euch noch mit den Waffen in der Hand in einem neueroberten Reiche befindet, mitten unter einem fremden Volke voll List und Ränke, überhäuft mit Sorgen und Unruhen, und mit den wichtigsten Staatsgeschäften, daß Ihr noch nicht einmal einen bleibenden Wohnsitz habt wählen können, und daß Ihr bei dem Allen dem Reiz der verführerischen Liebe Raum gegeben habt. Das heißt nicht handeln, wie ein groß-

müthiger König, sondern wie ein schwacher Jüngling. Ja, was noch mehr ist, Ihr saget, Ihr habt Euch vorgenommen, diesem ehrlichen Ritter seine beiden Töchter zu rauben, nachdem er Euch in seinem Hause so gastfrei bewirthet und um Euch recht hoch zu ehren, Euch seine Kinder fast nackend gezeigt hat, um Euch seine völlige Zuversicht zu beweisen, und daß er Euch wie einen König und nicht wie einen raubgierigen Wolf betrachtet. Habt Ihr denn schon so bald vergessen, daß die Gewaltthätigkeiten, welche Manfredi gegen die Weiber ausgeübt hat, Euch zuerst den Weg zum Throne dieses Reichs gebahnt haben? Könnt Ihr Euch eines Verbrechens schuldig machen, welches der ewigen Strafe mehr werth ist, als wenn Ihr Demjenigen, der Euch ehret, seine Ehre, seine Hoffnung und seinen Trost zu rauben trachtet? Was würde man von Euch sagen, wenn Ihr so handeln wolltet? Ihr glaubt vielleicht, es sei genug zu Eurer Entschuldigung, wenn Ihr sagt: Ich that dieses, weil er ein Ghibelline ist. Aber ziemt es denn einem gerechten Könige, Diejenigen, die sich ihm selbst in die Arme werfen, auf eine solche Art zu behandeln, sie mögen sein, wer sie wollen? Ich gebe es Euch zu bedenken, Sire, daß es Euch zwar zum großen Ruhme gereicht, den Manfredi überwunden zu haben; daß es aber noch weit rühmlicher ist, sich selbst zu überwinden und da Ihr Andere zur Ordnung anhalten sollt, so beherrschet Euch selbst, zähmet Eure Begierden, und verdunkelt nicht mit einem solchen Flecken den glänzenden Ruhm, den Ihr Euch erworben habt."

Diese Worte drangen dem Könige durch's Herz, und er fühlte sie um desto tiefer, je heller ihm ihre Wahrheit in die Augen leuchtete. Mit einem schweren Seufzer gab er zur Antwort: „Graf, es ist wahr, daß es dem wohlgeübten Helden weit leichter ist, einen jeden andern Feind, er sei so mächtig wie er wolle, zu überwinden, als seine eigenen Begierden. Allein so schwer auch der Kampf, und so unerschwinglich auch die dazu erforderlichen Kräfte sein mögen, so habt Ihr mich doch durch Eure Worte dergestalt angespornt, daß ich nicht säumen darf, Euch in wenigen Tagen durch die That zu überzeugen, daß ich mich eben so wohl beherrschen, als Andere überwinden kann."

Es verstrichen auch wirklich nur wenige Tage, so ging der König nach Neapel zurück, und theils um den Ritter für die ihm bewiesene Ehrerbietung zu belohnen, theils um sich selbst die Veranlassung zu irgend einer unedlen Handlung zu benehmen, entschloß er sich (so schwer es ihm auch ward, Andere in den Besitz desjenigen zu setzen, was er selbst so sehnlich begehrt

hatte), die beiden Jungfrauen zu verheiraten, und zwar nicht wie Töchter des Herrn Neri, sondern als wenn sie seine eigenen Prinzessinnen wären. Er stattete sie mit Genehmigung ihres Vaters königlich aus, und gab Ginevra die Schöne dem Herrn Maffeo da Palizzi und Isotta die Goldlockige dem Herrn Guiglielmo della Magna, zweien edlen Rittern und angesehenen Baronen, zu Gemahlinnen, und nachdem er sie ihnen überantwortet hatte, ging er mit schwerem Herzen nach Puglia, und bändigte durch unablässige Anstrengung seine Begierden dergestalt, daß er die Fesseln der Liebe gänzlich zerbrach, und hernach zeitlebens frei von dieser Leidenschaft blieb.

Manche werden vielleicht sagen, daß es für einen König nur eine Kleinigkeit war, ein Paar Mädchen auszustatten, und dieses will ich gerne einräumen; allein ich behaupte, daß es außerordentlich edel gehandelt war, wenn wir bedenken, daß ein verliebter König seine Geliebte vermählte, ohne die Frucht, oder auch nur die Blüthe seiner Liebe zu genießen. Und so handelte dieser großmüthige König, indem er den edlen Ritter fürstlich belohnte, die geliebten Mädchen zu großen Ehren erhob und sich selbst mannhaft überwand."

Siebente Erzählung.

Der König Peter erfährt, daß Lisa vor Liebe zu ihm krank liegt. Er redet ihr freundlich zu, und verheiratet sie nachher mit einem wackeren Jüngling, küßt ihr die Stirne, und nennt sich in der Folge beständig ihren Ritter.

Fiammetta hatte ihre Erzählung geendigt und die männliche Großmuth des Königs Karl war sehr erhoben worden, obgleich einige von den Damen, die ghibellinisch gesinnt waren, ihm ihr Lob versagten. Pampinea, welche der König hiernächst aufforderte, begann folgendermaßen: „Edle Freundinnen! Kein vernünftiger Mensch wird den König Karl anders beurtheilen, als Ihr gethan habt, wofern er ihm nicht aus andern Nebenursachen gehässig ist. Weil mir jedoch von einem seiner Gegner eine nicht weniger löbliche Behandlung einer unserer jungen Florentinerinnen einfällt, so muß ich Euch diese gleichfalls erzählen.

Zu der Zeit, wie die Franzosen aus Sicilien vertrieben wurden, war in Palermo ein sehr reicher florentinischer Apotheker, Namens Bernardo Puccini, der mit seiner Frau eine einzige Tochter hatte, welche sehr schön

und in einem mannbaren Alter war. Wie nun der König Peter von Aragonien Herr der Insel ward, stellte er mit seinen Edelleuten in Palermo große Feierlichkeiten an, bei welchen er selbst nach catalonischer Weise turnierte; und da traf es sich, daß Lisa, die Tochter des Bernardo, an einem Fenster ihn rennen sah und von seiner Gewandtheit so eingenommen ward, daß sie die Augen nicht von ihm abwenden konnte und sich heftig in ihn verliebte.

Wie die Ritterfeste schon vorüber waren, beschäftigte sie sich in dem Hause ihres Vaters noch immer in Gedanken mit ihrer hochstrebenden Liebe. Das Bewußtsein ihres niedrigen Standes, welches ihr so wenig Hoffnung übrig ließ, in ihrer Liebe glücklich zu werden, machte ihr dabei viele Qual; doch fühlte sie sich immer wieder von ihrer Liebe zu dem Könige hingerissen, wiewohl sie sich nichts davon durfte merken lassen, um sich nicht noch größeren Verdruß zuzuziehen. Der König, welcher nichts von ihrer Liebe ahnete, bekümmerte sich auch nicht darum, und dadurch ward ihr Schmerz noch unendlich vermehrt. Weil nun ihre Leidenschaft immer zunahm und ein trüber Tag immer auf den andern folgte, so unterlag sie endlich ihrem Schmerz, ward krank und schwand von einem Tage zum andern dahin, wie der Schnee im Sonnenschein. Ihre betrübten Aeltern suchten sie aufzumuntern und sparten kein Geld für Arztlohn und Heilmittel, um ihr zu helfen; doch Alles half nichts, weil sie selbst vor verzweifelnder Liebe nicht zu leben wünschte. Da jedoch ihr Vater sich erbot, Alles für sie zu thun, was sie verlangte, so kam sie einst auf den Gedanken, wenn es füglich geschehen könnte, dem Könige ihre Liebe und den Vorsatz, den sie gefaßt hatte, zu entdecken. Zu diesem Ende bat sie ihren Vater, einen gewissen Minuccio d'Arezzo zu ihr kommen zu lassen, welcher als ein geschickter Sänger und Musiker berühmt, und bei dem Könige Peter sehr wohl gelitten war. Bernardo glaubte, daß seine Tochter ihn verlangte, damit er ihr etwas vorspielen und singen sollte, und ließ ihn rufen; und da er ein sehr gefälliger Mensch war, so kam er den Augenblick zu ihr, und nachdem er sie durch einige freundliche Worte ein wenig aufgemuntert hatte, spielte er ihr auf seiner Geige ein Paar sanfte Stücke vor und sang hernach einige Lieder. Doch bei dem verliebten Mädchen war dies Alles nur Oel in's Feuer gegossen, statt ihr Linderung zu verschaffen, welches seine Absicht war. Endlich sagte sie, sie wünschte mit ihm einige Worte insgeheim zu sprechen, und wie sich deswegen Jedermann entfernte, sprach sie zu ihm: „Minuccio, ich habe Dich auserwählt, um Dir

ein Geheimniß anzuvertrauen; allein ich erwarte vor allen Dingen, daß Du es nimmermehr irgend einem Menschen entdeckest, außer Demjenigen, den ich Dir nennen werde; auch bitte ich Dich zugleich, mir nach Deinem besten Vermögen behilflich zu sein. Wisse demnach, mein lieber Minuccio, daß unser Herr und König Peter an dem Tage, da er das große Fest wegen seiner Thronbesteigung gab, mir so vortrefflich in seinen Waffenspielen erschien, daß die Liebe zu ihm ein Feuer in meinem Busen entzündete, welches mich in den Zustand versetzt hat, worin Du mich siehst. Da ich nun wohl weiß, wie wenig einem Könige an meiner Liebe gelegen ist, und ich sie dennoch nicht aus meinem Herzen verbannen kann, und da ich ihre Qual nicht länger zu ertragen vermag, so halte ich den Tod für ein kleineres Leiden und bin fest entschlossen, zu sterben. Allein ich muß gestehen, daß ich untröstlich davon scheiden würde, wenn der König es nicht vorher erführe, und da ich Niemand kenne, durch welchen ich ihm bequemer meinen Vorsatz entdecken könnte, als durch Dich, so will ich Dir ihn anvertrauen, und bitte Dich, ihn davon zu unterrichten und mich wissen zu lassen, wenn es geschehen ist, damit ich durch ein ruhiges Ende mich dieser Marter entziehen könne."

So sprach sie mit Thränen und schwieg. Minuccio bewunderte ihren hohen Geist und staunte über ihren traurigen Entschluß; er bedauerte sie herzlich und sann sogleich darauf, wie er ihr auf eine schickliche Weise dienen könnte „Lisa (sprach er), ich gebe Dir mein Wort und darauf kannst Du Dich verlassen, daß ich Dich nimmermehr hintergehen werde. Ich bewundere Deinen erhabenen Geist, der Dich angetrieben hat, Dein Herz auf einen so großen König zu setzen, und ich verspreche Dir meinen Beistand, durch welchen ich hoffe, wenn Du guten Muth fassen willst, soviel auszurichten, daß ich Dir innerhalb dreien Tagen Nachrichten bringe, die Dir überaus lieb sein werden, und um keine Zeit zu verlieren, will ich sogleich Hand an's Werk legen."

Lisa beschwor ihn auf's Neue mit ihren Bitten und versprach ihm, sich zu beruhigen; worauf er sie verließ.

Minuccio begab sich hierauf zu einem gewissen Mico von Siena, einem sehr guten Dichter für die damalige Zeit, und bewog ihn, folgendes Lied für ihn zu dichten:

Geh, Amor, eile hin zu meinem Herren,
erzähl' die Qualen ihm, die ich erdulde,
und sag' ihm, daß ich sterbe,

Indem ich furchtsam meinen Wunsch verschweige.
Ich bitte, Amor, mit gefaltnen Händen,
geh hin zu meinem Herrn in seinen Palast,
sag' ihm, wie ich mich liebend nach ihm sehnte,
weil er mit Zärtlichkeit mein Herz erfüllt hat;
Sag' ihm, ich fürchte, in der Glut zu sterben,
die mich entzündet, und ich kann die Zeit nicht
erwarten, diesen Qualen zu entrinnen,
die ich um ihn erdulden muß, vor Sehnsucht,
vor Furcht, und vor Verschämtheit:
Ich bitte, laß ihn meine Leiden wissen.

Amor! seitdem ich mich in ihn verliebte,
hast Du mir minder Muth, als Furcht gegeben,
daß ich mich nur ein einzig Mal erkühnte,
ihm, der mir so viel Kummer zugezogen,
den Wunsch des Herzens offen zu bekennen;
doch so zu sterben, macht den Tod mir bitter.
Vielleicht würd' es ihn selber nicht verdrießen,
wieviel ich um ihn dulden muß, zu hören,
wenn Du mir nur die Kühnheit
verliehst, ihm meinen Zustand zu entdecken.

Doch da es Dir, o Amor! nicht gefallen,
mir so viel Kraft und Kühnheit zu verleihen,
mein Herz vor dem Gebieter auszuschütten,
so laß von Dir die Gnade mich erflehen,
daß Du durch Boten, oder ihm erscheinend
im Traumgesicht, ihn an den Tag erinnerst,
da ich mit Schild und Lanze ihn gerüstet
erblickte, mit den andern Rittern kämpfend;
denn seit ich ihn gesehen,
will mir vor Liebe jetzt mein Herz vergehen.

Minuccio setzte dieses Lied unverzüglich in solche sanfte und rührende Töne, welche dem Inhalt angemessen waren, und ging am dritten Tage nach Hofe, wie der König eben noch an der Tafel saß. Dieser befahl ihm, etwas zu singen und zu spielen. Er stimmte darauf dies Lied so rührend an, daß Alle, die sich in dem königlichen Saale befanden, ihm mit stillem Entzücken zuhörten, und der König selbst staunte fast noch mehr als die Andern. Wie Minuccio sein Lied zu Ende gesungen hatte, fragte ihn der König, wie es käme, daß er sich nicht erinnern könnte, dieses Lied jemals vorher gehört zu haben?

„Gnädiger Herr (versetzte Minuccio)! dies Lied ist erst seit dreien Tagen gedichtet und in Musik gesetzt worden."

Wie der König ihn hierauf fragte, wer es gemacht hätte, gab er zur Antwort, er könnte dieses Niemand, als ihm selbst entdecken. Da der König neugierig war, es zu wissen, so ließ er ihn nach der Tafel in sein Geheimzimmer kommen, wo Minuccio ihm Alles ausführlich erzählte, was ihm Lisa gesagt hatte. Dies ergötzte den König sehr; er lobte das Mädchen und sagte, eine so hochgesinnte Jungfrau verdiente Mitleiden, er möchte demnach zu ihr gehen, sie in seinem Namen trösten und ihr versprechen, daß er sie noch an demselben Abend besuchen wollte.

Minuccio, der sich freute, dem Mädchen so gute Zeitung zu bringen, ging unverzüglich mit seiner Violine zu ihr, erzählte ihr unter vier Augen Alles, was vorgefallen war, und sang ihr das Lied, indem er es mit seiner Violine begleitete. Sie ward so innig vergnügt darüber, daß sie alsobald merkliche Zeichen der Besserung spüren ließ, und ohne daß Jemand im Hause etwas davon wußte, erwartete sie mit Verlangen den Besuch des Königs.

Dieser, der ein sehr gütiger und edelmüthiger Herr war, erwog die Erzählung des Minuccio und die ihm bekannte Schönheit des Mädchens, und ward dadurch noch mehr zum Mitleiden bewogen. Gegen den Abend stieg er zu Pferde, als wenn er einen Spazierritt thun wollte, ritt nach der Gegend zu, wo der Apotheker wohnte, und ließ sich seinen schönen Garten öffnen, vor welchem er abstieg, und nach einigen andern Reden den Bernardo nach seiner Tochter fragte und ob sie schon verheiratet wäre.

„Nein, gnädiger Herr (sprach Bernardo); verheiratet ist sie noch nicht; vielmehr ist sie seit einiger Zeit sehr krank gewesen und ist es noch; doch hat es sich heute seit Mittag ungemein mit ihr gebessert."

Der König konnte leicht errathen, woher die Besserung käme, und er sagte: „Es wäre wahrlich schade, wenn ein so hübsches Geschöpf so früh der Welt entrissen würde; wir wollen hingehen und sie besuchen."

Bald darauf ging er mit zweien von seinem Gefolge und mit dem Vater zu ihr in's Zimmer, trat an das Bett, in welchem sie sich ein wenig aufgerichtet hatte und mit Sehnsucht wartete, ihn zu empfangen, und sprach zu ihr, indem er ihre Hand nahm: „Madonna, was soll das bedeuten? Ihr seid jung und solltet Andere erfreuen, und Ihr werdet selbst krank? Wir bitten Euch, uns zu Liebe so gutes Muths zu sein, daß Ihr bald wieder gesund werdet."

Wie das Mädchen ihre Hand in der Hand Desjenigen fühlte, den sie über Alles liebte, fand sie sich zwar ein wenig beschämt, allein sie fühlte sich zugleich so glücklich, wie im Paradiese, und gab, so vernehmlich als sie konnte, zur Antwort: „Gnädiger Herr! Ich nahm eine Bürde auf mich, die für meine schwachen Kräfte viel zu schwer war, und das ist die Ursache meiner Krankheit. Es wird aber, Dank sei Eurer Güte! bald besser mit mir werden.“

Der König allein verstand den geheimen Sinn dieser Worte und schätzte deswegen das Mädchen um desto höher, und er machte heimlich dem Schicksal Vorwürfe, daß es sie in einen so niedrigen Stand gesetzt hatte. Nachdem er sich noch eine kleine Weile bei ihr aufgehalten und ihr zugeredet hatte, entfernte er sich.

Diese Herablassung des Königs ward allgemein gerühmt und dem Apotheker und seiner Tochter zur großen Gnadenbezeigung angerechnet. Das Mädchen empfand so viele Freude darüber, als jede Andere an dem Besitze ihres Liebhabers würde gehabt haben, und sie ward so dadurch aufgemuntert, daß sie bald wieder völlig gesund und schöner als jemals ward. Wie sie nun wieder hergestellt war, überlegte der König mit seiner Gemahlin, wie er ihre Liebe am besten nach Verdienst vergelten könnte. Er machte sich deswegen einst mit vielen seiner edelsten Barons auf und ritt nach dem Hause des Apothekers, welchen er sammt seiner Tochter in den Garten zu sich berufen ließ, wohin auch die Königin mit vielen ihrer Hofdamen gekommen war und mit vieler Güte das junge Mädchen vor sich ließ. Nach einer kleinen Weile nahmen der König und die Königin die Lisa auf die Seite, und der König sprach zu ihr: „Tugendhafte Jungfrau, wegen Eurer großen Liebe zu uns haben wir Euch eine große Ehre zugedacht, die Ihr um unsertwillen Euch werdet wohl gefallen lassen. Da Ihr nämlich in dem Alter seid, Euch zu verheiraten, so wünschen wir, daß Ihr Denjenigen als Euren Gemahl empfangt, den wir selbst für Euch gewählt haben; doch sind wir zugleich entschlossen, uns beständig Euren Ritter zu nennen und dafür von Eurer großen Liebe nicht mehr zu verlangen, als einen einzigen Kuß.“

Das Mädchen, welches ganz schamroth geworden war, ließ sich den Willen des Königes gefallen und antwortete mit leiser Stimme: „Gnädiger Herr, ich bin versichert, wenn man es erführe, daß ich mich in Euch verliebt hätte, so würden mich die meisten Menschen für unsinnig halten und würden vielleicht glauben, daß ich soweit meinen Verstand verloren hätte, daß ich

den Unterschied zwischen Eurem Stande und dem meinigen verkennte. Aber Gott, der allein die Gedanken der Menschen kennt, weiß es, daß ich von dem Augenblicke, da ich mich in Euch verliebte, wohl empfand, daß Ihr ein König wäret und ich die Tochter des Apothekers Bernardo, und daß es sich keineswegs für mich schickte, in meinem Herzen nach so hohen Dingen zu streben. Allein Ihr wißt wohl besser, als ich, daß Niemand sich aus freier Wahl verliebt, sondern nachdem ihn Geschmack und Leidenschaft anreizen, deren Drange ich zwar eine Zeitlang meine schwachen Kräfte entgegengesetzt habe; doch wie ich nicht länger widerstehen konnte, mußte ich Euch lieben und ich liebe Euch noch, und werde Euch ewig lieben. Allein seitdem ich mich von der Liebe zu Euch hingezogen fühlte, faßte ich zugleich den Vorsatz, Euren Willen stets zu dem meinigen zu machen; und deswegen werde ich mich nicht nur gern mit Demjenigen vermählen, den Ihr mir bestimmt habt, und ihn lieben (indem ich selbst dadurch zu Ehren und zum Wohlstande gelange), sondern ich würde mit Freuden durchs Feuer gehen, wenn ich glauben könnte, Euch damit gefällig zu sein. Ihr wißt, wie wenig es mir zukömmt, Euch meinen König, zu meinem Ritter zu haben; darum enthalte ich mich gänzlich, dieses zu beantworten, und auch den Kuß, den Ihr als die einzige Frucht meiner Liebe von mir verlangt, werde ich nicht ohne die Erlaubniß meiner gnädigen Königin bewilligen. Dagegen bitte ich Gott, daß er Euch und meiner Königin Eure große Güte nach Verdienst desto reichlicher lohnen wolle, je weniger ich selbst im Stande bin, Euch nach Gebühr dafür zu danken."

Die Königin war ungemein zufrieden mit der Antwort des Mädchens und fand sie so tugendsam, wie der König sie ihr beschrieben hatte. Der König ließ den Vater und die Mutter der Jungfrau rufen, und wie er fand, daß sie mit Allem zufrieden waren, was er beschlossen hatte, ließ er einen jungen Edelmann, der aber nicht reich war, Namens Perdicone, zu sich rufen, gab ihm zwei Ringe in die Hand und befahl ihm, sich mit der schönen Lisa zu verloben, wozu er ihn auch willig fand. Der König schenkte ihm, außer vielem köstlichen Geschmeide, welches er und die Königin der jungen Braut verehrten, die schönen, großen und fruchtbaren Güter Cefalu und Calatabellota, mit den Worten: „Diese geben wir Dir als einen Mahlschatz für die Jungfrau; was wir Willens sind, für Dich selbst zu thun, das wirst Du in der Folge sehen."

Darauf sprach der König zu der Braut: „Jetzt wollen wir die Frucht einernten, die uns von Eurer Liebe gebührt." Mit diesen Worten legte er

beide Hände an ihr Haupt und küßte ihr die Stirne. Perdicone, Lisa's Aeltern, und sie selbst, waren hocherfreut, und die Hochzeit ward fröhlich gefeiert. Viele Leute behaupten auch, daß der König der jungen Braut getreulich Wort hielt, und daß er nie bei einem Turnier mit andern Sinnbildern und Farben erschien, als die sie ihm aufgab.

Durch solche Handlungen gewinnen Könige die Herzen ihrer Unterthanen, geben andern Leuten Anlaß zu edlen Thaten, und erwerben sich unvergänglichen Ruhm. Aber heutiges Tages richten wenige darauf ihr Augenmerk, und die meisten Fürsten sind grausam und eigenmächtig geworden."

Achte Erzählung.

Sophronia wird die Gemahlin des Titus Quintus Fulvius, indem sie glaubt, mit dem Hegesippus vermählt zu sein, und zieht mit ihm nach Rom. Hegesippus kommt in kümmerlichen Umständen gleichfalls dahin, und weil er wähnt, daß Titus ihm geringschätzig begegnet, so gibt er vor, einen Menschen erschlagen zu haben, um sich dem Tode zu weihen. Titus erkennt ihn, und nimmt, um ihn zu retten, den Mord auf sich. Wie dies der eigentliche Thäter erfährt, gibt er sich selbst an. Octavius spricht sie deswegen alle drei los, und Titus gibt dem Hegesippus seine Schwester, und die Hälfte seines Vermögens.

Wie Pampinea aufgehört hatte, zu reden, und wie der König Peter von Allen war gerühmt worden (besonders aber von der ghibellinischen Dame), nahm Filomena auf Befehl des Königs folgendermaßen das Wort: „Wer weiß es nicht, meine edlen Freundinnen, daß die Könige Alles vermögen, was sie wollen, und daß es ihnen auch vorzüglich obliegt, sich edelmüthig zu zeigen? Wer demnach, wenn er es in seiner Gewalt hat, Dasjenige thut, was ihm angemessen ist, der handelt zwar löblich; allein man braucht sich nicht so sehr darüber zu wundern, oder ihn mit solchen Lobsprüchen zu überhäufen, wie einen andern, der solche Handlungen ausübt, und von welchem man sie wegen seiner geringeren Mittel und Kräfte weniger fordern konnte. Da Ihr nun mit so vielen Worten die Handlungen der Könige erhebt, und sie so rühmlich findet, so zweifle ich nicht, daß Ihr dergleichen von Leuten, die unsers Standes sind, mit noch mehr Wohlgefallen hören und sie rühmen werdet, wenn sie mit den Königen wetteifern, und sie wohl gar übertreffen. Ich will Euch deswegen erzählen, wie löblich und

edelmüthig einst ein paar Freunde aus dem Bürgerstande sich gegen einander betragen haben.

Zu der Zeit, da Octavius Cäsar noch nicht den Beinamen Augustus führte, sondern noch als einer von den Triumvirn in Rom herrschte, war daselbst ein Edelmann, Namens Publius Quintus Fulvius, der seinen Sohn Titus Quintus Fulvius, einen jungen Mann von vortrefflichen Anlagen, nach Athen sandte, um die Weltweisheit zu lernen, und ihn daselbst einem seiner ältesten Freunde, dem edlen Chremes, auf das Dringendste empfahl. Chremes nahm auch den jungen Titus zu sich in sein eigenes Haus, wo er ihn seinem Sohne Hegesippus zugesellte, und die beiden Jünglinge von dem Philosophen Aristippus gemeinschaftlich unterrichten ließ. Da sie nun beständig bei einander waren, so wurden sie sich in ihren Gesinnungen so ähnlich, daß eine so vertraute Freundschaft und Brüderschaft zwischen ihnen entstand, welche hernach nichts als der Tod trennen konnte. Keiner von ihnen befand sich wohl oder zufrieden, wenn der Andere nicht bei ihm war. Beide hatten zu gleicher Zeit ihre Studien angefangen, und da sie Beide mit gleichen Fähigkeiten begabt waren, so erreichten sie auch mit gleichen Schritten auf eine rühmliche Weise die höchsten Stufen der Weltweisheit. Auf diese Art brachten sie wohl drei Jahre mit einander zu, zum großen Vergnügen des Chremes, welcher den Einen nicht weniger als den Andern, wie seinen Sohn betrachtete. Nach Verlauf dieser Zeit aber (weil doch einmal Alles vergänglich ist), ward Chremes, der schon bejahrt war, diesem Leben entrückt, und die Jünglinge betrauerten ihn Beide, wie ihren leiblichen Vater so aufrichtig, daß die Freunde und Verwandten des Chremes nicht wußten, welcher von Beiden über den Verlust am untröstlichsten war.

Nach einigen Monaten begab es sich, daß die Freunde und Angehörigen des Hegesippus und Titus mit ihnen, jenen ermahnten, sich zu verheiraten, und daß die Ersteren ein wunderschönes Mädchen aus einem der edelsten Geschlechter in Athen für ihn aussuchten, welches Sophronia hieß und ungefähr fünfzehn Jahr alt war. Wie nun die Zeit der Vermählung nahe heran kam, bat Hegesippus einst den Titus, der Sophronia noch nicht gesehen hatte, mit ihm zum Besuch zu ihr zu gehen. Wie sie in ihr Haus kamen, und sich Beide neben ihr gesetzt hatten, fing Titus an, die Verlobte seines Freundes so aufmerksam zu betrachten, als wenn man ihn gedungen hätte, alle ihre Reize zu mustern; und da ihm Alles an ihr

über alle Maße gefiel, und seine höchste Bewunderung erregte, so ward er unvermerkt so sehr in sie verliebt, als ein Liebhaber nur immer werden kann. Nachdem sie eine kurze Zeit bei ihr zugebracht hatten, entfernten sie sich, und gingen wieder nach Hause. So bald sich Titus in seiner Kammer allein befand, fing er an, sich in Gedanken mit der Jungfrau, die ihm so sehr gefallen hatte, zu beschäftigen, und ward immer mehr von ihr entzückt, je länger er an sie dachte. Wie er endlich auf sich selbst aufmerksam ward, sagte er sich mit einem tiefen Seufzer: Wehe Deiner Gemüthsruhe, Titus! An welche Person hängst Du Dein Herz, Deine Liebe und Deine Hoffnungen? Weißt Du denn nicht, daß sowohl das Gute, das Du von dem Chremes und von den Seinigen empfangen hast, als die herzliche Freundschaft, welche Dich mit dem Hegesippus verbindet, es Dir zur Pflicht machen, dieses Mädchen, welches seine Braut ist, so achtungsvoll, wie eine Schwester zu lieben? Warum begehrst Du sie denn? Wohin lässest Du Dich von Deiner verführerischen Leidenschaft, wohin von der täuschenden Hoffnung verleiten? Oeffne die Augen der Vernunft; lerne Dich selbst kennen, Du Verkehrter! Gieb Raum der Ueberlegung; zügele Deine ungezähmten Begierden; thue Deinen unstatthaften Wünschen Einhalt, und gieb Deinen Gedanken eine andere Richtung. Unterdrücke Deine Lüsternheit im ersten Aufkeimen, und überwinde Dich selbst, so lange es noch Zeit ist. Was Du begehrst, das ziemt sich nicht für Dich; was Du zu erlangen trachtest, das verwehrt Dir die Rechtschaffenheit; und wenn Du auch so gewiß wärest, als Du es nicht bist, Deine Absicht zu erreichen, so müßtest Du die Versuchung fliehen, wenn Du bedächtest, was die wahre Freundschaft von Dir fordert, und was Du ihr schuldig bist. Was wirst Du denn beginnen, Titus? Du mußt Deiner ungeziemenden Liebe entsagen, wenn Du Deine Pflicht thun willst.

So bald er sich aber Sophronia wieder dachte, so zeigte sich ihm auch wieder Alles in einem andern Lichte und er sagte: „Das Gebot der Liebe hat mehr Kraft, als alle andern, und es zerbricht nicht nur die Vorschriften der Freundschaft, sondern selbst die göttlichen Gesetze. Wie oft hat nicht schon der Vater seine Tochter geliebt, der Bruder die Schwester, und die Stiefmutter den Stiefsohn? und das ist doch weit abscheulicher, als wenn ein Freund sich in das Weib des Andern verliebt, welches alle Tage geschieht. Was also die Liebe befiehlt, dem muß ich mich unterwerfen. Mögen doch Leute von reiferen Jahren sich an Dasjenige binden, was recht ist! Ich darf

nichts anders wollen, als was die Liebe will. Die Schönheit dieses Mädchens ist werth, einen Jeden zu entzücken; wer will es denn einem jungen Manne, wie mir verdenken, wenn ich mich in sie verliebe? Ich liebe sie ja nicht darum, weil sie dem Hegesippus gehört, sondern ich liebe sie um ihrer selbst willen, und würde sie immer lieben, sie möchte gehören, wem sie wollte, Das Schicksal allein ist Schuld, daß es sie meinem Freunde Hegesippus, und nicht einem Andern, zugetheilt hat, und wenn sie Jemand lieben muß, wie es wegen ihrer Schönheit nicht anders möglich ist, so müßte es dem Hegesippus, wenn er es erführe, lieber sein, daß ich sie verehre, als ein Anderer.

Dann lachte er wieder über seine Thorheit, indem er von diesen Betrachtungen zu den entgegengesetzten, von jenen zu diesen, und von diesen wieder zu jenen überging, und damit nicht nur diesen Tag und die folgende Nacht, sondern auch mehrere folgende Tage und Nächte zubrachte, bis ihm die Lust zum Essen und der Schlaf verging, so daß er sich vor Schwachheit zu Bette legen mußte.

Hegesippus, der ihn schon einige Tage sehr tiefsinnig gesehen hatte, und ihn jetzt bettlägerig fand, betrübte sich sehr darüber; er kam ihm nicht von der Seite, und wandte allen möglichen Fleiß und Kunst an, um ihn aufzumuntern; wobei er nicht unterließ, ihn oft inständig zu bitten, ihm die Ursache seines Tiefsinns und seiner Krankheit zu entdecken. Lange suchte Titus ihn mit manchem erdichteten Vorwande hinzuhalten, bis Hegesippus seine Ausflüchte merkte, und so ernstlich in ihn drang, daß er ihm unter Thränen und Seufzern antwortete: „Hegesippus! wenn es den Göttern so gefiele, so hätte ich lieber gewünscht, zu sterben, als länger zu leben, seitdem das Schicksal mich in eine Lage versetzt hat, in welcher meine Tugend auf eine solche Probe gestellt worden, daß sie zu meiner großen Beschämung sich hat überwinden lassen. Ich erwarte jedoch in Kurzem den Lohn dafür, den ich verdiene, nämlich den Tod, welcher mir lieber sein wird, als das Leben, mit dem Bewußtsein meiner Niederträchtigkeit, die ich Dir nicht ohne große Schamröthe bekennen muß; denn ich kann und darf Dir nichts verhehlen."

Er erzählte ihm darauf die Ursache seines Trübsinns von ihrem ersten Anbeginn; den Kampf zwischen seinen verschiedenen Betrachtungen, und welche zuletzt die Oberhand behalten hätten, und entdeckte ihm, daß die Liebe zu Sophronia ihm das Leben zu verkürzen drohte; daß er einsehe, wie

ungebührlich seine Liebe wäre; daß er, um sie abzubüßen, fest beschlossen hätte, zu sterben; und daß er hoffte, seinen Wunsch bald erfüllt zu sehen.

Wie Hegesippus sein Bekenntniß vernahm und seine Thränen fließen sahe, stand er einen Augenblick bei sich an, weil er selbst von den Reizen des schönen Mädchens eingenommen war; wiewohl nur in geringerem Maße. Doch bald besann er sich, daß das Leben seines Freundes ihm weit theurer sein müßte, als seine Neigung zu Sophronia. Die Thränen seines Freundes lockten ihm selbst Thränen in die Augen, und er gab ihm schluchzend zur Antwort: „Titus, wenn Du nicht Trost bedürftest, so würde ich Dich bei Dir selbst verklagen, daß Du unsere Freundschaft verletzen, und mir Deine heftige Leidenschaft so lange verschweigen konntest. Denn wenn Du sie auch nicht für erlaubt hieltst, so durftest Du doch Deinem Freunde so wenig das Unerlaubte, als das Erlaubte verhehlen. Denn so wie der wahre Freund sich über die löblichen Dinge mit seinem Freunde erfreut, so sucht er ihm die unerlaubten aus dem Sinne zu reden. Doch ich will mich nur an das Gegenwärtige halten, und will zu Demjenigen übergehen, was Dir jetzt am nothwendigsten zu sein scheint. Wenn Du in Sophronia, meine verlobte Braut, heftig verliebt bist, so wundert mich das gar nicht, und es würde mich vielmehr wundern, wenn dieses nicht wäre, da ich weiß, wie reizend sie ist, und wie empfänglich Dein Gemüth für alles Edle und Liebenswürdige ist, so daß Du um desto zärtlicher lieben mußt, je vortrefflicher der geliebte Gegenstand ist. So sehr demnach Deine Liebe zu Sophronia zu billigen ist, so unrecht handelst Du gegen das Schicksal (wenn Du Dir gleich nichts davon merken lässest), indem Du es anklagst, daß es sie mir beschieden hat; weil Du Dir einbildest, daß Du sie mit besserem Fug hättest lieben dürfen, wenn sie einem Anderen, als mir gehörte. Wenn Du aber noch so vernünftig bist, wie Du zu sein pflegtest, so sage mir, wem anders konnte das Schicksal sie zutheilen, daß Du mehr Ursache hättest, es ihm zu verdanken, als indem es sie zu der Meinigen machte? Ein jeder Andere würde sie (wenn Deine Liebe auch noch so erlaubt gewesen wäre) weit lieber sich selbst, als Dir gegönnt haben. Dieses darfst Du hingegen von mir nicht erwarten, wenn Du mich so sehr für Deinen Freund hältst, wie ich es wirklich bin und zwar aus der Ursache, weil ich mich nicht erinnere, seit dem Anbeginn unserer Freundschaft irgend etwas besessen zu haben, welches Dir nicht eben so sehr zugehört hätte, als mir selbst. Wenn demnach die Sache auch schon so weit gediehen wäre, daß sie sich auf keine

andere Weise mehr abhelfen ließe, so würde ich in diesem Stücke so handeln, wie in allen andern Dingen. Allein so weit ist es noch nicht gekommen, und noch steht es in meiner Macht, sie Dir ganz allein zu überlassen; und dies bin ich entschlossen zu thun. Denn ich wüßte nicht, was Dir meine Freundschaft werth wäre, wenn ich in einer Sache, die sich füglich thun läßt, nicht meinen Wunsch nach dem Deinigen einrichten könnte. Sophronia ist freilich meine Braut; ich finde sie sehr liebenswürdig, und ich habe mit Freude meiner Vermählung mit ihr entgegen gesehen; allein da Du viel stärker empfindest, als ich, und dieses köstliche Kleinod viel feuriger begehrest; so sei versichert, daß sie meine Kammer nicht als meine Gattin, sondern als die Deinige betreten soll. Laß demnach Deinen Kummer fahren, verbanne Deine Traurigkeit, erlange Deine vorige Gesundheit wieder, sei fröhlich und getrost, und erwarte mit freudiger Zuversicht den Lohn Deiner Liebe welche ihn weit besser verdient, als die meinige."

Wie Titus diese Worte des Hegesippus vernahm, fühlte er zwar seine Hoffnung sehr dadurch geschmeichelt, allein seine Vernunft machte ihn schamroth, indem sie ihm zeigte, daß das Uebermaß der Großmuth seines Freundes ihm desto mehr die Pflicht auflegte, sie nicht zu mißbrauchen. Dies vermehrte seine Beklemmung und kaum war er vermögend, ihm zu antworten: „Hegesippus! Deine edelmüthige und aufrichtige Freundschaft giebt mir das beste Beispiel, wie ich mich selbst gegen Dich betragen soll. Mögen die Götter verhüten, daß ich Diejenige von Dir als die Meinige annehmen sollte, welche sie Dir, als dem Würdigern, beschieden haben! Wenn sie vorausgesehen hätten, daß sie bei mir besser aufgehoben wäre, so glaube mir nur, sie würden sie weder Dir, noch einem Andern gegeben haben. Erfreue Dich demnach Deiner eigenen Wahl, des vernünftigen Raths Deiner Freunde und der Bescheerung der Götter, und überlaß mich dem Kummer, der mir, als dem Unwürdigern, zum Loose gefallen ist. Ueberwinde ich ihn, so wird es Dir lieb sein; besiegt er mich, so werde ich von meiner Qual befreit."

„Titus (antwortete Hegesippus), wenn meine Freundschaft mir das Recht giebt, Dich zu nöthigen, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, und wenn ich Dich irgend bewegen kann, mir zu Willen zu sein, so bin ich fest entschlossen, in dem jetzigen Falle Alles aufzubieten, und wofern Du meinen Bitten nicht gutwillig Gehör giebst, so werde ich alle Zwangmittel gebrauchen, deren man sich zum Besten seines Freundes zu bedienen schuldig ist, damit

Sophronia Deine Gattin werde. Ich weiß, wieviel die Gewalt der Liebe vermag; ich weiß, daß sie nicht einmal, sondern oft, den Verliebten ein trauriges Ende bereitet hat, und ich sehe Dich so sehr in die Enge getrieben, daß Du weder umkehren, noch Deinen Schmerz überwinden kannst; sondern wenn Du fortfährst mit ihm zu kämpfen, als Besiegter fallen mußt; und dann würde ich Dir gewiß bald nachfolgen. Deswegen muß mir, wenn ich Dich auch sonst nicht liebte, schon aus dieser Ursache Dein Leben theuer sein. Sophronia muß demnach die Deinige werden; denn Du würdest nicht leicht eine Andere finden, die Dir so wohl gefiele: und da ich hingegen leichter meine Liebe einer Andern widmen kann, so wird Dir und mir zugleich geholfen. Ich würde mich vielleicht in diesem Stücke weniger uneigennützig zeigen; wenn die Weiber so selten und so schwer zu finden wären, wie die Freunde. Da ich nun ohne Schwierigkeit ein anderes Weib, aber nicht so leicht einen zweiten Freund wiederfinden kann, so will ich lieber jene, ich will nicht sagen verlieren (denn ich verliere sie nicht, indem ich sie Dir gebe, und mein zweites Ich wird sie nur noch glücklicher machen), sondern sie nur abtreten, um Dich nicht zu verlieren. Wenn also meine Bitten noch etwas über Dich vermögen, so überhebe Dich Deines Kummers, beglücke Dich und mich zugleich, und sieh mit froher Erwartung den Freuden entgegen, welche Du Dir von dem Besitze der geliebten Person versprichst."

Titus schämte sich zwar, Sophronia von seinem Freunde zur Gattin anzunehmen, und sträubte sich deswegen noch lange; doch da ihn von der andern Seite seine Liebe und das Zureden des Hegesippus mächtig antrieb, so sprach er endlich: „Höre, Hegesippus, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, daß ich es mehr mir selbst, oder Dir zu Gefallen thue, wenn ich Deinen Bitten nachgebe, womit Du so sehr in mich dringst. Da aber Deine Großmuth sich so weit erstreckt, daß sie meine gerechte Schamröthe überwindet, so will ich es thun; allein ich versichere Dir, daß ich nie vergessen werde, daß Du mir nicht nur die geliebte Person, sondern auch mit ihr das Leben schenkest. Wollten die Götter (wenn es möglich wäre), daß ich Dir dereinst zu Deinem Nutzen ehrenvolle Beweise geben könnte, wie sehr Du mich dadurch beglückest, daß Du Dich meiner besser erbarmest, als ich selbst."

Hegesippus antwortete ihm: „Damit uns unser Vorhaben nach Wunsch gelinge, Titus, so will ich Dir sagen, wie wir es nach meiner Meinung anfangen müssen: Du weißt, daß meine Verwandten und die Verwandten Sophronia's lange Zeit mit einander Unterhandlungen

gepflogen haben, ehe sie meine Braut geworden ist. Wenn ich demnach jetzt erklären wollte, daß ich sie nicht zur Frau begehrte, so würde großes Aergerniß dadurch gegeben werden, und ich würde mich mit meinen eigenen Freunden und mit den ihrigen darüber entzweien. Wenn sie jedoch nur dadurch die Deinige würde, so würde ich mich wenig darum bekümmern; allein ich fürchte, wenn ich in diesem Augenblicke von ihr abließe, so würden ihre Eltern sie bald einem Andern, und wahrscheinlicherweise nicht Dir geben, und Du würdest also das nicht erhalten, was ich verlöre. Wenn Du es demnach zufrieden bist, so will ich das, was ich angefangen habe, fortsetzen, und will Sophronia als meine Braut heimführen, und das Hochzeitfest feiern, und wir wollen schon Anstalt machen, daß Du an meiner Stelle das Beilager mit ihr vollziehst. Zu gelegener Zeit wollen wir hernach die wahren Umstände entdecken. Sind sie damit zufrieden, so ist es desto besser; wo nicht, so können sie doch eine geschehene Sache nicht wieder rückgängig machen, und sie werden sich zufrieden geben müssen."

Der Anschlag gefiel dem Titus, und wie dieser wieder hergestellt und bei Kräften war, empfing Hegesippus Sophronia als seine Braut in seinem Hause, feierte sein Hochzeitsfest, und wie der Abend kam, führten die Frauen die junge Braut in ihre hochzeitliche Kammer, und ließen sie allein. Die Kammer des Titus war neben derselben, und man konnte aus der einen in die andere gehen. Wie nun Hegesippus in seine Kammer gegangen war, und das Licht ausgelöscht hatte, schlüpfte er in die Kammer des Titus, und lud ihn ein, sich zu der Braut zu legen. Titus schämte sich, bereuete seinen Entschluß, und wollte nicht hineingehen; allein Hegesippus, dem es mit der That eben so sehr, als mit Worten, ein Ernst war, ihn glücklich zu machen, schickte ihn nach langem Widerstreben in das Brautgemach. Indem sich Titus zu der Braut in's Bett legte, fragte er sie leise, und gleichsam scherzend, ob sie noch seine Frau werden wollte. Sie bejahte seine Frage, weil sie glaubte, daß er Hegesippus wäre, und Titus steckte ihr darauf einen kostbaren Ring an den Finger, und erklärte sich für ihren Gemahl.

Nach vollzogener Vermählung erfreute sich Titus oft und eine geraume Zeitlang seiner Liebe mit ihr, ohne daß weder sie selbst, noch irgend Jemand anders erfuhr, daß ein Anderer, als Hegesippus, ihr Lager mit ihr theilte. Indem aber die Sachen zwischen Titus und Sophronia auf diesem Fuße standen, empfing Titus die Nachricht, daß sein Vater

Publius gestorben wäre, weswegen man ihn bat, eiligst nach Rom zu kommen, um seine Erbschaft anzutreten. Er berathschlagte sich demnach unverzüglich mit dem Hegesippus, wie er es anfangen sollte, abzureisen, und Sophronia mitzunehmen, welches nicht füglich geschehen konnte, und auch nicht geschehen mußte, ohne ihr Alles zu entdecken. Sie gingen demnach einst Beide mit ihr in ihre Kammer, wo sie ihr Alles ausführlich bekannten, und Titus überzeugte sie von der Wahrheit durch die Erwähnung mancher kleinen Umstände, die zwischen ihnen vorgefallen waren. Sie blickte sie Beide ein wenig zürnend an, und die Thränen stürzten ihr über die Wangen, indem sie sich beklagte, daß sie von Hegesippus wäre hintergangen worden. Ohne seinen Verwandten ein Wort zu sagen, ging sie nach dem Hause ihrer Eltern, und erzählte ihnen den Betrug, welchen Hegesippus ihr und ihnen gespielt hätte, und daß sie die Frau des Titus geworden wäre, indem sie geglaubt hätte, mit dem Hegesippus verheiratet zu sein. Ihr Vater ward darüber sehr aufgebracht, und es kam darüber zwischen ihm und seinen und Hegesipp's Verwandten zu manchem Wortwechsel, wobei es sehr laut und heftig herging. Hegesippus ward beiden Theilen verhaßt, und ein Jeder hielt ihn nicht nur des Tadels, sondern auch einer schweren Strafe werth. Er selbst hingegen behauptete völlig recht gehandelt, und von Sophronia's Verwandten Dank verdient zu haben, indem er ihr einen besseren Gemahl, als er selbst wäre, verschafft hätte.

Titus, dem dies Alles zu Ohren kam, war sehr erzürnt darüber, und weil er wohl wußte, daß die Griechen so lange drohen und Lärm machen, als ihnen Niemand antwortet, hingegen bis zur Niederträchtigkeit demüthig werden, so bald man ihnen die Spitze bietet; so hatte er nicht Lust, sie länger ohne Antwort fortschwatzen zu lassen, und da er athenienſischen Witz mit römischem Muthe in sich vereinigte, so wußte er auf eine geschickte Weise eine Zusammenkunft zwischen Hegesipp's und Sophronia's Verwandten in einem Tempel zu veranstalten; worauf er mit dem Hegesipp ohne andere Begleitung zu ihnen hinantrat, und die Versammlung folgendermaßen anredete: „Es ist die Meinung vieler Weltweisen, daß Alles, was die Sterblichen beginnen, von den unsterblichen Göttern vorhergesehen und bestimmt ist; und deswegen behaupten auch Einige, daß Alles, was geschehen ist, und was geschehen wird, unbedingt nothwendig sei, wiewohl Andere diese Nothwendigkeit blos auf das Geschehene eingeschränkt wissen wollen. Wenn man diesen Meinungen einige Aufmerksamkeit widmet, so wird man

sich bald überzeugen, daß wer geschehene Dinge, die nicht zu ändern sind, tadeln will, sich klüger dünken muß, als die Götter, von denen wir doch voraussetzen müssen, daß sie nach ewigen und unwandelbaren Gesetzen uns und unsere Angelegenheiten regieren; so daß die thörichte und unbesonnene Verwegenheit Derjenigen klar am Tage liegt, welche ihre Fügungen meistern wollen, und wie sehr solche Leute verdienen, für ihre Frechheit in Ketten und Bande geschlagen zu werden. Meiner Meinung nach befindet Ihr Euch sammt und sonders in diesem Falle, wenn es wahr ist, daß Ihr so gesprochen habt und noch (wie ich höre) fortfahret, darüber zu sprechen, daß Sophronia, die Ihr dem Hegesippus zugedacht hattet, meine Gemahlin geworden ist; und bedenkt nicht, daß sie von Ewigkeit her mir, und nicht dem Hegesipp zur Frau bestimmt war, wie der Erfolg jetzt beweiset. Weil jedoch die Lehre von einer verborgenen Vorsehung und Absicht der Götter Manchen nicht einleuchten will, welche der Meinung sind, daß die Götter sich um unsere Angelegenheiten wenig bekümmern, so will ich blos nach menschlichen Ansichten der Dinge mit Euch reden, und in dieser Hinsicht werde ich zweierle thun müssen, was sonst sehr wider meine Gewohnheit streitet; ich werde nämlich mich selbst ein wenig rühmen, und einen Andern einigermaßen heruntersetzen, oder herabwürdigen müssen. Da es jedoch zur gegenwärtigen Sache unumgänglich nöthig ist, und da ich mich an keiner Seite um ein Haar von der Wahrheit entfernen werde, so muß ich mich dazu entschließen. Mehr von jähem Zorne gereizt, als durch vernünftige Gründe bewogen, Euch zu beschweren, scheltet Ihr, und lästert, und verdammt den Hegesippus, nicht nur durch heimliches Afterreden, sondern auch durch laute Verleumdung, weil er mir nach seiner Absicht diejenige zur Gattin verschafft hat, die Ihr nach Eurer Absicht ihm zugedacht hattet. Ich hingegen glaube, daß er dafür großes Lob verdient, weil er eines Theils die Pflicht eines Freundes erfüllt, und weil er zweitens viel klüger, als Ihr, gehandelt hat. Ich will Euch jetzt nicht erklären, wie weit die heiligen Gesetze der Freundschaft den einen Freund verpflichten, dem andern zu dienen; sondern ich will mich damit begnügen, Euch daran zu erinnern, daß das Band der Freundschaft viel fester bindet, als die Bande des Blutes und der Verwandtschaft; denn die Freunde wählen wir uns selbst, und die Verwandten müssen wir nehmen, so wie sie das Schicksal uns gibt. Wenn demnach dem Hegesipp mein Leben theurer war, als Euer Wohlwollen, so muß Euch das nicht wundern, so bald Ihr mich als seinen Freund anerkennt, der ich zu sein hoffe. Doch

genug hiervon! Indem ich aber zu meiner zweiten Behauptung übergehe, werde ich Euch ein wenig umständlicher zeigen müssen, in wie fern er klüger gehandelt hat, als Ihr; denn wie mich däucht, so versteht Ihr nichts von der Vorsehung der Götter, und fast noch weniger von den Gefühlen der Freundschaft. Ihr meinet also, nach Euren Einsichten, nach Eurem Gutdünken, und nach Eurer Ueberlegung, Ihr müßtet Sophronia einen jungen Mann, einen Philosophen, und zwar den Hegesippus zum Gemahl geben. Wohlan, Hegesippus gab sie nicht minder einem Jüngling und einem Philosophen. Euch beliebte es, sie einem Athenienser zu bestimmen; er gab sie einem Römer. Ihr wähltet für sie einen edlen Jüngling; er einen noch edleren. Ihr wolltet sie mit einem reichen Manne verheiraten; er vermählte sie mit einem der reichsten. Ihr wolltet sie mit einem Jünglinge versprechen, der sie kaum kannte, und folglich noch weniger lieben konnte; und Hegesipp überlieferte sie in die Arme desjenigen, der sie höher schätzte, als sein höchstes Glück, und als sein eigenes Leben.

„Laßt uns dies Alles, was ich gesagt habe, einzeln betrachten, und laßt uns sehen, ob es wahr und ob es löblicher sei, als was Ihr beabsichtiget hattet. Daß ich jung bin, so wohl wie Hegesippus, darüber dürft Ihr nur Eure eigenen Augen befragen, und daß ich die Weltweisheit studirt habe so gut wie er, daß wißt Ihr, ohne lange Vorrede. In unsern Jahren sind wir einander gleich und mit gleichen Schritten sind wir auch in den Wissenschaften vorwärts gegangen. Es ist wahr, er ist ein Athenienser, und ich bin ein Römer. Wollte man über den Vorrang unserer Vaterstädte streiten, so würde ich sagen: meine Vaterstadt ist frei, und die seinige ist zinsbar. Die meinige ist Gebieterin einer Welt, und Athen ist meiner Vaterstadt unterthan. Die meinige ist in der Blüthe der Macht, der Waffen und der Wissenschaften, und die Vaterstadt Hegesippus hat sich nur allein der Wissenschaften zu rühmen. Ueberdies erscheine ich zwar hier unter Euch nur in der bescheidenen Gestalt eines Schülers; allein in Rom bin ich keiner der geringsten des Volkes. Meine eignen Häuser und die öffentlichen Plätze in Rom sind voll uralter Bildsäulen meiner Vorfahren, und die römischen Jahrbücher erwähnen vieler Siegeszüge der Quintier nach dem Capitol. Der Ruhm unseres Namens ist auch noch nicht welk geworden, sondern steht noch jetzt in seiner besten Blüthe. Ich würde es verachten, meiner Reichthümer zu erwähnen; denn Armuth und Ehre waren in den ältesten Zeiten

das Erbtheil und der Stolz der edlen Römer. Wenn aber heutiges Tags die Meinung sich geändert hat, und wenn der Mann nur nach seinem Reichthum geschätzt wird, so darf ich wohl sagen, daß nicht Geiz und Gierigkeit, sondern die Gunst des Glücks mich zum Besitzer eines ansehnlichen Vermögens gemacht hat. Ich weiß zwar wohl, daß Ihr es wünschtet, daß Ihr es noch wünscht, und nicht Unrecht habt, zu wünschen, den Hegesippus zu Eurem Blutsfreunde zu haben; allein in mancher Rücksicht sollte es Euch doch nicht minder lieb sein, mich in Rom unter die Eurigen zu zählen, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr an mir einen guten Gastfreund und einen nützlichen, eifrigen und mächtigen Beschützer, sowohl in Euren besonderen, als in öffentlichen Angelegenheiten finden werdet. Wer wird denn, wenn man Alles ohne Vorurtheil und mit kaltem Blute betrachtet, Eure Anschläge für besser halten, als die Absichten meines Hegesippus? Gewiß Niemand. Folglich ist Sophronia an den Titus Quintus Fulvius, einen altadeligen und reichen römischen Bürger und einen Freund des Hegesippus, sehr vortheilhaft vermählt, und wer sich darüber beklagt oder ärgert, der thut nicht, was Recht ist, und weiß selbst nicht, was er will. Vielleicht wird Dieser oder Jener mir einwenden, Sophronia finde sich nicht sowohl dadurch beleidigt, daß sie die Gemahlin des Titus geworden, als durch die Art und Weise, wie sie es geworden sei; durch heimliche Künste und ohne Vorwissen ihrer Aeltern und Verwandten. Dies ist aber weder etwas Wunderbares, noch etwas Neues und Unerhörtes. Ich will gern von Denjenigen schweigen, welche wider den Willen ihrer Aeltern Männer genommen haben, oder welche mit ihren Liebhabern davon gegangen und erst Buhlerinnen gewesen sind, bevor sie Eheweiber wurden, und früher durch ihre Schwangerschaft oder Niederkunft als mit klaren Worten ihre Verheiratung kund gethan haben; und demnach hat man sich auch dergleichen Dinge wohl aus Noth müssen gefallen lassen. Das ist aber Sophronia nicht widerfahren, sondern Hegesippus hat sie auf eine ehrliche und rechtschaffene Weise dem Titus gegeben. Sollten wiederum Andere behaupten, Derjenige, welcher sie mir vermählte, habe nicht das Recht dazu gehabt, so sind das thörichte und weibische Einwendungen, die von weniger Ueberlegung zeugen. Braucht denn das Schicksal nicht mancherlei ungewöhnliche Mittel und Wege, um manche Dinge zu ihrem bestimmten Ziele zu bringen? Was brauch' ich mich darum zu bekümmern, daß vielleicht ein Schuhflicker und kein Gelehrter irgend eine Sache nach seiner Weise für mich ausgerichtet

hat, er mag dabei heimlich oder öffentlich zu Werke gegangen sein, sobald sie nur gut ausgefallen ist? War der Schuhflicker nicht ein gewandter Mann, so ist es meine Sache, mich in der Folge in Acht zu nehmen, ihm nichts wieder anzuvertrauen; aber für das Geschehene bin ich schuldig, ihm zu danken. Hat demnach Hegesippus Sophronia glücklich verheiratet, so ist es eine lächerliche Thorheit, sich über die Art und Weise zu beklagen, wie er es gethan hat. Wenn Ihr seiner Einsicht nicht trauet, so seht Euch vor, daß Ihr ihn künftig keine Ehen mehr stiften laßt; und dankt ihm für diese. Wisset indessen, daß ich keinesweges gesucht habe, durch List oder durch Betrug dem Adel und der Reinigkeit Eures Bluts in der Person Sophronia's einen Schandfleck anzuhängen; denn obwohl ich sie verstohlenerweise zu meiner Frau gemacht habe, so kam ich doch nicht wie ein Ehrenschänder, in der Absicht, ihr ihre Keuschheit zu rauben; oder wie ein Feind, um sie gewaltsamerweise zu besitzen und den Namen Eures Verwandten zu verschmähen; sondern weil ich in ihre Schönheit und Tugend heftig verliebt war und wohl wußte, daß Ihr sie mir nicht würdet gegeben haben, wenn ich auf diejenige Weise, worauf Ihr vielleicht hindeutet, um sie angehalten hätte, aus Furcht, daß ich eine von Euch so sehr geliebte Person mit mir nach Rom führen möchte; so nahm ich meine Zuflucht zu den heimlichen Anschlägen, die ich Euch jetzt gern gestehen will, und bewog den Hegesippus, sich um meinetwillen zu einer Sache willig finden zu lassen, wozu er sonst keine Neigung hatte. Bei dem Allen suchte ich mir den Besitz ihrer Person (so inbrünstig verliebt ich auch war) nicht als bloßer Liebhaber zu verschaffen, sondern als ihr wirklicher Gemahl, und sie selbst wird es Euch als Wahrheit bezeugen, daß ich sie nicht eher berührt habe, bis ich mit den gewöhnlichen Worten und mit einem Ringe mich mit ihr vermählt, und auf meine Frage, ob sie mich zum Gemahl haben wollte, ihre einwilligende Antwort erhalten hatte. Wenn sie sich jetzt für betrogen hält, so muß sie nicht mir, sondern sich selbst die Schuld beimessen, indem sie mich nicht gefragt hat, wer ich wäre. Das schreckliche Uebel, der unverzeihliche Fehler, das schwere Verbrechen, dessen sich Hegesippus als Freund und Titus als Liebhaber schuldig gemacht haben, besteht also darin, daß Sophronia die Gemahlin des Titus Quintus geworden ist! Deswegen verlästert Ihr den Hegesippus, drohet ihm und stellet ihm nach. Was könntet Ihr mehr thun, wenn er sie an einen Bettler, einen Landstreicher, einen Knecht verheiratet hätte? Welche Fesseln, welche Kerkerstrafe, welche Mar-

tern würden Euch genügt haben? Doch genug hiervon. Es ist ein Zeitpunkt eingetreten, den ich noch lange nicht erwartet hatte; mein Vater ist gestorben, und ich sehe mich genöthigt, nach Rom zu gehen, wohin ich Willens bin, Sophronia mitzunehmen. Aus dieser Ursache habe ich Euch Dasjenige entdeckt, was ich sonst vielleicht noch lange würde verschwiegen haben; und dies muß Euch lieb sein, wofern Ihr klug seid. Denn wenn ich Euch hätte betrügen oder beschimpfen wollen, so konnte ich Sophronia geschändet verlassen; allein das verhüten die Götter, daß ein römischer Sinn sich jemals dergleichen Niederträchtigkeit erlauben sollte! Sophronia ist und bleibt demnach durch die Zulassung der Götter, in Kraft der Gesetze, durch den löblichen Beistand meines Hegesippus und durch meine angewandte List meine Gemahlin. Weil Ihr Euch aber vielleicht für weiser als die Götter, und für klüger als alle andern Menschen haltet, so beweiset Ihr mir auf eine doppelte Art Euer Mißfallen an dieser Sache, einmal, indem Ihr mir Sophronia vorenthaltet, an welche Ihr kein weiteres Recht habt, als mir beliebt, Euch zu verstatten, und zweitens, indem Ihr dem Hegesippus wie Eurem Feinde begegnet, da Ihr ihm doch vielmehr Dank schuldig seid. Wie thöricht Ihr daran handelt, darüber will ich mich jetzt nicht weitläuftig auslassen; sondern ich will Euch nur als Euer Freund rathen, Euren Zorn fahren zu lassen und mir meine Sophronia wiederzugeben, damit ich Euch als Euer Blutsfreund zufrieden verlasse und Euch ferner zugethan bleibe; denn Dasjenige, was geschehen ist, mag Euch gefallen oder nicht, so seid versichert, daß ich, wenn Ihr nicht thut, was ich begehre, den Hegesippus mit mir nehme, und wenn ich nach Rom komme, so will ich mir Diejenige, die mir mit Recht zugehört, wider Euren Dank und Willen wohl verschaffen, und Ihr sollt erfahren, was es auf sich hat, einen Römer zur Rache zu reizen und ihn zum Feinde zu haben."

Wie Titus dieses gesprochen hatte, erhob er sich mit zornigem Blicke, nahm den Hegesippus bei der Hand, warf den Kopf in die Höhe, zum Zeichen, daß er sich um Alle, die in dem Tempel versammelt waren, wenig bekümmerte und entfernte sich mit drohender Geberde. Diejenigen, die im Tempel zurückblieben, fühlten sich theils durch seine Rede bewogen, ihn gern als ihren Freund und Verwandten zu betrachten, theils hatten seine letzten Worte sie in Schrecken gesetzt, so daß sie es einstimmig für besser hielten (da Hegesippus sich nicht hatte mit ihnen befreunden wollen), den Titus in ihre Verwandtschaft aufzunehmen, als der Verbindung mit Jenem zu entsagen

und sich zugleich den Titus zum Feinde zu machen. Sie kamen demnach zu ihm und erklärten ihm, sie wären bereit, ihm Sophronia zu geben, ihn als einen lieben Verwandten und den Hegesippus als ihren Freund anzusehen. Hierauf begrüßten sie sich an beiden Seiten als Brüder und Freunde und Sophronia ward dem Titus wieder zugesandt, sobald ihre Verwandten zu Hause kamen. Als ein vernünftiges Weib schickte sie sich in die Umstände, schenkte ihre Liebe, die dem Hegesippus war gewidmet gewesen, dem Titus, und zog mit ihm nach Rom, wo sie sehr liebreich und ehrerbietig empfangen ward.

Hegesippus verlor jedoch in Athen bei Jedermann alle Achtung, und bei Gelegenheit einiger bürgerlichen Unruhen ward er bald nachher nebst allen den Seinigen in Armuth und Elend aus der Stadt vertrieben und auf immer aus ihrem Gebiete verbannt. Wie er nun in seiner Verbannung nicht nur verarmt, sondern gänzlich an den Bettelstab gerathen war, half er sich mit Noth und Kummer fort und kam nach Rom, um zu versuchen, ob sich Titus noch seiner erinnern würde. Da er fand, daß er noch lebte und bei allen Römern sehr beliebt war, so wartete er, nachdem er seine Wohnung ausfindig gemacht hatte, vor seiner Hausthüre, bis er herauskam; er getraute sich aber nicht, in seinem armseligen Aufzuge ihn anzureden, sondern suchte nur, ihm zu Gesichte zu kommen, in der Erwartung, daß Titus ihn erkennen und zu sich rufen würde. Weil aber Titus ihm vorbeiging und Hegesippus meinte, er hätte ihn wohl bemerkt, aber nicht auf ihn geachtet, so verursachte das Andenken an Dasjenige, was er einst für ihn gethan hatte, daß er vor Unwillen und Verzweiflung davon ging. Es war schon spät des Abends, und er befand sich hungerig, ohne Geld und ohne Obdach. Des Lebens müde gerieth er in eine abgelegene öde Gegend der Stadt und ward eine geräumige Höhle gewahr, die er sich zum Nachtlager erkor und sich schlecht genug bekleidet und bedeckt auf den bloßen Erdboden niederlegte, wo er von Gram und Kummer betäubt endlich einschlief. Gegen den Morgen kamen zwei Räuber in die Höhle, um den Raub der vergangenen Nacht mit einander zu theilen; sie geriethen dabei in Streit, der Schwächere ward von dem Stärkeren erschlagen und dieser machte sich aus dem Staube. Hegesippus hatte Alles gehört und gesehen und glaubte durch diesen Zufall ein Mittel zu finden, sich den Tod zu verschaffen, ohne zum Selbstmörder zu werden; er blieb deswegen liegen, bis die Wächter, die den Lärm gehört hatten, hinzukamen, sich seiner bemächtigten und ihn

gefangen davon führten. Wie man ihn verhörte, bekannte er, daß er den Mord begangen hätte und hernach nicht im Stande gewesen wäre, sich aus der Höhle zu entfernen. Der Prätor, Marcus Varro, verurtheilte ihn folglich nach dem damaligen Gebrauche zur Kreuzigung. Zufälligerweise kam Titus eben in den Richtsaal und indem er den armen Verurtheilten betrachtete, und hörte, weswegen er zum Tode verdammt war, erkannte er plötzlich die Gesichtszüge des Hegesippus, und ward sehr erstaunt, ihn in Rom und in einer so schmählichen Lage vorzufinden. Da ihm sehr daran gelegen war, seinem Freunde zu helfen, und da er kein anderes Mittel zu seiner Rettung zu ersinnen wußte, als wenn er sich selbst anklagte, um ihn zu erlösen, so trat er schleunig vor und rief: „Marcus Varro! Laß den armen Mann wieder zurückbringen, den Du verurtheilt hast; denn er ist unschuldig. Ich habe die Götter schon genug durch die eine Sünde beleidigt, daß ich Denjenigen erschlug, den Deine Wächter diesen Morgen todt gefunden haben, und ich will sie nicht zum zweiten Mal durch den Tod eines andern Unschuldigen erzürnen."

Varro erstaunte und er bedauerte, so viele Menschen im Richtsaale zu Zeugen zu haben. Da er aber nicht mit Ehren umhin konnte, zu thun, was die Gesetze verlangten, so ließ er den Hegesippus zurückholen und sprach zu ihm in Gegenwart des Titus: „Wie konntest Du so thöricht handeln, daß Du ohne den geringsten Zwang Etwas bekanntest, das Du nie begangen hast, da doch Dein Leben dabei auf dem Spiele stand! Du sagtest, Du wärest Derjenige, der diese Nacht den Menschen erschlagen hätte, und nun kömmt Dieser und spricht: „er habe es gethan."

Hegesippus sah sich um und fand, daß es Titus war, und er begriff sehr wohl, daß er dieses lediglich thäte, um ihm aus Dankbarkeit für die einst von ihm empfangene Wohlthat das Leben zu retten. Er weinte vor Rührung und sagte: „Varro, in Wahrheit, ich erschlug den Menschen, und das Mitleiden des Titus kömmt jetzt zu spät."

„Prätor (sprach Titus wieder), Du siehst, Dieser ist ein Fremdling, und man fand ihn ohne Waffen neben dem Erschlagenen. Du kannst wohl denken, daß ihn nur seine Dürftigkeit bewegt, den Tod zu suchen; laß ihn also frei und strafe mich, der ich es verdient habe."

Varro wunderte sich über den sonderbaren Wetteifer der Beiden, und stellte sich bereits vor, daß keiner von Beiden schuldig wäre. Indem er deswegen auf Mittel sann, sie Beide frei zu geben, trat ein junger Mensch auf,

Namens Publius Ambustus, ein verruchter und in ganz Rom berüchtigter Spitzbube, welcher den Mord wirklich begangen hatte, und da er am besten wußte, wie unschuldig die Beiden an der That waren, wegen deren sie sich selbst anklagten, so ging ihm ihre Unschuld dergestalt zu Herzen, daß er von Mitleiden durchdrungen sich dem Prätor darstellte und sagte: „Varro, meine Thaten bringen mich dahin, die schwierige Frage zwischen diesen Beiden zu entscheiden. Ich weiß nicht, welcher Gott mich zwingt und antreibt, meine Uebelthat zu gestehen. Wisse denn, daß keiner von diesen Beiden an dem Verbrechen schuldig ist, zu welchem sie sich bekennen. Ich aber bin wirklich Derjenige, welcher jenen Menschen heute früh kurz vor Tagesanbruch erschlug, und diesen armen Mann fand ich an eben dem Orte schlafend, wo ich meinen Raub mit Demjenigen theilte, den ich hernach erschlug. Den Titus zu vertheidigen wäre überflüssig, denn sein guter Ruf ist zu allgemein bekannt, und ein Jeder weiß wohl, daß er nicht der Mann ist, den dergleichen Verdacht treffen kann. Laß sie demnach alle Beide los und vollziehe an mir die Strafe, welche die Gesetze mir auflegen."

Octavius selbst hatte bereits von dieser Begebenheit gehört, und ließ alle Drei vor sich fordern, um von ihnen zu hören, welche Ursachen einen Jeden von ihnen bewogen hätten, sich das Todesurtheil zu wünschen. Sie erzählten ihm Alles, und Octavius entließ die beiden Freunde, weil sie nichts verschuldet hatten, und schenkte dem Dritten das Leben um ihrentwillen. Titus nahm nunmehr seinen Hegesipp zu sich, und nachdem er ihm wegen seines Kleinmuths und Mißtrauens freundschaftliche Vorwürfe gemacht hatte, führte er ihn sehr liebreich in sein Haus, wo ihn Sophronia mit zärtlichen Thränen schwesterlich empfing. Nachdem ihn Titus mit Speise erquickt, und ihn seinem Stande und seinen Tugenden gemäß gekleidet hatte, theilte er mit ihm alle seine Güter und Schätze, und gab ihm überdieß seine Schwester Fulvia zur Gemahlin, wobei er ihm die Wahl ließ, bei ihm zu bleiben, oder mit Allem, was er ihm geschenkt hatte, nach Achaia zurückzukehren.

Hegesippus, der sich theils wegen seiner Verbannung gezwungen, theils von seiner Freundschaft und schuldigen Dankbarkeit gegen den Titus bewogen fühlte, entschloß sich, ein römischer Bürger zu werden. Lange lebte er mit seiner Fulvia, mit dem Titus und mit Sophronia in einem Hause froh und glücklich, und ihre Freundschaft wuchs mit jedem Tage, wofern es möglich war, daß sie noch inniger werden konnte.

So ist demnach die Freundschaft die herrlichste aller Tugenden, und

nicht nur der größesten Achtung, sondern auch des höchsten Ruhmes würdig. Sie ist die weise Mutter der Großmuth und des Wohlthuns, die Schwester der Dankbarkeit und der Menschenliebe, und die Feindin des Hasses und des Eigennutzes. Unaufgefordert ist sie zu jeder Stunde bereit, Andern alles Gute zu erweisen, was sie wünschen würde, das man ihr selbst thun möchte. Allein selten findet man heutigen Tages zwei Leute, an welchen sie ihren seligen Einfluß offenbart; Dank der schändlichen Gierigkeit der Menschen, die nur auf ihren eigenen Nutzen erpicht, jedes Gefühl der Freundschaft, weit über die Gränzen der Erde hinaus, auf immer verbannt hat. Welche Liebe, welche Schätze, welche Bande des Blutes hätten wohl den Hegesippus bewegen können, aus Mitleiden mit den Seufzern und Thränen des Titus einer schönen und geliebten Braut zu entsagen, und sie ihm zu überlassen — wenn sie es nicht that? Welches Verbot, welche Drohungen, welche Rücksichten, hätten die Arme des Jünglings Hegesippus abhalten können, in der einsamen Kammer, in der Dunkelheit und im eigenen Bette das schöne junge Weib zu umschlingen, welches ihm vielleicht unschuldigerweise oft selbst Aufmunterung gab — wenn sie es nicht vermochte? Welche Verhältnisse, welche Vortheile, welche Aussichten hätten ihn bewegen können, sich weder an seine eigenen, noch an Sophronia's Verwandten zu kehren, sich um die ehrenrührigen Lästerungen des Pöbels nicht zu bekümmern, und seinem Spott und Hohn Trotz zu bieten — wenn sie ihn nicht dazu antrieb?

Und an der andern Seite, wer hätte den Titus auffordern können, da er sich füglich stellen konnte, als wenn er von nichts wüßte, sich bereitwillig zu zeigen, sein eigenes Leben aufzuopfern, um den Hegesipp vom Kreuze zu retten — wenn sie ihn nicht anspornte? Wer konnte ihn so freigebig machen, daß er ohne Bedenken die Hälfte seines großen väterlichen Erbguts dem Hegesipp hingab, welchem das Schicksal das Seinige genommen hatte — wenn sie ihm nicht seine Hand öffnen hieß? Wer hätte ihn bewegen können, sich der Armuth und des Elends des Hegesippus nicht zu schämen, und ihm freiwillig seine eigene Schwester zur Gattin zu geben — wenn sie ihm diesen Eifer nicht eingab?

Mögen denn immerhin die Menschen sich nach vielen Bekannten umsehen, sich viele Brüder, viele Kinder wünschen, oder mit ihrem Gelde sich eine Menge Knechte kaufen, und sich nicht darum bekümmern, ob unter diesen allen auch wohl Jemand sei, der sich nicht mehr vor der geringsten ihm selbst

drohenden Gefahr scheuen, als sich hüten wird, dem Vater, dem Bruder, oder dem Herrn seinen Genuß zu rauben; da man hingegen den Freund ganz anders handeln sieht.“

Neunte Erzählung.

Saladin, als Kaufmann verkleidet, wird von Messer' Torello herrlich bewirthet. Torello geht auf einen Kreuzzug, und bestimmt seiner Gemahlin eine gewisse Frist, nach welcher sie sich wieder verheiraten kann, im Fall sie keine Nachricht von ihm bekommt. Er wird gefangen, und wegen seiner Geschicklichkeit, Falken abzurichten, zu dem Sultan gebracht, welcher ihn wieder erkennt, sich ihm gleichfalls zu erkennen gibt und ihn sehr ehrenvoll aufnimmt. Torello wird krank und wird durch magische Kunst in einer Nacht nach Pavia versetzt, indem seine Frau eben im Begriff ist, wieder Hochzeit zu machen. Er wird von ihr erkannt, und führt sie wieder heim.

Filomena hatte ihre Rede geendigt, und die edelmüthige Dankbarkeit des Titus war mit gebührendem Lobe erhoben worden; und jetzt nahm der König, um dem Dioneo den letzten Platz zu überlassen, selbst das Wort, und sagte: „Liebliche Jungfrauen, Filomena hat wahr geredet in Demjenigen, was sie Euch von der Freundschaft erzählt, und am Ende ihrer Rede hat sie sich mit Recht beklagt, daß sie heutiges Tages von den Menschen so wenig geschätzt wird. Wenn wir hier wären, um die Mängel der Welt zu verbessern, oder sie auch nur zu rügen, so könnte ich zu ihren Bemerkungen noch Vieles hinzufügen. Weil aber dieses nicht unser Zweck ist, so fällt mir ein, Euch in einer zwar ziemlich langen, jedoch im Ganzen unterhaltenden Geschichte, eine von den trefflichen Handlungen Saladin's zu erzählen, damit wir aus den Begebenheiten, die Ihr in meiner Erzählung hören werdet, lernen (wenn wir auch wegen unserer Mängel die Freundschaft eines Menschen nicht im vollen Maße erwerben können), wenigstens Andern gerne zu dienen, in der Hoffnung, unsere Dienste dereinst belohnt zu sehen.

Wisset demnach, daß (wie Einige versichern) zur Zeit des Kaisers Friedrich des Ersten ein allgemeiner Kreuzzug von der ganzen Christenheit unternommen ward, um das heilige Land wieder zu erobern. Wie Saladin, ein sehr kluger Fürst, welcher damals Sultan von Babylon war, etwas davon erfuhr, nahm er sich vor, die Zurüstungen der christlichen Regenten zu diesem Zuge selbst in Augenschein zu nehmen, um seine Maß-

regeln dagegen desto besser treffen zu können. Wie er nun in seinem Reiche alle nöthigen Vorkehrungen gemacht hatte, ging er unter dem Vorwande einer Wallfahrt mit zweien seiner vornehmsten und verständigsten Leute, und nur von dreien Dienern begleitet, auf Reisen. Nachdem er schon verschiedene christliche Länder durchzogen hatte, und durch die Lombardei kam, um über das Gebirge weiter hinauf zu gehen, traf es sich, daß er auf dem Wege von Mailand nach Pavia einem Edelmann aus Pavia begegnete, Namens Messer' Torello d'Istria, der mit seinen Dienern, Hunden und Falken nach einem schönen Landsitze ging, den er am Ufer des Tesino besaß. So bald Herr Torello die Fremden gewahr ward, schienen sie ihm Leute von Stande und Ausländer zu sein, und er wünschte ihnen gütlich zu thun. Wie demnach Saladin sich bei einem seiner Leute erkundigte, wie weit sie noch bis nach Pavia hätten, und ob sie noch früh genug daselbst anlangen könnten, um in die Stadt zu kommen, gab Herr Torello selbst statt seines Dieners zur Antwort: „Meine Herren, Ihr könnt nicht mehr zeitig genug dahin kommen, um eingelassen zu werden."

„Wenn das ist (sprach Saladin), so seid so gütig, uns zu sagen, wo wir am besten Herberge finden können; denn wir sind hier fremd."

„Das will ich gerne thun (erwiederte Torello). Ich war eben im Begriff, einen meiner Diener bis in die Nähe von Pavia zu schicken, um etwas zu bestellen. Er soll Euch begleiten, und Euch an einen Ort bringen, wo Ihr ein gutes Nachtlager finden werdet."

Er gab hierauf einem seiner vertrautesten Diener heimlich einen Wink, was er thun sollte, und er selbst eilte indessen so schnell er konnte nach seinem Landhause, ließ ein schönes Abendessen bereiten, und die Tafel in seinem Garten decken, und setzte sich hierauf vor seine Thüre, um seine Gäste zu erwarten. Der Diener führte während der Zeit die Reisenden unter verschiedenen Gesprächen unvermerkt auf einigen Umwegen nach dem Landgute seines Herrn. So bald Herr Torello sie kommen sahe, ging er ihnen lächelnd entgegen, und sagte: „Seid mir herzlich willkommen, meine Herren!" Saladin war scharfsinnig genug, zu merken, daß der Edelmann besorgt hatte, sie möchten seine Einladung nicht angenommen haben, wenn er sie gebeten hätte, wie er ihnen auf dem Wege begegnete, und daß er sie durch eine kleine List nach seinem Hause gelockt hatte, damit sie sich nicht weigern könnten, bei ihm zu übernachten. Er gab demnach dem Torello, indem er seinen Gruß erwiederte, zur Antwort: „Mein Herr,

wenn man sich über zuvorkommende Leute beklagen dürfte, so würden wir über Euch zu klagen haben; denn ungerechnet, daß Ihr uns einen kleinen Umweg habt machen lassen, zwingt Ihr uns, eine große Gefälligkeit von Euch anzunehmen, die wir mit nichts, als mit einem einzigen Gruß verdient haben."

Der Ritter, der ein sehr wohlredender Mann war, antwortete: „Meine Herren, die Bewirthung, die Ihr bei mir findet, ist nur eine Kleinigkeit gegen das, was Ihr verdient, so weit ich nach dem Aeußerlichen von Euch schließen kann. Ihr würdet aber wirklich außerhalb Pavia nirgends einen erträglichen Aufenthalt finden; und deswegen laßt es Euch nicht verdrießen, einen kleinen Abweg gemacht zu haben."

Während dieser Unterredung bezeigten sich seine Diener geschäftig, die Pferde der Reisenden, welche inzwischen abgestiegen waren, zu beschicken, und Herr Torello führte die drei Fremden in die für sie bereiteten Zimmer, wo er ihnen die Stiefeln ausziehen und sie mit erfrischendem Wein bedienen ließ, indeß er selbst sie mit angenehmen Unterredungen bis zur Abendmahlzeit unterhielt. Saladin und seine Begleiter so wohl, als ihre Diener, verstanden genug von unserer Sprache, um sich verständlich zu machen, und Andere zu verstehen, und sie fanden Alle an dem Ritter den gefälligsten und artigsten Mann, der sie mit seinen Gesprächen besser unterhielt, als irgend Jemand, den sie bisher angetroffen hatten. Torello an seiner Seite glaubte zu bemerken, daß seine Gäste treffliche Männer wären, und zugleich viel vornehmer, als er im Anfange gedacht hätte; und es war ihm deswegen leid, daß er sie nicht mit einem stattlicheren Mahle für den Abend bewirthen konnte. Er nahm sich aber vor, am folgenden Tage das Fehlende nachzuholen. Zu dem Ende gab er einem seiner Diener die nöthigen Befehle, und schickte ihn an seine Gemahlin, eine sehr verständige Frau, nach Pavia, wo man die Thore nie zu verschließen pflegte. Hierauf führte er die Fremden in seinen Garten, und erkundigte sich höflich, wer sie wären.

Saladin antwortete: „Wir sind cyprische Kaufleute, und kommen von Cypern, um wegen unserer Geschäfte nach Paris zu reisen."

„Wollte Gott (erwiederte Torello), daß in unserm Lande die Edelleute das wären, was in Cypern (wie ich sehe) die Kaufleute sind!"

Unter diesen Gesprächen kam die Abendstunde heran; man setzte sich zum Essen, und der Tisch ward so gut besetzt, wie es in der Geschwindigkeit

nur immer möglich gewesen war. Nach aufgehobener Tafel glaubte Herr Torello, daß seinen Gästen am meisten mit der Ruhe gedient sein würde; er ließ ihnen demnach sehr schöne Betten anweisen, und sie legten sich bald darauf schlafen.

Der Diener des Torello hatte indessen die Botschaft seines Herrn in Pavia an die Gemahlin desselben bestellt. Mit einem mehr königlichen, als weiblichen Sinne ließ sie augenblicklich alle Freunde und Diener ihres Gemahls berufen, und alles zu einem herrlichen Gastmahle veranstalten; ließ die vornehmsten Einwohner der Stadt beim Fackellichte einladen, ließ Kleider, Wäsche und köstliches Pelzwerk zurecht legen, und alles Uebrige so einrichten, wie es ihr Gemahl ihr aufgetragen hatte.

Des andern Morgens früh standen die Reisenden auf; Herr Torello stieg mit ihnen zu Pferde, nahm seine Falken mit, und ritt mit seinen Gästen an einen Furt, um ihnen zu zeigen, wie seine Vögel abgerichtet wären. Wie hierauf Saladin um einen Wegweiser bat, der ihn nach Pavia führen, und ihm daselbst das beste Quartier anweisen könnte, sprach Her Torello: „Das nehme ich selbst auf mich, weil ich ohnehin dort Geschäfte habe."

Sie glaubten dieses, und da es ihnen sehr lieb war, so machten sie sich mit ihm auf den Weg. Wie sie um die dritte Stunde in Pavia ankamen, und glaubten, daß Herr Torello sie nach dem besten Gasthofe führen würde, brachte er sie nach seinem eigenen Hause, woselbst schon gegen fünfzig der vornehmsten Leute zu ihrem Empfange versammelt waren, welche sich um die Wette beeiferten, ihnen ihre Pferde und die Steigbügel zu halten. Saladin und seine Gefährten merkten bald, wie sich die Sache verhielt, und sagten: „Herr Torello, dies haben wir uns nicht von Euch erbeten. Ihr habt uns gestern Abend schon mehr Gutes erwiesen, als wir wünschen konnten, und Ihr könntet uns jetzt wohl ohne weitere Umstände unsere Straße ziehen lassen."

„Meine Herren (erwiederte Torello)! was ich gestern Abend für Euch thun konnte, das habe ich weniger Euch selbst zu verdanken, als dem Zufall, der Euch zu einer solchen Stunde zu mir führte, da Ihr genöthigt waret, in meiner Hütte vorlieb zu nehmen. Diesen Morgen aber steht es bei Euch selbst, mich und alle diese Herren, die um Euch sind, zu verbinden; wenn Ihr glaubt, daß es gütig gehandelt sein werde, ihnen abzuschlagen, in ihrer Gesellschaft bei mir Mittag zu essen, so habt Ihr Euren Willen."

Saladin und seine Begleiter ließen sich bereden, und stiegen ab. Die

Cavaliere begleiteten sie nach den prächtigen Zimmern, die ihnen zur Aufnahme bestimmt waren. Hier legten sie ihre Reisekleider ab, erfrischten sich ein wenig, und begaben sich alsdann nach dem Saale, wo auf's Herrlichste für sie angerichtet war. Nachdem sie die Hände gewaschen und sich zur Tafel gesetzt hatten, wurden sie mit der größten Ordnung und Pracht bedient, und mit so köstlichen Speisen bewirthet, daß man einem Kaiser nicht besser und ehrerbietiger hätte aufwarten können. Und obgleich Saladin und seine Begleiter große Herren waren, und gewohnt, Alles, was groß und prächtig ist, zu sehen, so mußten sie sich dennoch hier über Alles verwundern und es außerordentlich finden, da ihr Wirth kein Fürst, sondern nur ein gewöhnlicher Edelmann war. Nach der Mahlzeit und nach aufgehobener Tafel entließ Herr Torello seine Nachbaren und Freunde nach einigen kurzen Gesprächen zur Mittagsruhe, und blieb allein mit seinen drei fremden Gästen, die er darauf in ein anderes Zimmer führte, und um ihnen Alles zu zeigen, was ihm das Liebste war, so ließ er seine Gemahlin rufen, eine treffliche Frau, von großer Schönheit und von hohem stattlichen Wuchs. Sie erschien sehr reich gekleidet, in Begleitung ihrer beiden engelähnlichen Kinder, und nahte sich, freundlich grüßend, ihren Gästen. Diese standen auf, und empfingen sie ehrerbietig, nöthigten sie, sich neben ihnen zu setzen, und liebkoseten ihre beiden holden Kinder. Da sich Herr Torello während ihrer Unterhaltung mit ihnen ein wenig entfernte, so nahm seine Gemahlin Gelegenheit, sich bescheiden zu erkundigen, woher sie kämen, und wohin sie wollten; und sie antworteten ihr eben so wie ihrem Gemahl.

„In diesem Falle (sprach sie mit freundlicher Miene) wird Euch ein wenig weibliche Vorsorge nicht unnütz sein; und ich erbitte es mir deswegen von Euch als eine besondere Gunst, ein kleines Geschenk, welches ich Euch will herbringen lassen, nicht zu verschmähen, sondern in Rücksicht dessen, daß ein Weib nach ihrem geringen Vermögen nicht viel geben kann, mehr auf den guten Willen der Geberin zu sehen, als auf den Werth des Geschenks, und es freundschaftlich anzunehmen."

Es wurden hierauf einem Jeden zwei Kleider gebracht, das eine mit Seide, das andere mit Pelzwerk gefüttert, und nicht für Bürger oder Kaufleute, sondern für Personen von hohem Stande gemacht, nebst seidenen Unterkleidern und feinem leinenen Gewande. „Nehmet dieses von mir (sprach sie). Ich habe Euch mit meinem Gemahl auf gleichen Fuß gekleidet; und da Ihr weit von Euren Frauen entfernt seid, einen langen Weg be-

reits zurückgelegt, und noch eine weite Reise vor Euch habt, so werden die übrigen Sachen, so geringe auch ihr Werth ist, Euch vielleicht zu Statten kommen; denn die Kaufleute sind (wie ich wohl weiß) an Reinlichkeit und an Bequemlichkeit gewöhnt."

Die Herren verwunderten sich und sahen, daß Herr Torello es an keinem Stücke wollte fehlen lassen, ihnen Gutes und Ehre zu erweisen, und fast vermutheten sie, nach der Kostbarkeit der Kleider zu urtheilen, daß Herr Torello ihren Stand errathen hätte. Inzwischen antwortete Einer von ihnen: „Edle Frau! Dies sind so köstliche Sachen, daß wir sie nicht füglich annehmen könnten, wenn uns nicht Euer freundliches Ansinnen, dem man nichts versagen kann, dazu nöthigte."

Nachdem dieses geschehen, und Torello schon wieder herein gekommen war, nahm die Dame Abschied von ihnen, und ging hin, um auch ihre Diener mit den nöthigen Sachen versorgen zu lassen. Herr Torello erhielt von ihnen, durch vieles Bitten, daß sie den ganzen Tag bei ihm blieben. Wie sie demnach zuerst ein wenig geruht hatten, legten sie ihre Kleider an und ritten mit ihrem Wirth in der Stadt umher, worauf sie in einer zahlreichen Gesellschaft angesehener Männer zu gehöriger Stunde ein prächtiges Abendmahl bei ihm einnahmen und sich alsdann zur Ruhe begaben. Mit Anbruch des Tages standen sie auf, und fanden statt ihrer abgerittenen Gäule drei schöne mächtige Staatsrosse für sich, und starke frische Pferde für ihr Gefolge gesattelt und aufgezäumt fertig. Wie Saladin dieses sahe, konnte er sich nicht enthalten, zu seinen Gefährten zu sagen: „Ich schwöre bei Gott, daß ich nie einen wackerern, höflichern und verständigern Mann, als diesen, gefunden habe; und wenn die christlichen Könige sich gegen ihres Gleichen so als Könige betragen, wie dieser als Rittersmann, so braucht der Sultan von Babylon nicht zu besorgen, daß ein Einziger von ihnen, geschweige denn so Viele, als sich jetzt gegen ihn rüsten, ihm über den Hals fallen werde." Weil sie nun fanden, daß Weigern vergeblich sein würde, so dankten sie ihm sehr verbindlich und bestiegen ihre Pferde. Herr Torello begleitete sie eine große Strecke aus der Stadt, und endlich mußte Saladin (der sich zwar ungerne von ihm trennte, weil er ihm sehr lieb geworden war) ihn bitten, zurückzukehren, weil er eilte, weiter zu kommen. Indem Herr Torello mit Leidwesen Abschied von ihm nahm, sprach er zu ihnen: „Meine Herren, ich muß umkehren, weil Ihr es so haben wollt; doch dies muß ich Euch noch sagen: Ich weiß nicht wer Ihr seid, und ich will auch nicht

weiter in Euch dringen, um es zu erfahren; allein Ihr mögt sein wer Ihr wollt, so überredet Ihr mich diesmal nicht, zu glauben, daß Ihr Kaufleute seid. Lebt wohl!"

Saladin, der bereits von allen Freunden des Torello Abschied genommen hatte, gab ihm zur Antwort: „Mein Herr, es kann sich wohl dereinst fügen, daß wir Euch unsere Waare zeigen, und Eurem Glauben zu Hilfe kommen. Lebt glücklich!"

Wie nun Saladin davon reisete, mit dem festen Vorsatz, wenn er lebte, und der Krieg, welcher ihm bevorstand, ihn nicht daran verhinderte, dem Torello dereinst nicht minder Ehre zu erweisen, als er von ihm empfangen hatte, unterhielt er sich noch lange unterwegs mit seinen Gefährten von ihm und seiner Gemahlin, und von seinem ganzen Wesen und Benehmen, und erhob ihn deswegen außerordentlich. Nachdem er nun alle Abendländer, nicht ohne viele Mühe, durchstreift hatte, ging er zu Wasser mit den Seinigen wieder nach Alexandria, und rüstete sich, von Allem unterrichtet, zur Gegenwehr.

Herr Torello sann noch lange nach seiner Zurückkunft in Pavia, wer seine drei Gäste wohl möchten gewesen sein; allein er errieth es nicht, und blieb mit seinen Vermuthungen immer weit vom Ziele. Wie die Zeit des Kreuzzuges kam, und man dazu allenthalben große Zubereitungen machte, ließ Herr Torello sich durch keine Bitten und Thränen seiner Gemahlin in dem Vorsatze stören, den Zug mit zu machen, und nachdem er alles Nöthige dazu vorbereitet hatte und im Begriff war, die Reise anzutreten, sprach er zu seiner Gemahlin: „Liebe Frau, Du siehst, ich ziehe auf diese Kreuzfahrt, so wohl um leiblicher Ehre, als um des Heils meiner Seele willen. Ich empfehle Dir unsere Habe und unsere Ehre, und da ich zwar weiß, daß ich abreise, allein wegen tausenderlei Zufälle, die mir begegnen können, nicht die geringste Gewißheit habe, daß ich wiederkommen werde, so bitte ich Dich, mir eine Gunst zu gewähren, daß Du nämlich, es gehe mir wie es wolle, wenn Du keine gewisse Nachricht von meinem Leben bekömmst, ein Jahr, einen Monat und einen Tag wartest, von dem heutigen Tage meiner Abreise an gerechnet, ehe Du Dich wieder vermählst."

Die Frau schwamm in Thränen und antwortete: „Torello, ich weiß nicht, wie ich den Schmerz über Deine Abreise ertragen werde; allein wenn ich ihn überlebe, und wenn über Dich etwas Andres verhängt ist, so

sei im Leben und im Tode versichert, daß ich als die Gemahlin des Torello leben und sterben, und Dich nie vergessen werde."

„Frau (erwiederte Torello), ich bin überzeugt, daß Du Alles, was Du mir versprichst, erfüllen wirst, so weit es in Deinem Vermögen steht. Allein Du bist ein junges Weib, bist schön, und bist aus einem angesehenen Geschlechte. Du besitzest viele liebenswürdige Eigenschaften, und bist allgemein bekannt. Deswegen ist kein Zweifel, daß nicht viele große und vornehme Männer, so bald man glauben wird, daß ich nicht mehr bin, sich bei Deinen Brüdern und Verwandten um Dich bewerben werden, deren Zureden Du, wenn Du auch gerne wolltest, nicht wirst widerstehen können, sondern wirst Dich nach ihrem Willen fügen müssen; und das ist die Ursache, weswegen ich Dir die gedachte Frist und keine längere vorschreibe."

Sie antwortete: „Ich werde mir alle Mühe geben, so zu handeln, wie ich Dir gesagt habe, und wenn es zum Aeußersten kömmt, so will ich doch gewiß Deiner Vorschrift gehorchen. Ich bitte Gott, daß er diesmal weder über Dich, noch über mich Dergleichen verhängen wolle."

Nach diesen Worten umarmte sie ihn mit Thränen, zog einen Ring vom Finger, den sie ihm überreichte und sprach: „Wenn ich sterben sollte, ehe ich Dich wiedersehe, so erinnere Dich meiner, so oft Du diesen Ring ansiehst." Er nahm ihn und stieg zu Pferde, und nachdem er von Jedermann Abschied genommen hatte, machte er sich auf den Weg, begab sich mit seinem Gefolge in Genua an Bord einer Galeere, und kam in kurzer Zeit nach Acre, wo er zu dem übrigen Heere der Christen stieß. Fast unmittelbar darnach brach bei demselben eine ansteckende Krankheit aus, und während dieser Zeit gelang es dem Saladin entweder durch List oder durch Glück, daß er den ganzen Ueberrest der Christen in seine Gefangenschaft bekam, und sie hin und wieder in verschiedene Städte verlegte. Unter andern ward auch Torello gefangen, und nach Alexandria abgeführt. Weil ihn daselbst Niemand kannte, und weil er sich aus Furcht auch nicht zu erkennen gab, so mußte er sich aus Noth gebrauchen lassen, Falken abzurichten, welches er meisterlich verstand, und da traf es sich, daß der Sultan von ihm hörte, der ihn auf freien Fuß stellen ließ und ihn zu seinem Falkner machte. Torello, welchen Saladin (der ihn weder erkannte, noch von ihm erkannt ward) stets bei seinem Taufnamen zu nennen pflegte, dachte nur immer nach Pavia zurück, und hatte mehr, als einmal, Versuche gemacht, zu entfliehen, die ihm aber nie gelungen waren. Wie nun einst gewisse genuesische Ge-

sandte zum Saladin kamen, um über die Loskaufung ihrer Landsleute zu unterhandeln, entschloß sich Torello, ihnen bei ihrer Abreise Briefe an seine Gemahlin mitzugeben, um ihr zu melden, daß er noch lebte, und sie bäte, seine Wiederkunft abzuwarten, welche hoffentlich nicht weit entfernt sein würde. Er bat zugleich einen von den Gesandten, mit welchem er wohl bekannt war, die Briefe an den Abt San Pietro, der sein Oheim war, zu bestellen. Bald nachher traf es sich, indem Saladin mit Torello von seinen Falken sprach, daß dieser lächelte, und dabei einen Zug an seinem Munde verrieth, welchen Saladin, wie er bei ihm war, besonders bemerkt hatte. Dieser Zug erinnerte ihn an Torello. Er betrachtete ihn demnach genauer, und wie er glaubte ihn zu erkennen, veränderte er das Gespräch und fragte ihn: „Sage mir, Christ, aus welcher Gegend des Abendlandes bist Du?“

„Ich bin aus der Lombardei (antwortete Torello) aus einer Stadt, welche Pavia heißt, und bin ein armer geringer Mann.“

Saladin, der seiner Sache schon etwas gewisser zu sein glaubte, freute sich und dachte: „Gott schenkt mir Gelegenheit, diesem Mann zu zeigen, wie werth mir seine Dienstfertigkeit gewesen ist. Er sagte ihm nichts weiter, sondern ließ alle seine Kleider in ein Zimmer bringen, führte ihn hinein und sprach: „Sieh zu, Christ, ob unter diesen Kleidern eines ist, das Du vormals gesehen hast.“

Torello betrachtete sie und ward diejenigen gewahr, welche seine Gemahlin dem Saladin gegeben hatte; doch getraute er sich nicht, sie für dieselbigen zu halten. Indessen antwortete er: „Gnädiger Herr, ich kenne keines von diesen Kleidern; aber diese zwei sind denen ähnlich, mit welchen ich einst mit dreien Kaufleuten, die mich besuchten, zugleich bekleidet war.“

Jetzt hielt sich Saladin nicht länger. Er umarmte ihn zärtlich und sagte: „Ihr seid Herr Torello d'Istria, und ich bin einer von den drei Kaufleuten, welche Eure Gattin mit diesen Kleidern beschenkte. Jetzt ist die Zeit gekommen, Euch zu zeigen, mit welchen Waaren ich handle, wie ich Euch beim Abschiednehmen sagte, daß es sich vielleicht fügen könnte.“

Torello ward über diese Worte halb froh und halb schamroth. Er freute sich, daß er einen solchen Gast gehabt hatte, und er schämte sich zugleich, weil er fürchtete, ihm nicht Ehre genug erwiesen zu haben. Aber Saladin fuhr fort: „Herr Torello, da Gott Euch zu mir geführt hat, so betrachtet von nun an nicht mich, sondern Euch selbst, als Herrn hier in

meinem Hause.“ Er freute sich mit ihm herzlich des Wiedersehens, ließ ihn fürstlich kleiden, stellte ihn allen Großen seines Reichs vor, und befahl ihnen sämmtlich, so lieb ihnen seine Gnade wäre, ihn so hoch zu ehren, wie ihn selbst. Dieses ward auch von allen willig beobachtet, vorzüglich aber von den beiden Herren, welche als Gefährten des Sultans mit ihm in seinem Hause gewesen waren.

Der plötzliche Glanz seiner Herrlichkeit brachte ihm seine Angelegenheiten in der Lombardei auf eine Zeit lang ein wenig aus dem Gedächtniß, zumal, da er im Geringsten nicht zweifelte, daß seine Briefe richtig an seinen Oheim wären bestellt worden. Es war indessen bei dem christlichen Heere, an dem Tage, da Saladin es überrumpelte, ein Ritter aus der Provence, von keiner sonderlichen Bedeutung, Namens Torel de Dignes, gestorben und begraben worden. Da nun Herr Torel d'Istria wegen seines Adels in dem ganzen Heere bekannt war, so dachte Niemand, wie es hieß, Herr Torel wäre gestorben, an Torel von Dignes, sondern ein Jeder glaubte, Herr Torel von d'Istria wäre todt, und die Ueberrumpelung und Aufhebung der Armee verhinderte die Aufklärung dieses Irrthums, so daß verschiedene Italiener mit der Nachricht von seinem Tode nach Hause kamen, von welchen einige sogar versicherten, sie hätten ihn todt gesehen und wären bei seinem Leichenbegängniß gegenwärtig gewesen. Wie seine Gemahlin und seine Verwandten dieses hörten, war ihre Trauer unbeschreiblich groß, und nicht nur sie betrauerten seinen Verlust, sondern auch ein Jeder, der ihn gekannt hatte. Es würde zu viele Zeit erfordern, den Schmerz, die Traurigkeit und die Klagen seiner Gattin zu beschreiben. Genug, nachdem sie ihn einige Monate mit vielem Gram und Kummer beweint hatte, und ihr Schmerz anfing, sich ein wenig zu legen, bewarben sich die vornehmsten Männer in der Lombardei um ihre Hand, und ihre Brüder und Verwandten fingen an, ihr zuzureden, sich wieder zu vermählen. Nachdem sie sich eine geraume Zeit mit vielen Thränen geweigert hatte, sah sie sich endlich genöthigt, den Wünschen ihrer Verwandtschaft nachzugeben, mit der Bedingung, daß sie nicht gezwungen würde, sich vor Ablauf der von ihrem Gemahl anberaumten Frist wieder zu verheiraten.

Indem die Sachen in Pavia so standen, und die angesetzte Frist bereits bis auf ungefähr acht Tage verstrichen war, traf es sich, daß Herr Torello in Alexandria einen Mann gewahr ward, der mit den genuesischen Gesandten zugleich an Bord derselben Galeere nach Genua ab-

gesegelt war. Er ließ ihn zu sich rufen, und fragte ihn, wie ihre Reise abgelaufen, und wie sie in Genua angekommen wären.

„Mein Herr (antwortete der Mann), die Galeere hat eine sehr unglückliche Fahrt gehabt, wie man mir in Creta gesagt hat, wo ich geblieben bin. Denn wie sie auf die Höhe von Sicilien gekommen sind, hat sich ein heftiger Sturm aus Norden erhoben, der sie an die barbarische Küste verschlagen und auf ein Sandriff getrieben hat, wo sie mit Mann und Maus untergegangen ist. Ich selbst habe zwei Brüder dabei verloren."

Herr Torello, welcher keine Ursache hatte, an der Wahrheit dieser Erzählung zu zweifeln, und welchem es jetzt einfiel, daß die Frist, die er seiner Gemahlin anberaumt hatte, in wenigen Tagen zu Ende ging, und daß sie, weil man nichts von ihm in Pavia gehört habe, sich wahrscheinlicherweise wieder verheiraten würde, bekümmerte sich so sehr darüber, daß er vor Gram bettlägerig ward, weder Speise noch Trank zu sich nahm, und sich nur den Tod wünschte. Wie Saladin dieses hörte, der ihn so lieb hatte, kam er zu ihm, erfuhr nicht ohne Mühe und Bitten die Ursache seines Kummers und seiner Krankheit, und schalt ihn, daß er ihm nicht längst seine Lage offenbart hätte; inzwischen bat er ihn, sich zu beruhigen, und versprach ihm in diesem Falle, solche Anstalten zu treffen (die er ihm auch mittheilte), daß er zu rechter Zeit wieder in Pavia sein sollte. Torello verließ sich auf Saladin's Versprechen, und da man ihm oft gesagt hatte, dergleichen Dinge wären möglich zu machen, und wären schon oft wirklich geschehen, so ließ er sich beruhigen, und bat den Saladin, die Sache zur Ausführung zu bringen. Saladin befahl demnach einem seiner Schwarzkünstler, dessen Geschicklichkeit er kannte, die Anstalt zu treffen, daß Torello auf seinem Bette in einer Nacht nach Pavia gebracht würde. Der Schwarzkünstler versprach, dieses zu bewerkstelligen, und bat nur, daß man den Torello zu seinem eigenen Besten einschläfern möchte. Sobold dies veranstaltet war, ging Saladin wieder zum Torello, und da er ihn noch fest entschlossen fand, zu sterben, wenn er nicht zur bestimmten Zeit in Pavia sein könnte, so sprach er zu ihm: „Torello! wenn Ihr Eure Gemahlin so herzlich liebet, und Euch sehr darum bekümmert, daß sie keinem Andern zu Theil werde, so kann ich Euch, bei Gott! deswegen nicht tadeln; denn unter allen Weibern, die ich in meinem Leben gesehen habe, ist sie diejenige, die ich wegen ihrer Sitten und Eigenschaften, und wegen ihres ganzen Betragens (ihre Schönheit, als eine vergängliche Blume nicht einmal

mitgerechnet) am meisten der Bewunderung und Liebe würdig befunden habe. Es würde mir außerordentlich lieb gewesen sein, nachdem Euch der Zufall zu mir geführt hatte, wenn Ihr und ich unsere übrige Lebenszeit mit einander hätten zubringen, und gemeinschaftlich an der Regierung dieses Landes Theil nehmen können. Oder wenn mir der Himmel dies nicht beschieden hatte, weil es Euer fester Entschluß war, entweder zu rechter Zeit nach Pavia zurückzukehren, oder zu sterben; so hätte ich sehr gewünscht, dieses zeitig zu wissen, damit ich Euch mit solcher Pracht und Ehre, und unter solcher Begleitung wieder nach Eurem Hause hätte bringen lassen, wie es Euren Verdiensten angemessen ist. Weil mir aber dieses nicht vergönnt wird, so will ich Euch auf die angezeigte Art dahin befördern."

„Gnädiger Herr (erwiederte Torello), Ihr habt mich schon mehr durch die That, als durch Worte überführt von Eurer Güte, die ich nie in einem so hohen Grade verdient habe; und wenn Ihr auch nichts von dem, was Ihr sagt, erwähntet, so würde ich doch in Tod und Leben mich darauf verlassen. Weil ich aber einmal meinen Entschluß unveränderlich gefaßt habe, so bitte ich Euch, Dasjenige, wozu Ihr Euch erbietet, bald zu thun; denn morgen schon ist der letzte Tag, da man mich noch erwarten wird."

Saladin versprach ihm, unfehlbar dafür zu sorgen. Am folgenden Tage ließ er, in der Absicht, den Torello in der nächstfolgenden Nacht fortzuschicken, in einem großen Saale ein schönes reiches Bett, mit lauter Sammet und Goldstoff gepolstert, nach morgenländischer Art aufmachen, und es mit einem Teppich bedecken, der streifenweise mit den köstlichsten Perlen und Edelsteinen besetzt, und von unschätzbarem Werthe war, nebst zweien Ohrkissen, die sich zu einem solchen Bette schickten. Hierauf befahl er, dem Herrn Torello, der schon wieder bei Kräften war, das reichste und schönste türkische Kleid anzulegen, und ihm eine von den längsten und feinsten Binden nach türkischer Weise um den Kopf zu winden. Wie es nun schon spät ward, kam Saladin mit vielen seiner Vornehmen in das Zimmer des Herrn Torello, setzte sich neben ihm, und fast bis zu Thränen bewegt, sprach er zu ihm: „Torello, die Stunde des Scheidens kömmt heran, und da ich wegen der Beschaffenheit des Weges weder mit Euch reisen, noch Euch Begleitung mitgeben kann, so bin ich genöthigt, von Euch Abschied zu nehmen, und bin aus dieser Ursache hergekommen. Ehe ich Euch aber Gott empfehle, bitte ich Euch, um der Liebe und Freundschaft willen, die zwischen uns besteht, daß Ihr mich nie vergeßt, und daß Ihr, wo möglich,

so bald Ihr Eure Sachen in der Lombardei in Ordnung gebracht habt, ehe unsere Lebenstage verstreichen, mich wenigstens noch einmal besucht, damit ich alsdann, wenn ich mich Eurer Wiederkunft werde erfreuet haben, Dasjenige nachholen könne, was ich jetzt wegen Eurer schleunigen Abreise versäumen muß. In der Zwischenzeit aber laßt Euch die Mühe nicht verdrießen, bei mir mit Euren Briefen gegenwärtig zu sein, und Alles, was Euch gefällig ist, von mir zu fordern; weil ich gewiß für Euch mehr, als für irgend einen lebendigen Menschen in der Welt thun werde."

Herr Torello konnte sich der Thränen nicht enthalten, und sie verwehrten ihm die Rede, so daß er nur mit wenigen Worten erwiedern konnte: es wäre ihm auf immer unmöglich, seine Wohlthaten und seinen Edelmuth zu vergessen, und er wollte unfehlbar Alles thun, was er ihm befohlen hätte, wenn ihm das Leben gefristet würde. Saladin umarmte ihn demnach auf's zärtlichste, empfahl ihn Gott, und verließ das Zimmer. Auch die übrigen vornehmen Herren nahmen Abschied von ihm, und folgten dem Saladin in den Saal, wo das Bett bereitet war. Weil es schon spät ward, und der Schwarzkünstler eilte, die Abfahrt zu veranstalten, so ward ein Arzt mit einem Schlaftrunke zum Torello gesandt, welchen er ihm als einen stärkenden Labebecher empfahl, und nachdem er denselben zu sich genommen hette, fiel er bald darauf in einen festen Schlaf. Saladin ließ ihn so schlafend auf das kostbare Bett legen, stellte eine große, schöne und reiche Krone neben ihn, die auf eine so ausgezeichnete Art gemacht war, daß man leicht erkennen konnte, sie wäre für die Gemahlin des Torello bestimmt. Ihm selbst steckte er darauf einen Ring an den Finger, mit einem Carfunkel, der so feurig wie eine Fackel leuchtete, und dessen Werth unschätzbar war. Er ließ ihm auch einen Säbel umgürten, mit einem so reichbesetzten Gefäß, daß es schwer war, den Werth desselben zu schätzen. Ueberdies ließ er ihm seine Kleider vorn mit einem Hefte zusammenfügen, an welchem sich Perlen von nie gesehener Schönheit und eine Menge der kostbarsten Edelsteine befanden. An beiden Seiten ließ er zwei sehr große goldene Becken voll Goldstücke hinstellen, und rings umher eine Menge Netzbeutel, gefüllt mit Perlen, Ringen, Gürteln, und anderem Geschmeide, wovon man lange erzählen könnte. Darauf gab ihm Saladin noch einen Kuß, und befahl dem Schwarzkünstler zu eilen; und sogleich verschwand das Bett mit Torello, und mit Allem, was darauf befindlich war, vor den Augen des Saladin und seiner Großen, die sich noch lange mit einander von Torello unterhielten.

Dieser ward inzwischen, seinem Wunsche gemäß, in der Kirche zu Sankt Peter in Ciel d'Oro in Pavia, mit allen vorbesagten Schätzen und Kleinoden niedergesetzt, und er schlief noch, wie zur Frühmette geläutet ward, und wie der Kirchner mit einer Fackel in der Hand in die Kirche kam, und plötzlich das reiche Bett gewahr ward, worüber er sich nicht nur gewaltig wunderte, sondern so erschrack, daß er in aller Eile die Flucht nahm. Wie der Abt und die Mönche ihn fliehen sahen, verwunderten sie sich, und fragten nach der Ursache; welche ihnen der Kirchner sagte.

„Ei (sprach der Abt) Du bist ja kein Kind mehr, und bist auch kein solcher Neuling in dieser Kirche, daß Du so leicht erschrecken müßtest. Komm, laß uns gehen, und zusehen, was Dich so bange gemacht hat."

Es wurden also mehr Lichter angezündet, und der Abt ging mit allen seinen Mönchen in die Kirche, wo sie das wunderschöne und kostbare Bett, und auf demselben den schlafenden Ritter erblickten, und indem sie noch furchtsam und schüchtern die köstlichen Kleinode betrachteten, ohne sich zu getrauen, das Bett im geringsten zu berühren, erreichte die Wirkung des Schlaftrunks ihr Ende, und Herr Torello erwachte mit einem tiefen Seufzer aus seinem Schlummer; worüber der Abt und alle seine Mönche so sehr erschracken, daß sie mit einem lauten Domine fac me salvum! davon liefen. Wie Herr Torello die Augen öffnete, und um sich her blickte, fand er, daß er wirklich an dem Orte war, den er sich von Saladin erbeten hatte. Er freute sich sehr darüber, richtete sich auf zum Sitzen, und wie er Alles, womit er sich umgeben fand, betrachtete, mußte er sich über die fürstliche Freigebigkeit Saladin's, so sehr er sie auch längst gekannt und bewundert hatte, noch immer mehr verwundern. Wie er die Mönche fliehen sah, und die Ursache errieth, rief er, ohne seinen Platz zu verlassen, den Abt und bat ihn, unbesorgt zu sein, indem er Torello, sein Neffe wäre. Der Abt, der ihn seit mehreren Monaten für todt hielt, erschrack darüber noch mehr; doch nach und nach ließ er sich durch wiederholtes Zureden, und durch triftige Gründe einigermaßen beruhigen, bezeichnete sich mit dem Kreuze, und kam ihm näher.

„Wofür fürchtet Ihr Euch, lieber Vater (sprach Herr Torello)? Ich bin vom Auslande wieder zurückgekommen."

Obgleich er nun einen langen Bart hatte, und auf türkisch gekleidet war, so erinnerte sich doch der Abt nach und nach seiner Gesichtszüge. Er beruhigte sich demnach vollends, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Mein Sohn, sei willkommen! Du mußt Dich über unsere Furcht nicht verwun-

dern; denn hier in der Stadt ist kein Mensch, der Dich nicht ganz gewiß für todt hält; ja ich muß Dir sagen, daß Frau Adalieda, Deine Gemahlin, durch die Bitten und Ueberredungen ihrer Verwandten getrieben, sich wider ihren Willen wieder verlobt hat, und daß sie diesen Morgen von ihrem neuen Bräutigam heimgeführt werden, und mit ihm Hochzeit machen wird, wozu bereits die Anstalten gemacht sind."

Herr Torello stand auf von seinem reichen Bette, grüßte den Abt und seine Mönche freundlich, und bat sie Alle, sich von seiner Wiederkehr nicht eher etwas verlauten zu lassen, bis er ein gewisses Geschäft ausgerichtet hätte. Er brachte zuvörderst alle seine köstlichen Kleinode in sichere Verwahrung, und erzählte hierauf dem Abte alle Begebenheiten, die sich bis dahin mit ihm zugetragen hatten. Der Abt freuete sich über sein Glück, wofür er mit ihm Gott dankte. Hiernächst fragte Torello nach dem künftigen neuen Gemahl seiner Gattin, welchen der Abt ihm nannte, worauf Herr Torello zu ihm sprach! „Ehe man erfährt, daß ich wiedergekommen bin, will ich erst sehen, wie sich meine Frau an ihrem Hochzeitstage benimmt, und obgleich ihr geistlichen Herren eben nicht gewohnt seid, bei dergleichen Gastereien zu erscheinen, so müßt Ihr doch, mir zu Liebe, es so einrichten, daß wir zusammen dahin gehen."

Der Abt bezeigte sich willig dazu bereit, und so bald es Tag ward, ließ er dem Bräutigam sagen, er wünschte nebst einem andern Gaste bei seiner Hochzeit gegenwärtig zu sein. Der Edelmann ließ ihm antworten, sie wären ihm willkommen. Wie demnach die Mittagsstunde kam, ging Herr Torello, so wie er gekleidet war, mit dem Abte nach dem Hause des Bräutigams, und ward von Jedermann angestaunt, allein von keinem Menschen erkannt, denn der Abt stellte ihn einem Jeden als einen türkischen Herrn vor, welchen der Sultan als Gesandten an den König von Frankreich schickte. Herr Torello ward gebeten, an einer Tafel Platz zu nehmen, wo er gerade seiner Gemahlin gegenüber saß, und mit großem Wohlgefallen betrachtete, weil ihm ihre Miene zeigte, daß ihre Vermählung ihr nicht lieb war. Sie blickte ihn gleichfalls bisweilen an; doch ohne ihn irgend zu erkennen, denn dieses verhinderte sein langer Bart, und die Meinung, in welcher sie stand, daß ihr Gemahl gestorben wäre. Wie endlich Herr Torello begierig war, sie auf die Probe zu stellen, ob sie sich seiner noch erinnerte, zog er den Ring vom Finger, den sie ihm geschenkt hatte, ließ einen Edelknaben, welcher ihr aufwartete, zu sich rufen, und sprach zu ihm:

„Sage der Braut in meinem Namen, es sei in meinem Lande der Gebrauch, wenn ein fremder Gast, wie ich, an der Tafel einer Braut zugegen ist, daß die Braut, zum Zeichen, daß er ihr willkommen sei, ihr Trinkgeschirr mit Wein füllt, und es dem Gaste schickt, welcher daraus trinkt, so viel ihm beliebt, und den Becher wieder zudeckt, worauf die Braut das Uebrige ausleert."

Der Knabe bestellte den Auftrag, und da die Braut ihn für einen großen Herrn hielt, so nahm sie mit ihrer gewöhnlichen Klugheit und Artigkeit, zum Zeichen, daß ihr seine Gegenwart lieb wäre, einen großen vergoldeten Kelch, der vor ihr stand, befahl ihn zu schwenken und mit Wein zu füllen, und ihn dem fremden Herrn zu bringen. Herr Torello hatte ihren Ring in den Mund genommen, ließ ihn im Trinken unvermerkt in den Becher fallen, in welchem er nur ein wenig Wein übrig ließ, deckte den Becher wieder zu, und schickte ihn der Dame zurück. Diese empfing ihn, und um die Landessitte ihres Gastes zu beobachten, nahm sie den Deckel ab, setzte den Becher an den Mund, und ward den Ring gewahr. Sie erkannte ihn den Augenblick für Denjenigen, den sie ihrem Gemahl beim Abschiede gegeben hatte, nahm ihn heraus, und betrachtete aufmerksam den vermeinten Fremdling. Sobald sie ihn erkannte, war sie fast außer sich, stieß den Tisch um, der vor ihr stand, und eilte mit den Worten: „Dies ist mein Gemahl; dies ist wirklich mein Torello!" nach der Tafel, an welcher er saß, und ohne auf ihren Schmuck, und auf die Speisen, die auf dem Tische standen, zu achten, bog sie sich zu ihm hinüber, so weit sie konnte, schloß ihn fest in ihre Arme, und ließ ihn nicht los, man mochte sagen, oder thun, was man wollte, bis Herr Torello selbst sie bat, sich ein wenig zu mäßigen, indem sie noch Zeit genug haben würde, ihn zu umarmen. Sie richtete sich demnach wieder auf, und da bereits alle Hochzeitgäste in Bewegung gerathen, und zum Theil sehr froh waren, einen so wackern Rittersmann wieder in ihrer Mitte zu haben, so bat Herr Torello Jedermann um Gehör, und erzählte der Gesellschaft alle Schicksale, die ihn von dem Tage seiner Abreise an, bis auf den Gegenwärtigen betroffen hatten; und beschloß mit der Bitte, der Edelmann, der in der Voraussetzung, daß er todt wäre, sich mit seiner Gemahlin verlobt hätte, möchte sich es nicht leid sein lassen, wenn er sie wieder nähme, weil er lebte.

Dem Bräutigam war die Sache zwar ein wenig empfindlich; doch gab er von freien Stücken und in aller Freundschaft zur Antwort, er habe das Recht, mit seinem Eigenthume nach seinem Belieben zu schalten. Die Dame

gab demnach den Ring und die Krone zurück, welche ihr neuer Bräutigam ihr geschenkt hatte, steckte den Ring, den sie in dem Becher gefunden hatte, an ihren Finger, und setzte die Krone auf, die ihr von Saladin war geschenkt worden; worauf sie, von dem ganzen hochzeitlichen Zuge feierlich begleitet, mit ihrem Torello nach seinem Hause ging. Hier erfreueten sie ihre bekümmerten Freunde, Verwandten und Mitbürger, welche die ganze Sache fast wie ein Wunderwerk betrachteten, mit einem fröhlichen Feste viele Tage lang. Torello beschenkte Denjenigen, welcher die Kosten der hochzeitlichen Anstalten umsonst gemacht hatte, ingleichen den Abt und noch einige Andere mit einigen von seinen köstlichen Kleinodien. Dem Saladin gab er durch mehr als einen Boten Nachricht von seiner glücklichen Wiederkehr in sein Vaterland und lebte als sein treuer Freund und Verehrer noch viele Jahre mit seiner wackeren Gemahlin, indem sie Beide sich noch immer mehr des Wohlthuns beflissen.

So endigten die Trübsale des Herrn Torello und seiner geliebten Gemahlin und so ward ihre freiwillige und edelmüthige Gastfreiheit belohnt. Manche Leute möchten wohl gern auch für gastfrei gehalten werden; allein obgleich es ihnen nicht an Mitteln fehlt, es zu sein, so wissen sie sich doch so wenig darin zu schicken, daß sie erst ihre Gefälligkeiten weit theurer erkaufen lassen, als sie hernach werth sind. Wenn also diese keinen Dank damit verdienen, so müssen weder sie, noch Andere, sich darüber verwundern.

Zehnte Erzählung.

Der Markgraf von Saluzzo wird von seinen Unterthanen gebeten, sich zu vermählen. Um eine Gemahlin nach seinem eigenen Wunsche zu haben, wählt er die Tochter eines Landmanns, mit welcher er zwei Kinder zeugt, und sich nachher stellt, als wenn er sie umbringen ließe. Hernach gibt er vor, daß ihm seine Gemahlin zuwider sei, und daß er eine andere gewählt habe. Er läßt dem zu Folge seine eigene Tochter nach Hofe kommen, als wenn sie seine Gemahlin werden sollte, indeß er ihre Mutter im bloßen Hemde von sich verstößt. Wie sie jedoch dies alles geduldig erträgt, nimmt er sie mit verdoppelter Liebe wieder zu sich, stellt ihr ihre beiden erwachsenen Kinder vor, ehrt sie als seine Gemahlin und läßt ihr als Markgräfin huldigen.

Wie der König seine lange Erzählung endigte, welche Allen schien sehr gefallen zu haben, sprach Dioneo lächelnd: „Der ehrliche Rittersmann, welcher eben meinte, mit seiner neuen Braut zu Bette zu gehen, gäbe Euch

gewiß keinen Pfennig für alles Lob, daß Ihr dem Herrn Torello zollt." Weil er nun wußte, daß ihm allein noch zu reden oblag, so fuhr er fort: „Meine sanften Damen, es scheint mir, daß heute die Könige, Sultane und lauter solche große Herren bei Euch an der Tagesordnung sind. Damit ich also nicht zu weit von Euch abweiche, so will ich Euch Etwas von einem Markgrafen erzählen und zwar eben keine großmüthige Handlung, sondern einen offenbaren tollen Streich, wiewohl er zuletzt glücklich für ihn ausfiel. Doch möchte ich Keinem rathen, ihm es nachzuthun, weil mich däucht, es sei Schade gewesen, daß er so gut dabei wegkam."

Vor vielen Jahren war einmal ein junger Herr, Namens Gualtieri, der Stammhalter der Markgrafen von Saluzzo. Er hatte weder Gemahlin noch Kinder, brachte seine Zeit beständig mit der Jagd und Reigerbeize zu und dachte nie daran, sich nach einer Gattin umzusehen; und daran that er (däucht mich) sehr klug. Weil aber seine Unterthanen damit nicht recht zufrieden waren, so baten sie ihn oft, sich zu vermählen, damit es ihm nicht an Erben und ihnen nicht an Landesherren fehlen möchte, und sie selbst erboten sich, ihm eine Gemahlin aus einem solchen Hause vorzuschlagen, daß er sich eine glückliche Ehe mit ihr versprechen könnte.

Gualtieri antwortete: „Meine Freunde, Ihr nöthiget mich zu Etwas, wozu ich nie geneigt war, weil ich sehe, wie schwer es hält, Jemand zu finden, dessen Gesinnung mit der Unsrigen übereinstimmt, und wie groß hingegen die Menge Derjenigen ist, welche anders denken, und wie sauer Demjenigen das Leben gemacht wird, der ein Weib bekömmt, daß sich nicht für ihn schickt. Wenn Ihr meint, von der Weise der Väter und Mütter auf die Sitten der Töchter schließen und mir nach dieser Regel ein Weib nach meinem Herzen auserwählen zu können, so irrt Ihr Euch sehr; denn ich wüßte nicht, wie Ihr die Väter ausfindig machen oder hinter die Geheimnisse der Mütter kommen wolltet; und wenn Ihr das Alles auch wüßtet, so sind doch oft die Töchter von den Müttern sehr verschieden. Weil Ihr aber einmal entschlossen seid, mich an diese Kette zu legen, so bin ich es gleichfalls zufrieden; und damit ich mich über Niemand zu beklagen habe, als über mich selbst, wenn die Sache übel ausfallen sollte, so will ich selbst für mich wählen; allein ich versichere Euch, wofern Ihr Diejenige, die ich mir wähle (sie mag sein, wer sie will), nicht als Eure Gebieterin ehret, so sollt Ihr mit Eurem Schaden gewahr werden, wie schwer es mir ankömmt, mich wider meinen Willen auf Eure Bitte zu vermählen."

Die guten Leute gaben ihm zur Antwort, sie wollten sich Alles gefallen lassen, wenn es ihm nur gefällig wäre, sich zu verheiraten. Gualtieri hatte schon seit einiger Zeit einen großen Gefallen an der Aufführung eines gewissen armen Mädchens gefunden, welches auf einem Dorfe nahe bei seinem Palaste lebte, und da er sie überdies sehr schön fand, so glaubte er, mit ihr ganz vergnügt leben zu können, und nahm sich deshalb, ohne länger zu wählen, vor, sie zu heiraten; weswegen er ihren Vater, einen sehr armen Mann, zu sich kommen ließ und mit ihm Abrede nahm, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Hiernächst ließ Gualtieri alle seine treuen Vasallen zusammen berufen und sagte zu ihnen: „Meine Freunde, es ist Euer Wunsch gewesen und Ihr wünscht es noch jetzt, daß ich mich entschließen soll, mich zu vermählen, und ich will es thun, mehr um Euch zu gefallen, als aus eigener Neigung, eine Frau zu nehmen. Ihr wißt, was Ihr mir versprochen habt, nämlich, daß Euch Diejenige als Eure Gebieterin lieb und werth sein sollte, die ich mir wählen würde. Da nun die Zeit gekommen ist, mein Versprechen gegen Euch zu erfüllen, so erwarte ich dagegen von Euch, daß Ihr mir gleichfalls Wort haltet. Ich habe hier ganz in der Nähe ein junges Mädchen nach meinem Herzen gefunden, mit welchem ich Willens bin, mich zu verbinden und sie in wenigen Tagen heimzuführen. Machet demnach Anstalt, ein schönes Hochzeitsfest zu bereiten und sie ehrerbietig zu empfangen, damit ich Ursache haben möge, mit Euch zufrieden zu sein, sowie ich Euch durch die Erfüllung meines Versprechens zufrieden stelle.“

Die guten Leute bezeugten ihm ihre herzliche Freude darüber und versicherten ihm, die Braut als ihre Gebieterin anzuerkennen und zu ehren, sie möchte sein, wer sie wollte. Hierauf bestrebten sie sich um die Wette, Alles zu einem herrlichen und fröhlichen Feste zu veranstalten, und dieses that auch Gualtieri an seiner Seite. Er ließ Alles aufs prächtigste und schönste zurüsten, ließ eine Menge seiner Verwandten und Freunde, die vornehmsten Herren in der Nachbarschaft und Andere einladen; auch ließ er viele schöne und köstliche Kleider verfertigen, die er einem andern Mädchen anmessen ließ, welches mit Derjenigen, die er sich erwählt hatte, von einerlei Wuchs und Größe war, nebst einer Menge Gürtel, Ringe und einer kostbaren Krone, kurz Alles, was sich für die künftige fürstliche Braut schickte. Wie der Tag kam, den er zu seiner Vermählung angesetzt hatte, stieg er des Morgens, nachdem er alles Nöthige angeordnet hatte, nebst allen Denen, welche gekommen waren, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen, zu Pferde und sagte: „Meine Herren, es ist Zeit,

daß wir die Braut heimholen.“ Er ritt hierauf mit allen seinen Begleitern nach dem Dörfchen, und wie sie vor der Hütte des Mädchens ankamen, sahen sie das Mädchen, welches eben in großer Eile mit einem Kruge Wasser vom Brunnen zurückkehrte, um mit andern Mädchen hinzugehen, die Braut des Markgrafen zu sehen. Wie Gualtieri sie gewahr ward, rief er sie bei ihrem Namen Griselda, und fragte, wo ihr Vater wäre.

Sie antwortete bescheiden: „Gnädiger Herr, er ist in der Hütte.“

Gualtieri stieg ab und befahl Allen, die bei ihm waren, zu warten. Er selbst ging hinein und sprach zu dem Vater des Mädchens, welcher Giannucole hieß: „Ich bin gekommen, Griselda zu meiner Gemahlin zu machen; allein vorher will ich sie in Deiner Gegenwart um einige Dinge befragen.“ Er verlangte hierauf von ihr zu wissen, ob sie, wenn er sich mit ihr vermählte, sich jederzeit bestreben wollte, ihm zu Gefallen zu leben und sich nichts verdrießen zu lassen, was er sagen oder thun würde; ob sie ihm stets wollte gehorsam sein und was dergleichen Dinge mehr waren; welches Alles sie willig versprach. Darauf nahm Gualtieri ihre Hand, führte sie hinaus, ließ sie in Gegenwart Aller, die mit ihm gekommen waren, nackend auskleiden, ließ die Sachen bringen, die er für sie bestellt hatte, und sie damit bekleiden und beschuhen, und ließ ihr auf ihr losfliegendes Haar eine Krone setzen. Indem sich noch ein Jeder höchlich darüber verwunderte, sprach er: „Meine Herren, hier ist Diejenige, die ich entschlossen bin, zu meiner Gemahlin zu machen, wenn sie mich zu ihrem Gemahl annehmen will.“ Darauf wandte er sich an Griselda und fragte sie: „Griselda, willst Du mich zu Deinem Gemahle?“ Sie antwortete: „Ja, gnädiger Herr!“ „Und ich begehre Dich zu meiner Gemahlin,“ antwortete der Markgraf, und verlobte sich mit ihr in Aller Gegenwart. Er ließ sie hiernächst ein Staatsroß besteigen und führte sie in Begleitung eines stattlichen Gefolges nach seinem Palast. Hier ward die Vermählung mit eben so vieler Pracht gefeiert, als wenn er sich mit einer königlichen Prinzessin aus Frankreich verbunden hätte. Die junge Braut schien auch mit den neuen Kleidern einen neuen Sinn und ein neues Betragen angenommen zu haben. Sie war, wie bereits ist gesagt worden, schön von Angesicht und Gestalt und jetzt zeigte sie sich eben so reizend, liebenswürdig und einnehmend, als schön; so daß sie nicht schien die Tochter des Giannucole und hinter den Schafen erzogen, sondern die Tochter eines edlen Rittersmanns zu sein; welches einen Jeden verwunderte, der sie sonst gekannt hatte. Sie bezeigte

sich übrigens so demüthig und gehorsam gegen ihren Gemahl, daß er sich als den glücklichsten und zufriedensten von der Welt betrachtete; und gegen die Unterthanen des Markgrafen war sie so liebreich und gütig, daß ein Jeder sie mehr als sich selbst liebte, sie herzlich ehrte und für ihre Wohlfahrt und Erhöhung betete; und da man anfänglich meinte, Gualtieri hätte nicht klüglich gehandelt, sie zur Gemahlin zu nehmen, so pries man jetzt seine Weisheit und Klugheit über Alles in der Welt, weil Niemand anders als er ihre hohen Tugenden unter der ärmlichen Hülle der bäurischen Kleidung jemals würde ausfindig gemacht haben. Mit einem Worte, nicht nur in seinem Gebiete, sondern überall wußte sie es in kurzer Zeit dahin zu bringen, daß man ihre Tugenden und ihr löbliches Betragen einstimmig erhob und Alles zurücknahm, was man von ihrem Gemahle gesagt hatte, wie er sich mit ihr zuerst vermählte. Nicht lange, nachdem sie die Gemahlin des Gualtieri geworden war, ward sie schwanger und brachte ein Töchterchen zur Welt, welches dem Gualtieri viel Freude machte. Allein bald nachher bekam er einen sonderbaren Einfall und nahm sich vor, durch eine langwierige Prüfung die Geduld seiner Gattin auf die schwerste Probe zu stellen. Er begegnete ihr deswegen zuerst mit harten Worten und gab vor, seine Unterthanen wären höchst mißvergnügt wegen ihrer niedrigen Herkunft, zumal, weil sie fänden, daß sie fruchtbar wäre, und sie murrten beständig über die Geburt ihrer Tochter, die ihnen äußerst mißfällig zu sein schiene. Die Markgräfin, ohne den geringsten Unmuth in ihren Geberden und Betragen blicken zu lassen, gab ihm zur Antwort: „Mein Herr und Gebieter, verfahre mit mir, wie Du glaubst, daß es Deiner Ehre und Deiner Ruhe am zuträglichsten ist; ich werde mit Allem zufrieden sein, da ich weiß, daß ich die Geringste unter allen Deinen Unterthanen bin und daß ich die Ehre nicht verdiente, die Du mir aus Gnaden erzeigt hast.“

Diese Antwort gefiel dem Markgrafen außerordentlich, weil er fand, daß die Erhebung, die ihr von ihm und von Andern wiederfahren war, sie im geringsten nicht stolz gemacht hatte. Nicht lange darauf, nachdem er sich in unbestimmten Ausdrücken gegen sie hatte verlauten lassen, daß ihre Tochter seinen Unterthanen im Wege wäre, schickte er einen Diener an sie ab, welcher ihr mit verstellter Traurigkeit sagen mußte: „Gnädige Frau, mein Leben hängt an der Vollziehung eines Befehls, den mir mein Herr gegeben hat. Er hat mir befohlen, Euch Eure Tochter abzufordern, und ich soll....“

Hier schwieg der Diener, und die Markgräfin, welche die Worte hörte,

die Miene des Dieners beobachtete, und sich an die Reden ihres Gemahls erinnerte, konnte nicht anders denken, als daß er Befehl hätte, das Kind umzubringen. Sie nahm es aus der Wiege, küßte es und gab ihm ihren Segen; und so schwer es ihrem mütterlichen Herzen auch ward, so gab sie es doch dem Diener in die Arme und sagte: „Da hast Du sie, thue mit ihr Alles, was Dein Herr Dir befohlen hat; nur überlasse sie nicht (wenn es nicht sein ausdrücklicher Wille ist) den Thieren und Vögeln zum Raube."

Der Diener nahm das Kind und sagte seinem Herrn, was die Markgräfin gesprochen hatte. Dieser verwunderte sich über ihre Standhaftigkeit, schickte den Diener mit dem Kinde zu einer seiner Verwandten nach Bologna und ließ sie bitten, das Kind mit aller Sorgfalt warten und erziehen zu lassen, ohne Jemand zu entdecken, wessen Tochter sie wäre.

Nach einiger Zeit ward Griselda abermals schwanger und kam zur großen Freude des Markgrafen zu rechter Zeit mit einem Knäbchen nieder. Weil ihm aber an demjenigen, was er bereits gethan hatte, noch nicht genügte, so verwundete er das Herz seiner Gemahlin noch tiefer, indem er mit verstelltem Zorn eines Tages zu ihr sagte: „Weib, seitdem Du diesen Knaben geboren hast, kann ich mit meinen Leuten gar nicht mehr auskommen; so laut beschweren sie sich darüber, daß nach mir dereinst ein Enkel des Giannucole über sie herrschen soll. Ich besorge deswegen, wenn ich mich nicht selbst von Land und Leuten vertreiben lassen, daß ich mich werde gezwungen sehen, zum zweiten Mal so zu verfahren, wie ich schon einmal gethan habe; und daß ich mich am Ende noch überdies werde von Dir scheiden und eine Andere heiraten müssen."

Griselda hörte Alles gelassen an und antwortete blos: „Mein Herr, sorge nur für Deine eigene Ruhe, und wenn es darauf ankömmt, Deine Wohlfahrt zu befördern, so nimm auf mich nicht die geringste Rücksicht; denn nichts in der Welt ist mir theuer, als nur insofern ich sehe, daß es Dich glücklich macht."

Nach einigen Tagen ließ Gualtieri ihr den Knaben auf eben dieselbe Art abfordern, wie er ihr vorhin ihr Töchterchen hatte abnehmen lassen und schickte ihn gleichfalls zur Erziehung nach Bologna, indem er die Mutter in dem Wahne ließ, daß ihr Söhnchen umgebracht wäre. Sie äußerte sich darüber in Geberden und Worten nicht anders, als das erste Mal; worüber sich Gualtieri zum höchsten verwunderte, und sich selbst gestehen mußte, kein anderes Weib könnte es ihr in diesem Stücke gleich thun. Ja, wenn er

nicht oft Zeuge gewesen wäre, wie zärtlich sie sich gegen ihre Kinder betrug, so lange dieses ihm gefällig war, so würde er geglaubt haben, daß sie sich aus ihnen wenig machte; jetzt aber konnte er ihr Betragen für nichts anders, als für die Wirkung ihrer großen Klugheit halten.

Seine Unterthanen, welche wirklich glaubten, er hätte die Kinder aus dem Wege räumen lassen, ärgerten sich sehr über ihn und hielten ihn für einen Grausamen, indeß sie seine Gemahlin herzlich bemitleideten. Griselda sagte inzwischen zu ihren Frauen, welche ihr Beileid über den Tod ihrer Kinder bezeugten, nichts weiter, als daß sie sich Alles gefallen ließe, was Demjenigen beliebte, der sie gezeugt hätte.

Schon waren seit der Geburt ihrer Tochter viele Jahre verflossen, wie Gualtieri glaubte, daß es nunmehr Zeit wäre, ihre Gelassenheit und Ergebung auf die letzte und schwerste Probe zu stellen. Er sagte demnach zu Verschiedenen von den Seinigen, er könnte den Gedanken nicht länger ausstehen, Griselda zur Gemahlin zu haben; er sehe wohl ein, daß er vormals eine jugendliche Thorheit begangen hätte, wie es ihm eingefallen wäre, sie zu nehmen; er wollte deswegen, wo möglich sich von dem Pabste die Erlaubniß zu verschaffen suchen, Griselda zu verstoßen, und eine andere Gemahlin zu nehmen.

Dieses ward ihm zwar von vielen rechtschaffenen Männern widerrathen; allein er antwortete weiter nichts darauf als: es müßte so sein. Wie Griselda dieses hörte, und daß ihr nichts anders bevorstände, als wieder zu ihrem Vater zurückgeschickt zu werden und vielleicht wieder die Schafe zu hüten, wie sie vormals gethan hatte, und daß sie würde eine andere Gattin in dem Besitze Desjenigen sehen müssen, welchem sie ihr ganzes Herz ergeben hatte, schmerzte sie dieses zwar tief in ihrer Seele; allein sie beschloß nichtsdestoweniger, es mit eben dem festen Muthe, wie alle vergangenen Ungerechtigkeiten ihres Schicksals geduldig zu ertragen.

Nicht lange darnach ließ Gualtieri untergeschobene Briefe von Rom kommen, und gab vor, der Pabst habe ihm erlaubt, Griselda zu verstoßen, und sich mit einer andern zu vermählen. Er ließ demnach in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung Griselda vor sich kommen und sprach zu ihr: „Griselda, ich habe von dem Pabste Erlaubniß erhalten, Dich zu entlassen und eine andere zu heiraten. Da nun alle meine Vorfahren Männer von hohem Adel und Herren dieses Landes gewesen sind, die Deinigen hingegen lauter Ackersleute, so will ich Dich nicht zu meiner Gemah-

lin behalten, sondern Du kannst mit dem Mahlschatze, den Du mir zugebracht hast, nach dem Hause des Giannucole zurückkehren, und ich will eine andere Braut heimführen, die sich besser für mich schickt."

Griselda hielt, wider die Natur der Weiber, doch nicht ohne die äußerste Mühe, ihre Thränen zurück, indem sie diese Worte hörte und antwortete: „Gnädiger Herr! Ich habe zu jeder Zeit wohl eingesehen, daß meine niedrige Herkunft Eurem hohen Stande nicht angemessen wäre. Was ich Euch bisher gewesen bin, das verdankte ich Gott und Euch, und habe Euer Geschenk nie als mein Eigenthum, sondern nur als ein Darlehn betrachtet. Es gefällt Euch jetzt, es wieder zu fordern, und ich muß es mir gefallen lassen, es Euch zurück zu geben. Hier ist der Ring, mit welchem Ihr mich Euch vermählt habt; empfanget ihn wieder zurück. Ihr befehlt mir, die Morgengabe wieder mit nach Hause zu nehmen, die ich Euch gebracht habe. Dazu habt Ihr keinen Zahlmeister nöthig, und ich brauche weder Beutel, noch Saumthier; denn es ist mir noch nicht entfallen, daß Ihr mich nackend genommen habt. Wenn Ihr es nun für schicklich haltet, daß dieser Leib, welcher zwei von Euch gezeugte Kinder getragen hat, dem Anblick eines Jeden Preis gegeben werde, so will ich auch nackend wieder heimgehen: Doch bitte ich Euch, zum Lohn für meine Jungfrauschaft, die ich Euch zugebracht habe, und die ich nicht wieder mitnehme, daß Ihr mir wenigstens erlaubt, über die mitgebrachte Aussteuer ein einziges Hemd mit mir zu nehmen."

Gualtieri, der sich kaum der Thränen erwehren konnte, hielt sich hart und sagte: „So nimm denn ein Hemd mit!"

Alle, die um ihn waren, baten ihn, er möchte ihr doch ein Kleid geben, damit man Diejenige, welche dreizehn Jahr und darüber seine Gemahlin gewesen wäre, nicht so armselig und schmählich im bloßen Hemde aus seinem Hause gehen sehe. Doch alle Bitten waren vergeblich, und Griselda mußte im Hemde, mit unbedecktem Haupte und barfuß davon gehen, und Jedermann zerfloß in Thränen, wie sie Abschied nahm, und sich nach dem Hause ihres Vaters begab.

Giannucole, der sich nie hatte überreden können, daß Gualtieri seine Tochter wirklich zur Gemahlin erkoren hätte, und der demnach täglich einen solchen Auftritt erwartete, hatte die Kleider aufgehoben, welche sie am Tage ihrer Vermählung ablegte. Jetzt gab er sie ihr wieder, und sie legte sie an und verwaltete wie vormals jeden niedrigen Dienst in der väterlichen

Hütte, indem sie mit standhaftem Muthe die Schläge ihres harten Schicksals ertrug.

Nachdem Gualtieri es so weit getrieben hatte, gab er gegen seine Leute vor, er hätte sich mit der Tochter eines Grafen von Panago versprochen, und indem er große Zurüstungen zu seiner Hochzeit machen ließ, schickte er nach Griselda und ließ sie zu sich rufen. Wie sie kam, sprach er zu ihr: „Ich bin im Begriff, das Beilager mit meiner erwählten Braut zu vollziehen, und ich wünsche, daß sie bei ihrer ersten Ankunft standesmäßig möge empfangen werden. Du weißt wohl, daß ich kein Frauenzimmer im Hause habe, welches die Zimmer gehörig einzurichten und manches Andere anzuordnen wüßte, was zu einer solchen Feierlichkeit erforderlich ist. Weil Du nun mit Allem hier im Hause am besten bekannt bist, so bringe Alles in Ordnung, wie es sich gebührt; laß diejenigen Frauen einladen, die sich nach Deiner Meinung dazu schicken, und empfange sie, als wenn Du Frau im Hause wärest. Wenn die Hochzeit vorbei ist, kannst Du wieder nach Hause gehen.“

Obgleich ein jedes dieser Worte für Griselda ein Dolchstich durch das Herz war, indem sie es nicht so leicht fand, ihre Liebe aufzugeben, als ihrem äußerlichen Glücke zu entsagen, so sprach sie doch: „Mein Herr, ich bin willig und bereit.“ Sie kam in ihrer groben bäurischen Kleidung in den Palast zurück, den sie erst kürzlich im bloßen Hemde verlassen hatte; fegte die Zimmer und brachte sie in Ordnung; ließ die Teppiche aufhängen, die Decken ausbreiten, die Küche bestellen; verrichtete jeden Dienst, wie die geringste Magd im Hause, und ruhete nicht, bis sie alles Nöthige bereitet und angeordnet hatte. Hierauf ließ sie in Gualtieri's Namen alle Edelfrauen in der Gegend einladen und bereitete sich zu dem Tage der Vermählung. Wie dieser herankam, empfing sie, zwar in ihrer ärmlichen Kleidung, jedoch mit edler weiblichen Würde und Anstand und mit fröhlichem Angesichte die eingeladenen Frauen.

Gualtieri, welcher seine beiden Kinder in Bologna bei seiner Base, die mit einem Grafen von Panago vermählt war, sorgfältig hatte erziehen lassen, hatte jetzt, da das Mädchen schon zwölf Jahr alt und sehr schön, und der Knabe im sechsten Jahre war, nach Bologna gesandt, und seinen Vetter bitten lassen, mit den beiden Kindern nach Saluzzo zu kommen, und ein zahlreiches und standesmäßiges Gefolge mitzubringen, unter dem Anschein, daß er die junge Person dem Markgrafen als Braut

zuführte, und sich gegen Niemand merken zu lassen, daß die Sache sich anders verhielte.

Der Graf that, was Gualtieri ihn gebeten hatte; er begab sich nach einigen Tagen mit dem Fräulein und ihrem Bruder und mit einem angemessenen Gefolge auf den Weg und kam um Mittagszeit nach Saluzzo, woselbst eine Menge Landleute und andere Menschen aus der Nachbarschaft versammelt waren, um die junge Braut zu erwarten. Nachdem die Edelfrauen sie empfangen hatten, kam auch Griselda in den Saal, wo die hochzeitliche Tafel gedeckt war, und begrüßte sie als ihre Gebieterin. Die Frauen, welche den Markgrafen vergeblich gebeten hatten, Griselda in einem Zimmer verborgen bleiben zu lassen oder ihr eins von ihren ehemaligen Kleidern zu leihen, damit sie nicht so armselig vor den fremden Gästen erscheinen müßte, wurden nunmehr zur Tafel gebeten und man fing an, aufzutragen. Ein Jeder heftete seine Augen auf die junge Braut und Alle erklärten, Gualtieri habe einen guten Tausch getroffen. Auch Griselda beeiferte sich, sie und ihren Bruder zu loben.

Gualtieri glaubte nunmehro die Geduld seiner Gemahlin genugsam geprüft zu haben, weil er fand, daß alle diese außerordentlichen Schritte sie nicht im Geringsten erschütterten, und weil er gewiß überzeugt war, daß sie sich nicht durch Leichtsinn oder Thorheit leiten ließ, indem er ihre Klugheit sehr wohl kannte. Er hielt es demnach für hohe Zeit, sie des Grams zu überheben, welcher unter der Hülle ihrer Standhaftigkeit an ihrem Herzen nagen mußte. Er rief sie demnach in Gegenwart aller Gäste zu sich, und fragte sie lächelnd: „Was denkst Du von meiner Braut? Griselda."

„Gnädiger Herr (antwortete sie), ich denke alles Gute von ihr, und wenn sie (wie ich nicht zweifle) eben so verständig als schön ist, so bin ich versichert, daß Ihr mit ihr als der glücklichste Herr in der Welt leben werdet. Allein ich bitte Euch inständig, ihr nicht so viel Herzwehe zu verursachen, als Derjenigen, die vormals die Eurige war; denn ich zweifele sehr, daß sie es würde ertragen können, theils wegen ihrer großen Jugend, und theils deswegen, weil sie in aller Weichlichkeit des Wohllebens erzogen ist, da hingegen jene von Jugend auf durch lauter Beschwerlichkeiten abgehärtet war."

Wie Gualtieri fand, daß sie in allem Ernste glaubte, seine künftige Gemahlin vor sich zu sehen, und daß sie dennoch in keinem Stücke anders, als Gutes von ihr sprach, ließ er sie neben sich sitzen und sprach zu ihr:

„Griselda, es ist Zeit, daß Du die Früchte Deiner langwierigen Geduld genießest und daß Diejenigen, welche mich für grausam, ungerecht und unvernünftig gehalten haben, einsehen lernen, daß Alles, was ich that, zu einem wohlberechneten Endzwecke hinzielte; denn Dich wollte ich lehren, ein gutes Weib zu sein, und Jene, Dich als ihre Gebieterin anzusehen und zu schätzen, damit ich mir selbst dauerhafte Ruhe verschaffte, so lange ich mit Dir lebe. Dies alles hoffte ich damals, wie ich mich zuerst vermählte, kaum zu erlangen, und Du weißt am besten, wie viel Qual und Kummer ich Dir verursacht habe, um Dich zu prüfen. Weil ich jedoch nie gefunden habe, daß Du in Worten oder durch Handlungen, Dich meinen Wünschen widersetzt hättest und weil ich hoffen darf, die Freude, die ich mir wünschte, an Dir zu erleben, so will ich Dir in einer einzigen Stunde Alles wiedererstatten, was ich Dir in so vielen entzogen habe, und will mit dem sanftesten Balsam die Wunden heilen, die ich Dir schlug. Umarme demnach mit fröhlichem Herzen Diejenige, die Du für meine Braut hältst, nebst ihrem Bruder, als Deine und meine leiblichen Kinder. Sie sind dieselbigen, von welchen Du und viele Andere längst geglaubt haben, ich hätte sie grausamerweise umbringen lassen; und ich bin Dein Gemahl, der Dich mehr, als Alles in der Welt, liebt; und ich glaube mich rühmen zu können, daß kein Mann so sehr, wie ich, Ursache hat, sich seines Weibes zu freuen."

Mit diesen Worten umarmte und küßte er sie und führte sie, vor Freuden weinend, zu ihrer Tochter, die über Alles, was sie hörte, ganz erstaunt war, umschloß sie und ihren Bruder auf's Zärtlichste, und riß sie und viele Andere, die gegenwärtig waren, aus ihrem Irrthum. Die Frauen verließen fröhlich die Tafel, gingen mit Griselda in ein Nebenzimmer, wo sie ihr unter günstigern Vorbedeutungen ihre schlechten Kleider auszogen, und sie mit einem von ihren eigenen reichen Gewändern bekleideten, und führten sie (die auch in ihren Lumpen den edlen Anstand nicht abgelegt hatte) als ihre Gebieterin in den Saal zurück. Hier empfing sie voll Wonne ihre Kinder, und da Jedermann über diese glückliche Begebenheit herzlich froh war, so vervielfältigten sich die Freudenfeste und Jubelfeiern, und währten noch viele Tage, und ein Jeder pries die Klugheit des Gualtieri; wiewohl man sich nicht enthalten konnte, die mit seiner Gemahlin angestellten Prüfungen etwas zu hart und bitter zu finden; allein über Alles ward Griselda's weises Betragen mit Recht erhoben. Der Graf von Panago ging nach einigen Tagen wieder nach Bologna zurück. Gualtieri erhob

den Giannucole aus dem Bauernstande und versetzte ihn, als seinen Schwager, in eine solche Lage, daß er sein Alter in Ehren und mit großer Zufriedenheit beschließen konnte.

Was lernen wir aus dieser Begebenheit? Daß vom Himmel eben sowohl göttliche Gesinnungen in die niedrigsten Hütten herabsteigen, als es in den königlichen Palästen Menschen giebt, welche vielmehr verdienten, Schweine zu hüten, als über Länder und Leute zu herrschen. Wer anders, als eine Griselda, hätte die schweren und unerhörten Prüfungen des Gualtieri, nicht blos ohne Murren, sondern mit fröhlichem Angesichte, ertragen können? Ja vielleicht hätte er verdient, an ein Weib zu gerathen, welches sich, nachdem er sie im bloßen Hemde aus dem Hause gejagt, an einen Andern gehängt hätte, um zu einem hübschen Rock zu kommen."

Hier endigte Dioneo seine Erzählung und die Frauenzimmer, von welchen die Eine nach dieser, die Andere nach jener Seite zog, die Eine dieses tadelte, die Andere jenes erhob, hatten sich bereits darüber satt geplaudert, wie der König nach der Sonne blickte und fand, daß sie sich schon der Abendstunde näherte. Ohne von seinem Sitze aufzustehen, fing er an, folgendermaßen zu reden: „Reizende Mädchen! Ihr wißt wohl, es ziemt sich nicht nur für verständige Leute, des Vergangenen eingedenk zu sein und auf das Gegenwärtige zu merken, sondern es wird von großen Männern als die höchste Weisheit betrachtet, wenn man nach Maßgabe dieser beiden auch das Zukünftige zu berechnen weiß. Wir haben, wie Ihr wißt, schon seit vierzehn Tagen Florenz verlassen, um uns zum Besten unserer Gesundheit und zur Erhaltung unseres Lebens ein wenig Zerstreuung zu verschaffen, und die Traurigkeit, den Schmerz und die Angst zu meiden, welche seit dem Ausbruche der schrecklichen Pestseuche daselbst herrschen; und mich däucht, wir haben dieses mit vieler Wohlanständigkeit ausgeführt. Denn obgleich wir uns hier manche lustige Streiche (die vielleicht zum Theil die Begierden reizen konnten) erzählt, und dabei immer gut gegessen und getrunken, gesungen und gespielt haben, welches Alles bei schwachen Gemüthern leicht Anlaß hätte geben können, die Wohlanständigkeit zu verletzen: so habe ich doch weder von Eurer Seite, noch von der unsrigen, irgend ein Wort gehört oder eine Handlung bemerkt, welche Tadel verdienten, sondern Alles, was ich gehört und gesehen habe, schien mir nichts, als Ehrbarkeit, Eintracht und geschwisterliche Vertraulichkeit an-

zuzeigen. Dieses muß mir allerdings, um Eurer und meiner Ehre und Nutzens willen, sehr lieb sein. Damit jedoch aus einer zu langen Fortsetzung einer und derselben Sache nicht Ueberdruß erwachsen möge und damit wir Niemand Anlaß geben, uns wegen unseres langen Außenbleibens zu verlästern, so bin ich der Meinung, nachdem bereits ein Jeder von uns an seinem bestimmten Tage die Ehre genossen hat, mit welcher ich mich noch jetzt bekleidet sehe, daß wir nunmehr, wenn es Euch gefiele, wieder dahin zurückkehren sollten, woher wir gekommen sind. Ueberdies gebe ich Euch zu bedenken, daß unsere Gesellschaft, von welcher man in vielen andern Zirkeln rings um uns her schon gehört hat, bald so zahlreich werden würde, daß wir unser ganzes Vergnügen darüber einbüßten. Gefällt Euch demnach mein Rath, so will ich die mir übertragene Krone bis zu unserer Abreise, die ich auf morgen anzusetzen gedenke, behalten: wofern Ihr aber anders gesinnt seid, so habe ich bereits bei mir beschlossen, wen ich für den morgenden Tag damit bekrönen will."

Die Mädchen und Jünglinge rathschlagten lange mit einander; doch endlich erklärten sie sämmtlich den Vorschlag des Königs für gut und weise und entschlossen sich, ihn zu befolgen. Der König ließ deswegen den Schaffner rufen, nahm mit ihm Abrede, wie es am folgenden Morgen mit Allem sollte gehalten werden, und erhob sich, nachdem er die Gesellschaft bis zum Abendessen beurlaubt hatte. Bis dahin vertrieb sich ein Jeder die Zeit, wie sonst, der Eine auf diese, der Andere auf jene Weise. Zu gehöriger Stunde kamen sie fröhlich bei der Abendtafel wieder zusammen, und fingen hernach an, zu singen, zu tanzen und zu spielen. Indem nun Lauretta den Reihen anführte, ersuchte der König Fiammetta, ein Lied dazu zu singen, welches sie mit lieblicher Stimme folgendermaßen begann:

Wenn nicht die Eifersucht der Liebe folgte,
so wär' ich zehnmal froher,
als ich jetzt bin, und je ein Mädchen sein kann.

Wenn rasche, muntre Jugend,
die den Geliebten schmückt, sein Mädchen freuet;
wenn Edelmuth und Tugend,
wenn Tapferkeit und Kühnheit,
Vernunft und Würde, Zierlichkeit der Rede
und Artigkeit, entzücken,
so ist mir, traun! ein schönes Loos gefallen,
weil ich in dem Geliebten
im vollsten Maße dieß vereint erblicke.

Allein, wenn ich bedenke,
daß andre Mädchen auch so klug, wie ich, sind,
so macht die Furcht mich zittern,
und nur das Schlimmste ahnend,
besorg' ich, daß auch sie die Sehnsucht fühlen,
die mir das Herz entrückt hat.
Dann macht mich das, was mir das höchste Glück ist,
oft unaussprechlich traurig,
bricht mir das Herz, und kümmert mir mein Leben.

Fänd' ich bei dem Geliebten
die Treue so bewährt, wie seine Tugend,
so quälte mich kein Argwohn.
Doch da man täglich siehet,
wie leicht ein neuer Reiz zur Liebe anlockt,
so trau' ich keinem Manne.
Dies quält mich so, daß ich das Leben hasse;
denn wenn ihn eine ansieht,
so fürcht' ich schon, daß sie mit ihm davon läuft.

Laßt mich denn bei den Göttern
(Ihr Mädchen!) Euch beschwören, daß Ihr nimmer
so schmerzlich mich beleidigt;
denn wo sich eine fände,
die mir durch Blicke, Worte und Geberden
so sehr zu schaden suchte,
so hütet Euch. Denn wenn ich es erfahre,
so schwör' ich Euch, Ihr Kleinen,
Ihr sollt die Thorheit bitterlich beweinen.

Kaum hatte Fiammetta ihr Lied geendigt, wie Dioneo, der neben ihr saß, lachend zu ihr sagte: „Madonna! Ihr würdet uns eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn Ihr uns allen seinen Namen sagtet, damit Euch Niemand aus Unwissenheit in Eurem Besitze störe; indem Ihr Euch so sehr darüber entrüsten würdet."

Nach diesem sang man noch einige andere Lieder, und die Nacht war schon halb vergangen, wie der König Allen empfahl, sich zur Ruhe zu begeben. Wie der neue Tag anbrach, und der Schaffner bereits alles Gepäcke vorausgeschickt hatte, folgte die Gesellschaft ihrem bedächtigen Könige, und kehrte nach Florenz zurück. Die drei jungen Herren trennten sich von den Damen bei Santa Maria Novella, wo sie mit ihnen Gesellschaft gemacht hatten, und wo sie jetzt von ihnen Abschied nahmen, um ihren anderweitigen Vergnügungen nachzugehen, und die Jungfrauen kehrten zu gelegener Zeit nach ihren Wohnungen zurück.

Nachschrift des Verfassers.

Meine werthen Leserinnen, zu deren Vergnügen ich diese langwierige Arbeit unternommen habe, ich glaube, durch den Beistand der göttlichen Gnade (welchen ich vermuthlich mehr eurem frommen Gebete, als meinem eigenen Verdienst zu verdanken habe) dasjenige vollkommen geleistet zu haben, was ich Euch im Anfange dieses Werkes versprach. Nachdem ich also zuvörderst Gott und hiernächst Euch gedankt habe, so wird es Zeit sein, die Feder niederzulegen, und der ermüdeten Hand ein wenig Ruhe zu gönnen. Doch ehe ich ihr diese gestatte, will ich vorher in aller Kürze auf einige Sächelchen antworten, als auf stillschweigende Einwürfe, welche vielleicht irgend eine von Euch, oder sonst Jemand möchte vorzubringen haben; denn ich bin gewiß überzeugt, daß dieses Werkchen kein besonderes Vorrecht vor irgend einem anderen erwarten darf; vielmehr erinnere ich mich, schon am Anfange der vierten Tagesordnung erwähnt zu haben, daß es dergleichen Vorrecht nicht genossen hat.

Einige von Euch werden vielleicht sagen, daß ich mir, wie ich diese Erzählungen niederschrieb, zu viele Freiheiten erlaubt habe, und daß ich zum Beispiel die Frauenzimmer bisweilen solche Sachen erzählen, und noch öfter anhören lasse, welche züchtige Mädchen weder sagen, noch anhören sollten. Das kann ich aber nicht einräumen; denn es ist nichts so unzüchtig, daß es sich nicht füglich mit anständigen Worten erzählen ließe, und dieses glaube ich so ziemlich geleistet zu haben. Gesetzt aber, es verhielte sich so, wie Ihr sagt (denn ich begehre nicht mit Euch zu streiten, weil Ihr mich doch überwinden würdet), so antworte ich, daß ich mehr als eine Ursache anzuführen habe, warum ich so und nicht anders handeln mußte. Denn erstlich, wenn sich etwas von dergleichen Dingen in irgend einer der Erzählungen findet, so hat es die Natur derselben erfordert, und ein jeder Vernünftige, welcher die Sache im rechten Lichte betrachtet, wird einsehen, daß ich sie nicht anders erzählen konnte, wenn ich ihr nicht ihre wahre Gestalt nehmen wollte. Und wenn ja hin und wieder ein kleiner Umstand, oder ein Wörtchen sich fände, welches den scheinheiligen Weiblein (die ihre Worte lieber, als ihre Handlungen auf die Waage legen, und sich mehr Mühe geben, fromm zu scheinen, als fromm zu sein), gar zu leichtsinnig klingt, so sage ich, daß es mir nicht unanständiger ist, es geschrieben zu haben, als andern Männern und Weibern, wenn sie jeden Tag von Keilen und Spalten, von Mörsern und Stämpfern, von Würsten und dergleichen reden. Ueberdieß muß man meiner Feder die Freiheit nicht absprechen wollen, die man dem Pinsel eines jeden Malers einräumt, welchem es Niemand (wenigstens nicht mit Recht) zum Vorwurf macht, daß er nicht nur den heiligen Michel, oder Görge, den Drachen bald mit dem Schwerte, bald mit der

Lanze, an dieser oder an jeder Stelle, wie es ihm einfällt, verwunden läßt, sondern daß er Christum als einen Mann und Eva als eine Frau malt, und daß er demjenigen, der für ein ganzes Menschengeschlecht gestorben ist, bald mit einem Nagel, bald mit zweien, die Füße ans Kreuz heftet. Nächst diesem wird man auch wohl einsehen, daß diese Sächelchen nicht in der Kirche sind erzählt worden, von deren Dingen man nicht anders reden soll, als mit reinem Herzen und in den ehrfurchtsvollesten Ausdrücken, obgleich man in ihren Geschichten auch wohl auf Dinge stößt, die noch ganz anders klingen, als die ich geschrieben habe; auch nicht in den Schulen der Weltweisen, wo ebenfalls alles ehrbarlich zugehen muß; auch nicht an andern Orten unter Geistlichen oder Schulmännern; sondern in Gärten und Lustörtern, unter jungen, jedoch verständigen Leuten, die sich nicht durch Märchen bethören ließen, und zwar zu einer Zeit, da die ehrbarsten Leute sich nicht würden geschämt haben, mit den Hosen auf dem Kopfe einher zu gehen, wenn sie dadurch ihr Leben hätten retten können. Uebrigens können sie freilich, so wie sie sind, so wohl schaden, als nützen, wie eine jede andere Sache, und es kömmt dabei alles auf den Zuhörer an. Wer weiß es nicht, daß der Wein, der nach der Behauptung des Cinciglione, des Scolaïo, und vieler andern, die herrlichste Sache von der Welt ist, dem Fieberkranken zum Gift wird? Wollen wir ihn darum zum wirklichen Gifte machen? Wer erkennt nicht das Feuer für eins der nützlichsten und nöthigsten Bedürfnisse der Sterblichen? Wollen wir es denn ein Uebel nennen, weil es auch Häuser, Dörfer und Städte in die Asche legt? Die Waffen vertheidigen bald das Leben und das Eigenthum derer, die friedlich gesinnt sind, bald tödten sie die Menschen, nicht weil sie an sich böse sind, sondern weil man sie zum Bösen mißbraucht. Kein verderbtes Gemüth hat je ein Wort weislich verstanden, und so wie diesem die ehrbaren Dinge nichts frommen, so können hingegen diejenigen, welche weniger ernsthaft und ehrbar sind, einen reinen Sinn nicht beflecken, so wenig als der Koth den Sonnenstrahl und der irdische Unflath die Schönheiten des Himmels. Welche Bücher, welche Schriften, welche Worte sind heiliger, erhabener und ehrwürdiger, als die Bücher der heiligen Schrift? Und dennoch ist die Menge derjenigen groß, welche durch die verkehrte Auslegung derselben sich und Andre ins Verderben gestürzt haben. Eine jede Sache an und für sich selbst ist immer zu etwas nützlich; wenn sie aber unrecht gebraucht wird, so kann sie viel schaden. Eben dieses gilt auch von meinen Erzählungen: Will Jemand böse Gedanken aus ihnen schöpfen, oder Anlaß zu bösen Handlungen von ihnen nehmen, so werden sie das nicht verhindern können, wenn vielleicht der Stoff dazu in ihnen liegt, oder wenn man sie so lange verkehrt und verdreht, bis man ihn hinein legt. Wer aber Nutzen und Vortheil aus ihnen ziehen will, dem werden sie ihn nicht versagen, und Niemand wird ihnen ihre Nützlichkeit absprechen, wenn sie zu gehöriger Zeit und von solchen Personen gelesen werden, für welche sie geschrieben sind. Wer seinen Rosenkranz zu beten, oder Grützkuchen und Torten für seinen Gewissensrath zu backen hat, der lasse sie liegen; sie werden Keinem nachlaufen, um sich lesen zu lassen.

Und doch sieht man selbst die Betschwestern manchmal ganz eigene Sächelchen treiben und reden.

Es wird auch wohl einige geben, welche meinen, dieses und jenes Geschichtchen hätte lieber sollen weggelassen werden.

Zugestanden! Ich konnte und durfte sie aber nicht anders schreiben, als sie waren erzählt worden, und folglich hätten die erzählenden Personen etwas Besseres sagen sollen, so würde ich auch was Besseres geliefert haben. Doch wenn man auch voraussetzen wollte, ich wäre so wohl der Erfinder, als der Schreiber dieser Erzählungen (wiewohl ich das nicht bin), so würde ich sagen: ich schäme mich nicht, daß sie nicht alle gleich schön sind; denn außer Gott selbst wird kein Meister gefunden, der alles gut und vollkommen macht, und Karl der Große, der den Orden der Tafelrunde stiftete, konnte doch nicht so viele zu Rittern derselben schlagen, daß er von ihnen ein ganzes Heer hätte errichten können. Unter der Menge von Dingen muß immer Verschiedenheit stattfinden. Kein Feld war je so sorgfältig gebaut, daß nicht Nesseln, Dornen und Disteln darauf wuchsen, und sich unter das beste Getreide mischten. Wer nun immer mit einfältigen Weiberchen zu plaudern hat (wie die meisten von Euch sind), der würde thöricht handeln, wenn er sich den Kopf zerbrechen wollte, um lauter ausgesuchte Dinge zu ersinnen, und immer in einem abgemessenen Tone zu reden. Mit einem Worte, wer in diesem Büchelchen herumblättert, der lasse alles ungelesen, was ihm anstößig ist, und lese nur das, wovon er sich Vergnügen verspricht; und damit sich Niemand betrogen finde, so trägt eine jede Geschichte ein Zeichen vor der Stirne, woran man sehen kann, was ihr im Busen steckt.

Ich glaube ferner, daß Manche einwenden werden, einige Erzählungen wären viel zu lang gerathen.

Diesen sage ich noch einmal: Wer etwas Besseres zu thun hat, der handelte thörlich, wenn er sie läse, wenn sie auch noch so kurz wären. Und obwohl schon eine geraume Zeit verflossen ist, seitdem ich anfing, sie zu schreiben, so habe ich doch jetzt am Ende meiner Arbeit noch nicht vergessen, daß ich damals mein Geschwätz nur den Müßigen, und keinen Andern anbot. Wer aber zum Zeitvertreib lieset, dem ist nichts zu weitläufig, so lange es ihm zur Erreichung seines Endzwecks beförderlich ist. Ein kurzer Vortrag ist nur demjenigen etwas werth, der sich belehren will, und also nicht liest, um sich die Zeit zu vertreiben, sondern um sie nützlich anzuwenden. Aber so verhält es sich nicht mit Euch Frauenzimmern, die Ihr nicht wißt, wie Ihr die übrige Zeit los werden sollt, die Ihr nicht den Vergnügungen der Liebe gewidmet habt. Da nun überdieß keine von Euch weder in Athen, noch in Paris, oder Bologna zu studieren pflegen, so muß man mit Euch ein wenig ausführlicher sprechen, als mit denen, welche sich das Verständniß an gelehrten Sachen abgeschliffen haben.

Ich zweifle nicht, daß sich nicht auch noch Einige finden sollten, welche mir vorwerfen, daß zu viele Possen und leichtsinniges Geschwätz in die vorgetragenen Sachen eingestreut sind, und daß es sich für einen Mann von Ernst und Gewicht nicht schicke, dergleichen Sachen geschrieben zu haben.

Diesen bin ich vielen Dank schuldig (und will ihn hiermit abgestattet haben), weil sie sich aus wohlgemeintem Eifer meines guten Namens annehmen; allein meine Antwort ist fertig: Ich bekenne, daß ich bin gewogen, und mehr als einmal in meinem Leben gewogen worden, und eben daher kann ich denjenigen guten Damen, die mich noch nicht selbst gewogen haben, sagen, daß ich nicht schwer, sondern so leicht wäge, daß ich im Wasser oben schwimme. Wenn man nun noch dazu bedenkt, daß die Predigten der Mönche, die doch zur Absicht haben sollen, den Menschen ihre Gebrechen vorzuhalten, heutiges Tages nichts, als lauter Schwänke und leeres Geschwätz enthalten, so habe ich geglaubt, daß dergleichen sich noch wohl eher zu meinen Erzählungen passen würden, die nur geschrieben sind, um den Weibern die Grillen zu vertreiben. Sollten sie jedoch zu viel dabei lachen, so können ihnen ja die Klaglieder Jeremiä, die Passionsgeschichte, oder die bußfertige Magdalena das Lachen bald wieder vertreiben.

Wer wird endlich zweifeln, daß nicht Einige mir auch eine böse Zunge und ein wenig Hang zum Afterreden zur Last legen sollten, weil ich hie und da von den Mönchen die Wahrheit rede?

Denen, welche dieses thun, ist es sehr zu verzeihen, weil sie vermuthlich durch triftige Gründe dazu bewogen werden; denn die Mönche sind ein gutes Völkchen, welches aus lauter Gottesfurcht die Unbequemlichkeit meidet, von Zeit zu Zeit die Weiblein kitzelt, und nichts davon nachsagt; und wenn sie nur nicht insgemein ein wenig nach dem Bock röchen, so könnte man sich ganz artig mit ihnen die Zeit vertreiben. Ich gestehe inzwischen, daß man unter den Dingen dieser Welt nichts Beständiges findet, sondern daß alles einem immerwährenden Wechsel unterworfen ist; und dieses könnte denn auch wohl meine Zunge betroffen haben. Weil ich nun meinem eigenen Urtheil nicht trauen wollte (welchem ich in Sachen, die mich selbst angehen, niemals folge), so fragte ich neulich eine meiner Nachbarinnen, welche mir darauf versicherte, daß ich die sanfteste Zunge von der Welt hätte: und wie sie mir dieses sagte, blieben mir doch wirklich von meinen Erzählungen nur noch wenige zu schreiben übrig. Weil demnach jene Damen gewiß allzu leidenschaftlich von mir urtheilen, so muß ich sie bitten, mit dem Gesagten statt aller weitern Antwort vorlieb zu nehmen.

So mag denn von nun an eine Jede von mir denken und reden, wie es ihr gefällt, und da es einmal Zeit ist, den Worten ein Ende zu machen, so danke ich demjenigen, der mich nach einer so langwierigen Arbeit durch seinen Beistand zum erwünschten Ziele geführt hat. Und Ihr, meine liebenswürdigen Frauen, lebt wohl und zufrieden unter seiner Obhut, und gedenkt an mich, wenn irgend einer, oder der andern von Euch, vielleicht Einiges von dem, was sie gelesen haben, zum Frommen gereicht.

Ende.

Stereotypie und Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.